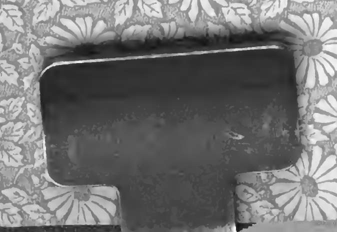
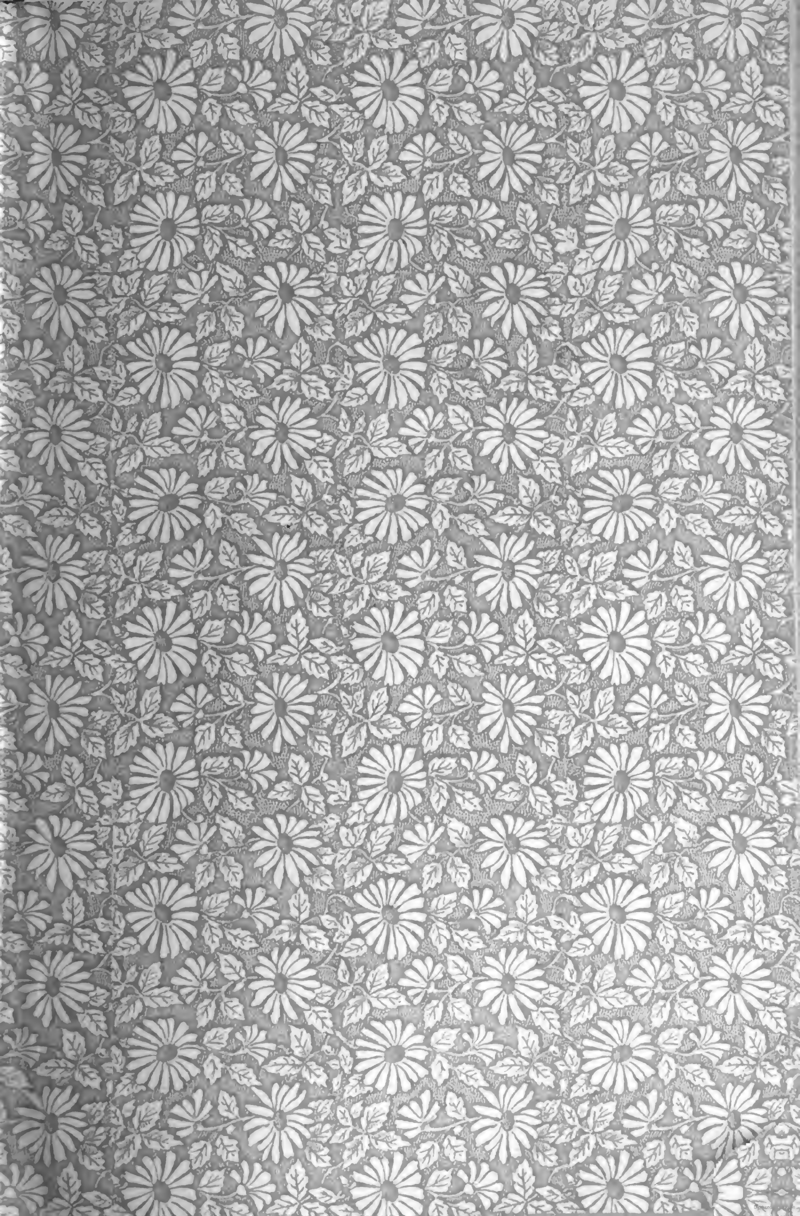


Johannes Schlaf

Peter Boies Freite

AL





Johannes Schlaf

Peter Boies Freite



Peter Boies Freite

Roman

von

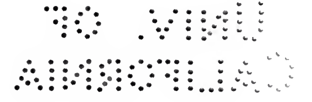
Johannes Schlaf

2. Auflage



Leipzig 1903
Hermann Seemann Nachfolger

Setzmaschinensatz und Druck der
Spamerschen Buchdruckerei, Leipzig

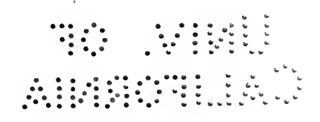


Vorwort.

Es ist merkwürdig, daß bei uns in Deutschland noch niemand von der Generation, die seit Mitte der achtziger Jahre auf dem Plan, darauf kam, an eine Aufgabe heranzugehen, die so nahe liegt und eigentlich auch fast unerläßlich ist: an die Aufgabe, die, wie der Franzose sagen würde, Psychologie des eigenen Types zu geben. — Hermann Conradis beiden Romane „Phrasen" und „Adam Mensch" könnten ja nun wohl als solch ein Versuch bezeichnet werden. Aber Conradi war zu schrullig und barock, es fehlte ihm die Objektivität, die hier unerläßlich. Die Generation war damals wohl auch noch zu sehr in ihren Flegeljahren; ich möchte sagen, in der Unruhe ihrer Pubertät. — Auch Bleibtreus „Größenwahn" ist deshalb alles andere eher als eine Psychologie unserer Generation. Eine solche war damals eben noch nicht möglich. Es mußte noch eine Reihe von Jahren ins Land gehen.

Ich darf nun freilich einige neuere Versuche nicht vergessen. So Stanislav Przybyszewskis Cyklus „Homo sapiens“. Aber Przybyszewski ist Pole. Was er giebt, ist die, künstlerisch übrigens sehr ungestalte, Psychologie des internationalen Edelanarchisten mit einem Stich ins Polnische. Er konnte den deutschen Typ der neuen Generation nicht gestalten, auf den es eben ankäme. — Auch O. J. Bierbaums „Stilpe“ wäre zu erwähnen. Aber Stilpe ist nichts als ein intelligenter Kerl, ein einseitig litterarisches Talent, ein verbummelter Bohémien, er bedeutet eine viel zu nebensächliche Nüance des neuen Types; er weiß nichts von dessen centralen Konflikten, verkümmert ziemlich abseits von seinem tieferen, ernsteren Wollen und Streben. Es kommt aber gerade darauf an, den eigentlichsten Kulturwert der Generation zu erfassen und ihre Entwickelungswehen, ihr Werden und ihre Strebungen darzustellen. Diese Aufgabe hat ernstlich bei uns noch niemand in Angriff genommen.

Es ist jetzt aber der richtige Zeitpunkt dazu vorhanden. Die Aufgabe ist lösbarer als vor zehn, fünfzehn Jahren. Denn die Generation ist inzwischen nicht nur ein gut Stück vorwärts gekommen, sondern, scheint mir, auch an einem gewissen Haltepunkt ihrer Entwickelung angelangt, von dem aus eine Rück- und Ueberschau möglich



ist. — Sie hat ihre ersten, einseitig sozialistischen Tendenzen, nicht minder ihre artistisch-naturalistischen überwunden; das, was für sie — wir müssen sie in ihrer Gesamtheit betrachten und nicht bloß die Künstler und Litteraturmenschen berücksichtigen — von Anfang an charakteristisch war, was den Plan unserer Jugendbünde an der Wende unserer Schüler- und Studentenzeit ausmachte: die ethische Tendenz, die Tendenz, sich von älteren Kulturbedingungen loszulösen und der Moderne gerecht zu werden, die strenge Arbeit des einzelnen an sich selbst, die Tendenz, sich im Uebergange dieser Zeitläufte zu harmonischer Individualität zu steigern, das ist, vornehmlich wohl auch durch den fördernden Einfluß Friedrich Nietzsches, immer klarer und deutlicher das eigentlichste und innerste Lebensprinzip unserer Generation geworden; und sie ist, wie mir aus verschiedenen neueren Erscheinungen zu erhellen scheint, nach Ueberwindung und gründlicher Verarbeitung des Materialismus und der exakten, analysierenden und experimentierenden Wissenschaften gerade in den letzten Jahren zu einer gewissen Einheit der Weltanschauung gelangt, oder ist doch im Begriff, zu einer solchen zu gelangen. Es sind nicht mehr die Vogt und Büchner, die unsere Männer, es sind die Nietzsche und Whitman; wir stehen nicht mehr im Zeichen des Materialismus, sondern

des Individualismus und Monismus, und die trockenen Resultate der exakten Wissenschaften haben begonnen, sich uns zu neuen Gefühlswerten zu wandeln.

Der richtige Zeitpunkt, an die gedachte Aufgabe heranzugehen, scheint also gekommen. — Zudem aber ist es geradezu notwendig, eine solche Psychologie und Ueberschau der neueren Entwickelung zu versuchen. Es würde uns gar manche Klärung bringen und unser Selbstbewußtsein stärken und sichern; es würde die guten Resultate und Siege, die wir, nach so heißen Kämpfen und so manchen Martyrien, errungen, sicherstellen gegen vielerlei Reaktionen, die sie neuerlich wieder bedrohen.

Es mögen, zum Beispiel, die neuesten nationalistischen Bestrebungen ja wohl in mancher Hinsicht ihr Gutes haben — ich habe es an anderer Stelle des öfteren anerkannt — aber sie brachten doch auch wieder nur allzuviel Epigonentum und Dilettantismus und allen möglichen Urvätershausrat mit einem Wust gewiß recht gesinnungstüchtiger, aber ebenso inhaltsloser Schlagworte in Flor, der eine nicht geringe Gefahr und Hemmung bedeutet. Die Leute, die in den achtziger Jahren auftraten, so verächtlich man ihnen auch neunmalklug ihre Dekadenz, Nervenequilibristik u. s. w. neuerdings zum Vorwurf macht, be-

saßen im Grunde zehnmal mehr Idealität und waren zehnmal lebendiger, als der nahezu flaue Nachschub, der in den letzten Jahren auftauchte mit so dicken Redensarten und so mäßigem Können!

Man kann einen Hermann Conradi zum Beispiel unmöglich so obenhin einen Dekadent nennen und ihn damit abthun! Ein gerechtes und einsichtiges Urteil wird ihn wesentlich anders werten müssen. Aehnlich wie Nietzsche müßte etwa auch Conradi, um hier nur dieses einen zu gedenken, weniger als ein Dekadent, als viel mehr als Märtyrer eines Kulturüberganges angesehen werden, als Uebergangserscheinung eines in seiner Bildung begriffenen modernen Neumenschentypus, der sich von den Atavismen seiner ersten Jugendeinflüsse und von dem skeptischen Materialismus seiner späteren Entwickelungsjahre zu befreien trachtet und zu einer neuen, modern einheitlichen Weltanschauung hinstrebt.

Ein solcher, hoff' ich, gerechterer Gesichtspunkt war nun für mich maßgebend, als ich mir vor ein paar Jahren die Aufgabe stellte, in einer Romantrilogie der Psychologie der neuen Generation gerecht zu werden.

Die Franzosen haben für ihr Teil eine solche Aufgabe längst gelöst. Wir Deutschen hinken ihnen wieder einmal nach. Aber vielleicht er-

geben sich bei der Art, wie ich in meinen drei Romanen die Sache in Angriff genommen, bedeutsamere und fruchtbarere Gesichtspunkte oder wird wenigstens zu solchen übergeleitet, als der neuere psychologische Roman der Franzosen, eines Huysmans etwa, sie zu bieten vermag.

Der französische moderne Uebergangsmensch ist — ich erinnere noch einmal an Huysmans — vorwiegend Aesthet, ist Verstandesmensch, Skeptiker und ein sehr feiner, kühler, geistreicher, seelischer Analytiker, mit einer Neigung zum Artistischen. In die letzten Seelentiefen indessen geht er kaum hinab. Die philosophisch-spekulativen, die religiösen und ethischen Centren läßt er in Ruhe. Er ist affektlos. Es ist mehr ein blasiertes Verzichten als ein leidenschaftliches Suchen in ihm, dem allzu greisen, das im stande wäre, eine neue Synthese thätig heraufzufördern. Sehr verschwindend wenige der jüngsten Generation — wer kennt einen Leon Bazalgette! — versuchen das; und sie werden unbeachtet gelassen. — Der französische moderne Uebergangsmensch bleibt im wesentlichen, so fein seine Analyse auch ist, an der Oberfläche der großen Probleme, die uns heute bewegen. Er vermag nicht den beharrlichen und verwegenen, den frommen Trieb, in die Tiefen der Individualität hineinzudringen. Der Spürmut der neueren Ger-

manen nach dieser Richtung geht ihm ab, wie ihn etwa Arne Garborg mit seinem Gabriel Gram der „Müden Seelen“ bethätigt. Die alten Rassen-gegensätze bleiben bestehen und bezeugen sich wieder einmal auf das unverkennbarste. —

Was nun meine Trilogie — „Das dritte Reich“, „Die Suchenden“ und den vorliegenden, „Peter Boies Freite“ — anbelangt, so glaube ich, daß sie im wesentlichen ihrer Aufgabe nicht bloß nach einer Seite gerecht wird und sie auch leidlich ausholt. Es ist vielleicht auch eines ihrer Verdienste, und wohl nicht das geringste, daß sie den Typ der neuen Generation in seinem Werden und in seiner Entwickelung zeigt und diese Entwickelung bis zu einem positiven Resultate hin verfolgt, das vielleicht kein unerfreuliches ist.

Man wird diesen Typ angesichts meiner drei Romane nicht so leicht mit dem Begriff der Dekadence abthun können. Man hat es ja wohl versucht: ich habe von der Kritik anläßlich des „Dritten Reiches“ und der „Suchenden“ unterschiedliches zu hören bekommen, das ich mir ja wohl nicht hinter den Spiegel zu stecken brauche: aber ich kann nicht dafür, wenn die betreffenden neuen „Lessinge“ ihre Myopie glänzend bewiesen haben. —

Es ist zum Beispiel doch sehr die Frage, ob man meinen Dr. Liesegang im „Dritten Reich“

so ohne weiteres einen Dekadent nennen darf, und ob er im Grunde nicht noch immer zehnmal gesünder ist, als so mancher neuerliche Gesundheitsprotz! — Es wäre z. B. falsch, zu sagen, daß Liesegang gerade an einer innerlichen Leere zu Grunde ginge. Vielmehr führt gerade eine Ueberfülle seiner geistigen und seelischen Kräfte seinen Untergang herbei. Er stirbt ja beinahe wie Mose auf dem Nebo, mit einem Blick in das gelobte Land einer neuen Synthese und Zuversicht. Seine Psychophysis ist weniger zerrüttet, als vielmehr in einem sehr interessanten Grade beweglich und sensibel. Er i st bereits bis zu einem gewissen Grade moderner Neumensch, ist bereits in einem gewissen neuen Sinne gesund. Er stirbt nicht als Skeptiker, sondern mit einem jubelnden Ja!, mit einer großen beglückten Einsicht in den heiligen Zusammenhang alles Seins und Werdens. Das große, übermächtige neue Werden vernichtet ihn, aber nicht ohne ihn einen seligen Blick in seine nahenden Erfüllungen thun zu lassen. Liesegang braucht sich nicht, wie der moderne französische Dekadent, dem gegenüber er so prächtig jung ist, in irgend einem raffinierten spekulativen, ästhetischen, sexuellen oder gar stomachalen Genußleben zu betäuben: er hat die selige Schau der großen Daseinsprobleme und -Zusammenhänge, und nicht einen Augenblick

kommt ihm seine deutsche Pietät und Frömmigkeit abhanden. Es ist Rasse und Leben in ihm bis zum letzten Atemzug, trotz aller Müdigkeiten und Martyrien.

Nach einer anderen Richtung ist der Dr. Erhart Falke der „Suchenden" von Interesse. Er ist Liesegang verheiratet, Familienvater und praktischer Arzt; er ist Liesegang im Zustande bürgerlicher Rangiertheit. — Man hat ihm und mir, dem Autor, zum Fehler angerechnet, daß er da mit einem Dreiverhältnis zwischen ihm, seiner Frau und seiner Geliebten, das auf völliger gegenseitiger Offenheit und auf gegenseitigem Vertrauen beruht, experimentiert. Man meint, das sei unwahr. Und dennoch ist ein solches Experiment durchaus im Sinne seines Types. Es ist geradezu ein Vorzug des Romanes, daß er gerade einen solchen, so überaus charakteristischen Zug giebt, mag man im übrigen auch über ein derartiges Experiment denken wie man will; ich thue mir etwas zu gute auf meine Objektivität. Denn das beruht alles auf Thatsachen und liegt durchaus im Bereich der betreffenden Möglichkeit. Mag Falke in diesem Fall immerhin verquer handeln: man kann im übrigen nicht wissen, was bei solchen ungewöhnlichen ethischen Experimenten nach anderer Richtung hin noch einmal Neues und Ersprießliches herauskommen

kann! Die Menschen von morgen werden nicht mehr die von heute sein; die Ethik der Sozietät von morgen wird nicht mehr die Ethik der Sozietät von heute sein! — Jedenfalls stützen sich meine drei Romane sorgfältig auf Thatsachen, wenn ich auch nach keiner Seite eine Indiskretion auf dem Gewissen habe und so ein Einzelfall in meinen drei Romanen aus hundert Beobachtungen zusammenkommt. — Immerhin bedeutet jenes Experiment bei Falke noch eine gewisse Unsicherheit der Triebe und Affekte, ein hamletisches Schwanken der Reflexion. — Anders denk' ich und aus festerem Guß ist der Peter Boie. Der ist modern, ohne Skrupel und Zweifel. Er ist ein denkender Mensch, philosophiert und reflektiert gelegentlich wie nur immer ein rechter Deutscher: aber es vermag ihm nichts mehr zu verschlagen. Er paßt in die Welt, wie sie heute ist. Er ist der Liesegang, der sich in die Zeitläufte gefunden und in ihnen heimisch geworden zu einer resoluten und sicheren praktischen Lebensführung, die sich den jeweiligen Umständen anzupassen versteht, daß es irgend ein smarter Yankee, dessen gepriesenes Vaterland der Freiheit ihm neue Heimat wird, nicht besser verstünde. —

Ich bin ja kein Prophet. Es ist nicht möglich vorauszusehen, wie der fertige Mensch des „dritten

Evangeliums" und der Menschheit, wie sie nach 200 Jahren sein wird, ausschauen mag: eine derartige Prophetie wird man ja wohl von diesem meinen dritten Roman nicht erwartet haben: aber immerhin: ich denke, der junge Peter Boie läßt sich an. — Möge er sein Glück machen! —

Berlin, Juli 1902.

Johannes Schlaf.

I.

In früher Morgenstunde hatte Peter Boie sein Hotel in der Krambodgade verlassen, um die Stadt zu durchschweifen und dann einen Abstecher in die Bergwelt des Trondhjem-Fjords zu unternehmen.

Peter Boie liebte Trondhjem zu dieser Tageszeit, in der noch keine lebendige Seele einem begegnete, und das Zwielicht noch in den Straßen lag und auf den Wänden der schlichten Holzhäuser. Diese schöne Stille erinnerte ihn an die beinahe erhabene Oede der Nordkapregionen mit ihrem geisterhaften Mittnachtsonnenlicht, von der er, an der Küste entlang fahrend, vor einigen Tagen hier in Trondhjem angekommen war.

Die Luft war kühl und unbeschreiblich rein. Ein blaßblauer Himmel wölbte sich über den schlummernden Häusern.

Peter Boie schlenderte die Krambodgade hinauf, an grünen Anlagen, alten verräucherten Speichern und Warenhäusern vorbei und bog in die Dronningensgade ein.

Hier lagen tief in schönen Gärten verborgen freundliche Holzvillen, und es fand sich ein kleiner Park, der zu dieser frühen Tageszeit bereits geöffnet war. Peter Boie betrat ihn. — Er hatte zwar nur die Größe und das Aussehen eines besseren Bauerngartens, mit ein paar sehr bescheidenen Grasplätzen, ein paar kleinen Blumenrundteilen, auf denen blasse Rosen, Karthäusernelken und Stiefmütterchen wuchsen; mit ein paar Büschen und halbwüchsigen Bäumen, mit Scheunen und Gehöften im Hintergrunde: über alles herrlich aber war die tiefe Stille, die köstliche Stille mit ihrem Hauch von Elegie. — Auf einer sehr schlichten Gartenbank sitzend lauschte Peter in einem wohligen Dämmern seiner Sinne, wie allmählich das Leben in der Stadt erwachte. Ein Hahn krähte. Von fernher kamen die hellen, silberreinen Klänge einer Turmuhr herüber. Ein Wagen ratterte. Eine Schmiede fing an zu pinken. Nachher gelangte er bei Østre Ihlen auf einen Platz bei einer Kirche. Hier konnte man auf einer Bank sitzen und auf die weite, blaue Fläche des Fjords hinausschauen. Der herrliche Blick erregte ihm die Sehnsucht nach den Bergen. Von da

oben, von der freien Alphöhe herab, wollte er auf sein geliebtes Meer hinausschauen.

Er erhob sich und schritt die Gasse, die von dem Kirchplatz ab im Bogen am Ufer des Fjords entlang führte, zwischen den freundlichen kleinen, hellgetünchten Holzhäusern hin. Ihre Läden waren noch geschlossen. Kaum krähte ein Hahn in ihren kunterbunten kleinen Höfen. — So wanderte er der Bergwelt zu, die mit dunkelgrünen Forsten bis dicht an die spiegelklare Wasserfläche des Fjords heran abfiel.

Wie ein rechter Tourist nahm Peter sich aus. Er war angethan mit einem rehbraunen Lodenanzug und hatte ein rehbraunes Hütchen auf; dicksohlige derbe Lederschnürschuhe trug er und gestrickte, rehbraune Gamaschen.

Peter Boie, der siebenundzwanzig Jahre zählte, war nicht viel über mittelgroß, schmächtig, schlank und wohlgebaut, und auf den ersten Blick ein wenig schwächlich wirkend. Für gewöhnlich hatte er eine nachlässige, schleifende Gangart, ungefähr wie sie Malern eigen zu sein pflegt. In dem Ausdruck seines kleinen, sensiblen Kopfes indessen war nichts von Schwächlichkeit. Auf einem langen, aber kräftig runden, nervigen Halse saß ein Römerkopf mit einem herzhaft vorstehenden Kinn, einer gebogenen Nase und einer hohen, breit und kantig vorspringenden Stirn.

Ein gescheiter, blonder Kopf; bartlos, mit schmalen, schweigsamen Lippen. Runde, eisengraue Augen blickten unter dünnen, ganz lichtblonden Brauen, die wie nicht vorhanden wirkten, mit einem steten und intelligent erraffenden Ausdruck unter dem mächtigen, eckigen Stirnknochen hervor. Das gab seinem Blick etwas Geierhaftes.

Peter Boie, der Jura studiert hatte, war mit allen akademischen Sports gründlich vertraut; denn er war von heiterer, frischer, ja zu Waghalsigkeit geneigter Gemütsart, mit einer von seinem Vater, dem alten Herrn Regierungrat Boie, ererbten Anlage zum Jähzorn. Es war ein tüchtiger Säbel- und Rapierfechter, ein guter Schütze, ein braver Schwimmer und, von Geburt Ostfriese, ein meisterhafter Schlittschuhläufer, dazu ein ausdauernder Wanderer. Wennschon sich solche Eigenschaften durch seine für gewöhnlich etwas nachlässig-bequeme und phlegmatische Haltung verhehlten. Nach außen hin zeigte er sich meist wortkarg und still, in einer Weise, daß er zuweilen wohl gar dem oberflächlichen Blick einen Eindruck von Einfältigkeit machen konnte. Und doch war er ein Mensch, den eine reiche, vielseitige und originale Gedankenwelt bewegte und der zudem alle jene Fragen und Probleme wissenschaftlicher, sozialer, ethischer und ästhetischer Art, die heutzutage an einen jungen Mann herantreten, aufgenommen

und mit Ernst und Gründlichkeit in sich verarbeitet hatte, ohne dabei die Kontrolle eines angeborenen gesunden Menschenverstandes außer acht zu lassen. — Als er dann gar bald im Verlaufe dieses Bildungsganges, der für ihn stets der wesentlichste gewesen, an Individualisten wie Stirner, Dühring, Nietzsche und Tolstoj geraten, war er den heutigen sittlichen, religiösen und staatlichen offiziellen Beständen gegenüber in eine seltsame Lage gekommen. Er konnte sagen, daß sie ihm gleichgültig geworden. Er hegte für sie weder Liebe noch Haß. Er begriff ihre geschichtliche Notwendigkeit, Zweckmäßigkeit und Vernunft, vermochte es aber nicht, diese Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit für sich selbst mehr anzuerkennen. In eine wunderliche Distance war er zu ihnen geraten, in der sie für ihn, ohne daß er in der Lage gewesen wäre, irgend einen persönlichen und werkthätigen Anteil an ihnen zu nehmen, wieder eine objektive Vollkommenheit erlangt hatten, trotz und bei all ihren Widersprüchen, eine Vollkommenheit wie nur irgend ein anderes in sich geschlossenes Naturprodukt. — Und so hatte er denn nun auch, sobald der alte Herr Rat, sein Vater, gestorben war, sogleich seine juristische Carriere quittiert und war zunächst — er hatte nach dem Tode des Vaters circa 10 000 Mark ausgezahlt bekommen — von einem unbändigen Freiheitsdrang getrieben, auf

Reisen gegangen, und hatte in einem Zeitraum von ungefähr zwei Jahren nichts getrieben, als Länder, Völker und ihre Einrichtungen aus jener wunderlichen Distance zu betrachten und mit einem wunderbaren, leidenschaftslosen Staunen zu genießen. Fast wie ein Abschiednehmender, konstatierte er zuweilen; mit einem innerlichen Befremden und einem leisen Bangen, was nun mit ihm werden solle? — Mit der Familie war er durch die Preisgabe seiner juristischen Laufbahn und durch seine Ideen gänzlich zerfallen. Er war ja auch von jeher das Schmerzenskind gewesen; und wenn nicht gerade im Sinne des lahmen Entleins, so doch des eigenwilligen Taugenichts, der von jeher seinen Kopf für sich gehabt, und des Heinz Widerborst. — Also nichts hatte er in dieser ganzen Reisezeit getrieben, als Eindrücke gesammelt von Natur, Menschen und Zuständen, höchstens noch ein wenig sich mit Botanik, die von jungauf sein Steckenpferd gewesen, beschäftigt und neue Sprachen getrieben; an nichts sonst hatte er gedacht, noch irgend einen Plan vorderhand für die Zukunft gefaßt, aufs Geratewohl der Zukunft entgegentreibend, mit einem frischen Leichtsinn, der wie ein Rausch war . . .

Mit seinem lässigen Gang in den köstlichen Morgen hineinschlendernd, zog er in wunderlich eckigen, halbwegs ausgelassenen Schlangenlinien

seinen Ziegenhainer hinter sich her, eine Reliquie aus seinen beiden ersten fidelen Couleursemestern in Heidelberg. Die übrige Studienzeit hatte er in Berlin absolviert; hatte aber, namentlich nachdem er einmal mit einigen Klubs, in denen eifrigst die modernen Fragen diskutiert wurden, in engere Berührung geraten, nichts weniger als utriusque juris sich beflissen gezeigt, obschon er nachher, seinem damals bereits kränklichen Papa zuliebe, zur großen Verwunderung seiner Angehörigen, ein sehr gutes Examen bestanden hatte. — So wanderte er also, zog vergnügt seinen Ziegenhainer hinter sich her, und summte, erschrecklich detonierend und solchermaßen das altbekannte „Frisia non cantat" bethätigend, eine muntere Melodie vor sich hin . . .

* *
*

Und nun lag er hoch oben zwischen grauem Geklipp und Urgebirggeröll, zwischen uralten Bergtannen, in tiefer, webender, sonniger Wald- und Sommerstille, und schaute hinaus auf die stahlblaue Weite des Nordmeeres. Die große Einsamkeit mit ihrer hellen, geisterklaren, bleichen Reinheit, die unsäglich reine Luft, die erhabene Monotonie des schwindeltiefen Wassersturzes, der in weißschäumenden Güssen von der Höhe des Ber-

ges dem Fjord zudröhnte, spannte seine Sinne und erregte seine Gedanken.

Auf dem Bauch liegend, das Gesicht in beide Hände gestützt, an einem Grashalm kauend, hielt er Ausschau. Mit wolkenlosem Blau dehnte sich der Himmel. Nach rechts hin schob sich der Trondhjem-Fjord breit und endlos weit, von blauen Gebirgsmassen geleitet in das Land hinein. Tief unten, an seinem rechten Ufer hin, lag in halbbogenförmiger Krümmung die Stadt mit der Masse ihrer Holzhäuser und dem Grün ihrer Gärten, überragt von der schlanken weißen Kirche bei Østre Ihlen und von Skandinaviens schönster Kirche, dem uralten, zu Ehren des heiligen Olaf erbauten Dom, in dem vormals Nordlands Könige gekrönt wurden. — Drüben, gegenüber, auf dem anderen Fjordufer, stürzte das rauhe Alpengebirge mit seinem dunklen Wettertann, seinen smaragdenen Almen und seinen weißschäumenden Wasserfällen, mit wildragendem Geklipp, von einem sonnigen Bronzeglanz überhaucht, zu der Tiefe des Fjords hinab. Nach links hin aber hatte er in alle Weite hinein die Schau über das purpurne Meer, sein geliebtes Meer, das von frühester Jugend auf die Amme seiner Gedanken und Empfindungen gewesen.

Ein großer brauner Raubvogel stieg aus dem dunklen Dickicht der Bergwaldung auf und

schwebte in großen, ruhigen Bogen gegen die sonngleißende Meerfreiheit hinüber. — Ein Seeadler! — Jetzt stieß er weit vom Gebirge ab und hing in den freien Lüften, hoch über dem Fjord. Goldbronzen von den Lichtfluten der Höhen gleißte sein wuchtiges, zerzaustes Gefieder.

Peter Boies Blicke hafteten an dem prächtigen Tier. Seine Augen blitzten und vor Wonne ahmte er laut seinen Schrei nach, der von fern zu ihm herüberdrang. — Und mit ihm schwebte er da oben im großen, frischen Sausen der sonndurchfluteten Höhen.

Ach herrlich, so frei zu sein! Durch Menschen und Länder hinzutreiben, und nichts als diese große, herrliche Vista! Nichts als Treiben, Treiben und Treiben der Welt!

Ach, Teufel! War ihm wohl! . . .

Aber dann fing er doch an, nachdenklich zu werden.

Immerhin! Was sollte — hahaha! — nun eigentlich werden! — Wozu und für was sollte er nun eigentlich leben, für welche „Aufgabe" und welchem „Ziel" entgegen, sollte er nun „seine Kräfte einsetzen"?

Nackt, blank und bar, losgelöst von hundert alten und vertrauten, bequemen Verbänden! Nach einer neuen Not und Notwendigkeit tasten!

Denn alles in der Welt gebiert sich aus einer Not und Notwendigkeit! — Aber wo sah er eine?

Das war ja nun doch wohl ein Dilemma und eine ernstliche Krise, die sich da vorbereiten wollte!

Ach was! — Er wollte abwarten. Mochte sie ruhig zur Reife kommen! — Irgend einmal würde schon ein „Schicksalsgebot“ an ihn herantreten! Irgend einmal würde ihm „das Feuer auf die Nägel brennen“. Und dann würde er seine „Triebe“ und „Bestimmungen“ schon kennen lernen.

Er lachte. Es war eigentlich ganz lustig, solcher Weise auf solch einen Augenblick der Entscheidung zuzutreiben. Auf irgend einen! — Was in aller Welt ihn denn dann wohl fangen würde? Was dann nun wohl in aller Welt als Blüte und Frucht aus den Eindrücken, Gedanken und Empfindungen all dieser letzten kunterbunten Wanderjahre hervorbrechen würde? — Was in aller Welt, da er doch — und wahrhaftig ein für allemal! — all den Himphamp von staatlichen, religiösen, sittlichen und sonstigen Konventionen von sich abgethan? Was würde sich als Neues und Endgültiges ergeben? Wie würden die Forderungen eines neuen Lebens sich ihm offenbaren?

Noch aber wußte und ahnte er nichts, nichts, gar nichts! — Bloß dies eine wußte und ahnte er: wie groß und weit und herrlich die Welt

war und wie von tausend Gütern voll, die erobert sein wollten, die in sonniger Fülle lockend sich ihm entgegenstreckten! In so wonniger, betäubender Ueberfülle, daß es einen fast bange machen konnte.

Ach, vom alten Warägerland herabkommend, und südwärts strebend, würde er sich schon, wie die Urväter, irgend eine neue Welt erobern!

Er zog sein Taschenbuch und blätterte, den Stand seine Finanzen zu prüfen.

Wetter! Die Gelder gingen zu Ende! Das Feuer fing wohl gar schon an, ihm auf die Nägel zu brennen! . . .

II.

Zwei Tage später fuhr Peter Boie mit dem Siebzehn-Stunden-Schnellzug von Trondhjem nach Christiania. Als der Zug die Vorberge des Dovrefjelds passierte, mußte Peter daran denken, daß es in diesen Regionen noch Wölfe und Bären gab. — Wie einem war, wenn man sich das vorstellte! — Der Gedanke trieb ihm das Blut heißer durch die Pulse. Er gefiel ihm, wie alles, was als herzhafte Schwierigkeit sich ihm in den Weg stellte, mit der es unter Anspannung aller Kräfte zu ringen galt. Die Kultur macht einem alles so bequem. Man lebt wie in einem Traum. Man hat das Leben zu leicht. Zu bequem ist sie oder

sie zermürbt einen mit tausend kleinen intrikaten Leiden. Wir leben im Zeitalter der Bakterie, dachte er, nicht ohne eine Anwandlung von Humor und Ungeduld und auch wieder mit einem leisen Unbehagen. — Die Besten leben heute unter einem Drucke. Das Gedröhn dieses Schnellzuges, das Stöhnen, Keuchen und Brausen von tausend und tausend Maschinen: wie Fieberhitze ist das alles; wie die Hitze und das immer hastigere Jagen eines fiebererregten Pulsschlages ...

Am Spätnachmittag des nächsten Tages lief der Zug im Ostbahnhof von Christiania ein. Peter Boie stieg im Hotel Skandinavia ab, das in der Karl Johann-Gade dem Stor Torvet gegenüber lag, begab sich in sein Zimmer, bestellte Thee und kroch dann ins Bett.

Am nächsten Tage gegen Mittag brach er bei schönstem Wetter zu einem Stadtbummel auf. Es reizte ihn, die Stadt kennen zu lernen, deren Dichter und Denker auf seine geistige Ausbildung einen so bedeutsamen und in vieler Hinsicht entscheidenden Einfluß geübt; die Stadt der Ibsen, Björnson, Garborg, Kielland und Jäger.

Die Karl Johann-Gade schritt er hinauf, wanderte am Storthinggebäude vorüber und am Eidsvoldsplatze, den er am Wergeland-Denkmal vorbei überquerte, um sich das National-Theater anzusehen, mit den prächtigen beiden Erzstatuen

Ibsens und Björnsens davor. An der Universität — er dachte an Arne Garborgs „Bauernstudenten" und Hans Jägers „Kristiania-Bohême" — ging er vorüber und stieg den Schloßberg hinauf, der Karl Johann abschließt.

Er betrachtete die mächtige Reiterstatue Johann Bernadottes, besah sich das Schloß und genoß von seinem Dache die wundersame Aussicht. Man überschaute ganz Christiania mit der Akerhusfestung, die Häfen, das Gebirge mit seiner herrlichen Waldung; sah Wälder und grüne Wiesenflächen und genoß den Blick auf die blitzende Weite des Christianiafjords. Er hatte den Blick über eine der schönsten Städte Europas. — Und unten, zu seinen Füßen, die prächtige Karl Johann-Straße, mit ihren grünen Anlagen und stattlichen Bauwerken; breit und schnurgerade bis zu den verräucherten Bahnhof- und Hafenregionen hinab, den Revieren der Arbeit und des geschäftlichen Getriebes, mit dem schönen, breiten Eidvolds-Plads. Neben mancher stolzen Festlandsstraße konnte sie sich sehen lassen; den besten Stadtteilen von Leipzig oder Dresden etwa. Aber man atmete in ihr die reine, freie Nordlandsluft; gesunder Seeduft war in ihr und der klare Odem des Nordlandsgebirges. Und er hatte sich so an all der blonden, breitschulterigen und wohlgewachsenen Menschheit gefreut, durch die er da vor-

hin hier heraufgewandert war. Man konnte jetzt unmöglich daran denken, daß in dem Bannkreis dieser selben Stadt Kiellands „Arbeiter" sich abgespielt, daß seine „Elsa" hier gelitten, der Hermann Eek und der Jarmann Hans Jägers. —

Als Peter Boie wieder zum Eidvolds-Platze hinabstieg, fand er die Gegend um das National-Theater herum voller Menschen, die dem Konzert der Militärkapelle lauschten, welche hier jeden Mittag aufspielt. Er verweilte einige Zeit und bummelte dann auf der anderen Seite des Platzes die Storthingsgade hinauf wieder gegen das Storthingsgebäude zurück. — Er war müde geworden und hatte Appetit auf einen Imbiß bekommen. Dem Boulevardhotel gegenüber, ganz in der Nähe des Storthing, fand er auf dem Platze dicht an der schönen, breiten Straße ein anständiges Restaurant im Freien. Man saß unter einem Zeltdach und konnte sich das Treiben auf dem Platze und der Straße ansehen.

Als er aber im Begriff stand, sich niederzulassen, stutzte er.

An einem Tischchen neben dem Buffett, mitten zwischen Büschen, hatte er einen lichtblonden Herrn in einem breitrandigen, schwarzen Kalabreser und einem langen Künstlermantel entdeckt. Auf den ersten Blick glaubte er, daß es Edvard Munch sei, von dem er vor Jahren in Berlin ein gutes

Porträt gesehen: aber es war nicht Edvard Munch, sondern — war's die Möglichkeit! — Alexei Iwanoff, dieser seltsame Globetrotter, ewige russische Student und Philosoph; und da hatte er ja wohl ganz und gar auch seine Ssonja bei sich; die wunderliche Ssonja, mit der er seit ein paar Jahren umherzog und von der er Peter geschrieben hatte. Alexei Iwanoff, mit dem er in Berlin im philosophischen Seminar und im Kolleg Eduard Zellers, des letzten der Hegelianer, dieselbe Kollegbank gedrückt! Alexei Iwanoff aus Kiew und Ssonja Gutmann aus Odessa, südrussische Jüdin. Die Juden haben da unten alle deutsche Namen, die auf „Mann" endigen.

Flugs ging er hinüber, soweit sein ostfriesisches Phlegma und sein Wesen, das stets etwas von der spleenigen und schweigsamen Sprödigkeit des „verrückten Engländers" gehabt, das zuließ. Seine Lippen, die für gewöhnlich fest und beharrlich geschlossen waren, hatten sich ein wenig geöffnet und in seinen großen, runden, eisengrauen Augen blitzte ein Glanz. Er gab einen unartikulierten Laut von sich. Alles aber sagte sein kräftiger und herzlicher Handdruck.

Seine Freude war groß. Denn er hatte den feinen Menschen mit seiner bis zum Hellseherischen sensiblen und umfangreichen Intelligenz aufrichtig gern und hatte ihn früher oft bis zur Ehrfurcht

geachtet, so fremd ihm im übrigen eigentlich im Grunde auch seine Gedankenwelt war, die, einstmals von der Hegelschen Philosophie sich ausspinnend, noch etwas von deren schnurrig-abstrakter, altväterlicher Terminologie hatte, die Peter Boie ein Buch mit sieben Siegeln war. Alexei hatte ihm vor Jahren einmal das Manuskript einer philosophischen Monographie überreicht, deren Gedankengänge gewiß außerordentlich modern, zukünftig und über Hegel hinaus waren, die sich aber so gänzlich in dessen verschrobenem Jargon bewegte, daß Peter kaum ein Wort davon verstanden. Er hatte von diesem Elaborat ungefähr dieselbe Empfindung gehabt, wie sie ihm wohl der Anblick einer musikalischen Partitur erweckte, die ihm das erstaunlichste und unglaublichste Kunststück war, das ein Mensch zu vollbringen im stande sein konnte.

Alexei hatte damals, zur Zeit ihres Berliner Verkehrs, wohl auch so gewisse Ideen von einer Zukunft der Menschheit entwickelt, deren Inhalt und Sinn Peter mehr geahnt als mit seinem Verstand zu begreifen vermocht. — Die russischen Studenten! Sie sind voll aller möglichen Ideen, Schwärmereien, Fanatismen und Prophetismen und sprechen so ein entsetzliches Deutsch! — Dennoch fühlte Peter durch, daß das alles bei Alexei in einem guten Zusammenhang stand und daß es irgend

einen soliden Grund und Boden hatte. Vor allem indessen war Alexei ein so prächtiger Kerl und ein so still-feiner und bescheidener Mensch, und bei diesen und jenen Bohêmemanieren doch durchaus korrekt. Nicht zum geringsten aber hatte gerade diese Eigenschaft dem niederdeutschen Instinkt für Korrektheit und Akkuratesse in Peter zugesagt.

Ja, jene Zukunftswelt! Jener erlöste Zukunftsstand der Menschheit, der wie so eine Art von „drittem Reich" war! — „Es wird sein, wenn w i r nicht mehr sind!" hatte Alexei einmal zu Peter gesagt in seiner leisen, seherischen Weise, in der doch so viel wunderlich-zwingende Bestimmtheit war. „Es wird sein, wenn w i r nicht mehr sind!" — Es hatte Peter damals geschienen, als wenn in diesen Worten ein leises, versonnenes Sentiment gelebt hätte. Vielleicht war aber auch nur das gebrochene Deutsch daran schuld, das Alexei sprach. Aber es hatte Peter damals geschienen, als habe Alexei gemeint, eine ganz bestimmte Art von Uebergangsmenschen müßte erst ausgestorben sein, eine Generation von Märtyrern und Initiatoren, die nicht in jenen neuen Stand der Sozietät taugen, den sie doch sehen und für den sie Jugend und Leben einsetzen. Es hatte für sein Empfinden geradezu eine stille Größe in dem schlichten Ausdruck und seiner Bestimmtheit gelegen.

Alexei hatte sich in der Freude des Wiedersehens erhoben und Peter herzlich die Hand entgegengestreckt; eine hagere, schmale Hand, weiß, mit langen aristokratischen Fingern. Alexei überragte Peter um einen halben Kopf. Sein bleiches vergeistigtes Gesicht war von einem ganz lichtblonden Kinnbart umrahmt, der, kurz geschnitten, in irgend einer Weise wie nicht vorhanden wirkte. Seine großen lichtblauen Augen zeigten einen freundlich-sanften und tiefdringenden Blick, dessen Stetigkeit dennoch wohlthat und etwas von einer Art hellseherischer Traurigkeit besaß. Aber sobald Alexei von seinen Ideen sprach, dann konnten diese sanften Augen aufleuchten in mannhaftester und jugendlichster Begeisterung, in der wohl etwas von einem Fanatismus war, dem jede Rücksicht auf eigenes und fremdes Leben unbekannt ist. Und dann strafften sich auch die weichen, lassen Muskeln seines langen, mageren und schwächlichen Körpers und hart und stählern war sein Handdruck, als sei er plötzlich von irgend einem elektrischen Fluidum durchdrungen. Wieder mußte Peter an Edvard Munch denken. Dieser seltsame Seherblick, in dessen Tiefe das urbestimmte und ursichere Wissen um Geheimnisse liegt, die den gewöhnlichen und „normalen" Menschen fremd und die aus solchen Seelen immer wieder einmal bei einem großen Genius hervorbrechen wie flammende

Kanale für Jahrhunderte. — All solche Eigenschaften, so sehr sie auch ihm selbst abgingen, achtete und verehrte Peter an Alexei, und so hatte er mit ihm einstmals Freundschaft geschlossen. Er war ja selbst in seiner Weise auch solch' Eigener und Besonderer; und er wußte, daß sie alle heute einzig und allein in sich selbst und bei einander Heimat finden und die Heimat, nach der sich die Sehnsucht der stürmenden Generationen seit mehr als anderthalb Jahrhunderten reckt.

Ach, und diese Ssonja, die Alexei da bei sich hatte! — Alexei hatte Peter damals von Zürich aus über sie geschrieben. Zur Liebe tauge sie nicht, aber sie sei sein treuester Kamerad geworden und ihre Seelengemeinschaft sei die innigste. Sie zogen nun schon seit vier Jahren miteinander in Europa umher.

Peter Boie musterte Ssonja. Mit einem leisen Erröten. Er hatte sich nie recht mit den Weibern abgegeben und fühlte sich ihnen gegenüber ein wenig unsicher. Auf den Verkehr und die Talberei, die junge Männer mit ihnen treiben, verstand sich seine solide und sehr aufrichtige Art nicht. Niemand verstand weniger schön zu thun und, so läßlich auch immer, zu lügen. Das mochte amüsant sein, all die Komplimente, welche die Schwerenöter den Damen machten: aber Peter hatte

eigentlich nie recht verstanden, sich zu „amüsieren“.

Alexei hatte recht gehabt: zur „Liebe“ taugte Ssonja offenbar nicht. Sie hatte ein feines, schmächtiges Körperchen, auf dem ein Haupt von geradezu seraphischer Schönheit saß. Ein wunderköstliches Oval von milchweiß-reinstem Teint, mit einem überaus lieblichen roten Hauch. Zwei große, sanft und freundlich stete, kluge, tiefblaue Augen und reiches, fast überreiches Haar, das in zwei köstlichen nußbraunen Wellen vom Scheitel nach beiden Seiten über die Ohren gekämmt war. Sie sprach und lebte fast nur mit diesen wunderbaren, großen, tiefblauen Augen, die sie Peter sogleich zutraulich zugewandt und die sie auf ihm haften ließ, mit einem tiefdringenden, wie forschenden, veilchendunklen Blick. — Er hatte das Gefühl, als ob sie ein Zwiegespräch mit seiner Seele halte, als ob dies ihr das Wesentliche sei; mit einer Art von Gedankenleserei. Sie reichte ihm ein winziges, wohlgeformtes weißes Händchen, das einen Augenblick wie ein feiner kühler Hauch in seiner Hand ruhte und sich dann sogleich wieder zurückzog.

Peter ließ sich bei ihnen nieder, bestellte sich Smoerebrod und Thee; Ssonja trank Limonade und Alexei Selterwasser.

„Wie kommen Sie hierher? Nach Christia-

nia?“ fragte er, einen halben Blick zu Ssonja hinüberschickend, als schließe er sie höflich in seine Frage mit ein, die er persönlich noch zu wenig kannte.

Nun, sie waren von Petersburg nach Stockholm gefahren, hatten sich dort umgesehen und waren dann von Stockholm nach Trondhjem gereist, um von dort den Schnellzug nach Christiania zu benutzen. Es hatte ihnen daran gelegen, die Stadt Ibsens und Björnsons und ihre Kulturverhältnisse kennen zu lernen, wohl auch diese und jene ihrer Intelligenzen persönlich zu sehen, und was sie im übrigen noch für, Peter dunkle, Angelegenheiten hier haben mochten. ! . . .

„Und Sie?“ fragte Alexei mit seiner leisen, bescheidenen Stimme, in deren freundlicher Nuance dennoch etwas lag wie ein unwillkürliches, überlegenes Wohlwollen, das Peter gern gelten ließ.

„Ach ich!“ Peter Boie blickte vor sich hin und tippte mit dem Zeigefinger auf die Tischplatte. „Ich bin auch“, fuhr er zögernd fort, „ein paar Jahre so in Europa umhergereist. — Eigentlich nur so aus Reiselust. Mein Vater ist vor ein paar Jahren gestorben. Ich habe ein kleines Vermögen geerbt, habe meine juristische Carriere aufgeworfen und bin auf Reisen gegangen. Aber nun ist das Geld auf der Neige; und nun — weiß ich eigentlich nicht . . . hm!“

Er kraute sich hinterm Ohr, blickte Alexei und Sfonja an und lachte.

Alexei nickte, kniff die Augen und lächelte. Aber er war sogleich wieder ernst und blickte mit großen, nachdenklichen Augen vor sich hin auf die Tischplatte.

„Ja!" sagte er. „Wir müssen alles hinter uns lassen. Mit jeder Art von Vergangenheit müssen wir brechen. Völlig müssen wir uns frei machen. — Gänzlich müssen wir uns frei machen von jeder Art von Historie und Ueberlieferung. Wir *sind* das ja alles. Wir sind die Produkte der Geschichte. Das Beste und Feinste, Dauerndste der Historie und der bisherigen Kultur soll in uns Funktion und sicherer Instinkt geworden sein. — Und doch: wir leiden an dieser Vergangenheit. Wir! — Wir sehen, daß wir sie überwinden müssen, soweit sie uns mit allen möglichen zum Ballast gewordenen Gütern beengt. Wir sehen, daß wir keinerlei Kompromiß mit ihr mehr dulden dürfen, dulden können, und dennoch leiden wir an ihr und sind mit ihr behaftet. Wir sind die, die mit ihr hinübergehen. — Sie stirbt mit uns und in uns. Wir sind es, die die Kommenden vorbereiten. — Sie werden die Freien sein. Sie werden in dem Reiche der Erfüllungen wohnen, von den Sünden und den Gespenstern der Vergangenheit entsühnt, die mit *uns* sterben sollen."

Peter Boie geriet in eine leichte Verwirrung. Es war etwas in Alexeis Rede, das ihm widerstrebte, das ihm nicht eingehen wollte. Und doch machte sie ihn auch diesmal wieder, wie schon früher so oft, nachdenklich.

„Ja, das ist merkwürdig", sagte er endlich in seiner verständigen und bedachten Art. „Ich war ja auch vordem eine Zeitlang mal Sozialist. Mit Ueberzeugung! Aber was giebt es heute hier noch zu thun? Die Sozialdemokratie ist Interessenpartei geworden, wie jede andere. Und da muß man sie auch bereits gelten lassen. Die Arbeiter sind Stand und Klasse; sie haben ihren Ring geschlossen, so gut wie alle anderen Stände. Und man kann sie deswegen nicht mehr verfolgen. Man muß dies achten. — Das Möglichste, was sie erreichen konnten, haben sie erreicht. Was soll man dabei noch thun? — Weshalb sollte unsereiner da noch Sozialist sein?"

„Wir sind die Gehenden, die Weitergehenden, die irgendwie Hinübergehenden", wiederholte Alexei leise und in seinen Augen war ein stilles Leuchten. Er sah in solchen Augenblicken so überaus vornehm, so adlig aus, fand Peter. Was mochte er in solchen Momenten ahnen und sehen? Was mochten die Märtyrer des Christentums vormals gesehen haben, als sie, von wilden Tieren zerrissen, auf dem Rost verbrannt, ans Kreuz ge-

nagelt ihre Hymnen sangen und das Reich der Himmel aufgethan sahen vor ihren Augen und den Sohn in Glorie zur Rechten des Vaters sitzend. Welche Visionen von welch' einem Jenseits mochten in solchen Augenblicken in ihm lebendig sein? — Irgend eine große, stille, adlige Resignation mochte es sein; irgend eine feine seelische Doppelseitigkeit, ein feiner, innerer Widerstreit, ein Mitsichselbstringen und Sichselbsttöten, das aber auch nach außen hin aktiv ist und sich selbst tötet in hundert morsch gewordenen und verlogenen Konventionen, müden Ueberlieferungen und Begriffen.

„Leiden Sie immer noch an Hallucinationen?" fragte Peter plötzlich.

„O, wenn man so sagen will. Es sind aber eigentlich keine Hallucinationen", antwortete Alexei und lächelte. „Es ist etwas anderes. — Es ist so eine wunderliche Sache. Man kann so schwer einen Begriff davon geben."

Im übrigen schwieg er. Peter wollte auch nicht weiter in ihn dringen, so interessant ihm der Gegenstand auch war. Er hatte diesen Zuständen Alexeis gegenüber nicht lediglich den groben psychiatrischen Standpunkt. Er fühlte und verstand in einigem, daß die Sache noch eine ganz besondere Bedeutung hatte. Es war so eine Art von ganz besonderer und überaus genialer Kombination und Wahrnehmungsverknüpfung, so eine Art von

U e b e r denken, hatte er sichs zurechtgelegt. Ein neues, überaus kompliziertes und sensibles Denken und Empfinden.

Er beobachtete es wieder selbst bei diesem Gespräch. Alexei hatte so seltsame Gesten; leise plötzliche Stockungen in der Rede, in den Bewegungen, ein momentanes Aufblitzen in der Pupille, in seinen Mienen, ein feines Vibrieren der Hände, mitten in und während der Unterhaltung, wenn seine Aufmerksamkeit Peter ganz zugewandt war; und dies alles bezog sich, wie Peter wahrnehmen konnte, nicht so eigentlich auf Peters gesprochene Worte. Es war, als läse Alexei in seinen Gedanken; als verstände er ihn durch ein weit feineres Medium als das gesprochene Wort. Dies bestätigte sich bisweilen bis zum Unheimlichen, wenn er, und nicht selten und aus bloßem Zufall, Peter ein Wort von der Zunge nahm oder einen Gedanken, den er gedacht, offen aussprach. — Peter konnte eigentlich nicht lange mit ihm reden, ohne es mit einer leichten Nervosität zu bekommen. Ssonja schien übrigens ähnlich zu sein wie Alexei.

Wie sich die beiden eigentlich ausnahmen! Und wie sie ihn anblickten! — Als lächelten sie über ein Kind, an dessen Naivetät sie Wohlgefallen fänden.

Aus solcher Naivetät heraus brachte Peter das Gespräch wieder auf ein anderes Thema.

„Ja, mit mir ist das nun auch so eine Sache", sagte er. „Mein Geld ist auf der Neige. Was nun? — Wenn man will, bin ich vielleicht leichtsinnig gewesen, soviel Geld zu verthun. Man hätte irgend etwas damit anfangen können. Ins Joch mag ich nicht wieder. In gar keins. Ein für allemal nicht! — Was aber nun? Ich weiß noch rein garnichts. — Ich habe mich ein bißchen um Landwirtschaft bekümmert; habe ein bißchen Botanik getrieben. — Aber das ist doch eigentlich nichts Notwendiges. Die Landwirtschaft allenfalls. — Eh, aber auch das ist im Grunde nichts Notwendiges."

Er schwieg.

Alexei hatte die Blicke nicht von ihm gelassen und ihn immer mit demselben forschenden Lächeln angesehen.

„Sie sind ungewiß!" sagte er endlich. — „O, aber Sie waren ja immer so praktisch. — Sie werden irgend etwas ergreifen. W e r d e n vielleicht Landwirt werden."

Peter schwieg.

„Hm! Ja, vielleicht!" sagte er endlich. „Aber eigentlich — Hm! — Es läßt sich so schlecht sagen. — Ich — mag das hier alles nicht mehr. Es ist zu bequem, oder wie ich sagen soll. Und so u n h e i m l i c h viel Talmi! — Man braucht sich blos anzusehen, wie man in Berlin Häuser baut. Dieser

Prunk, diese Pracht und dieser Komfort ist so unsolid, spiegelt so vor. Ist gar kein Komfort. — Ist Ballast, blinkender Wust, drückt und engt. Man könnte ersticken. — Und so ist's in allem. — Für unsereinen! — Und alles ist so mechanisiert. — Und hat keinen Charakter, keine Notwendigkeit; ist wie ein großes Spiel mit allen Völkern, Zeiten und Vergangenheiten. — Das mag ich nicht mehr. Ich k a n n das nicht mehr ertragen, einfach! — Es ist geradezu — fad! — Hm! Nun, ich denke, ich will mich vorläufig irgendwo an der Nordsee festsetzen. Ich werde den Rest meines Geldes ausgeben. Na, und dann werd' ich ja sehen. — Dann, wenn ich ganz blank und baar bin. — Man könnte sich z. B. als Arbeiter auf einem Amerikadampfer verdingen. Irgend so etwas! — Ich weiß noch nicht. — Das vielleicht! — Es ist besser als alles andere!"

„Ach! — Als Arbeiter! — Auf einem Amerikadampfer!" rief plötzlich Ssonja, die die ganze Zeit über geschwiegen und Peter nur immer ganz unverwandt angesehen hatte. — Ihre Pupillen schienen sich vergrößert zu haben und dunkelten in einem unbeschreiblichen, tiefen Blau....

III.

Alexei und Ssonja, deren nächstes Reiseziel Berlin war, benutzten in den nächsten Tagen den

Postdampfer „Melchior“ von Christiania über Kopenhagen nach Stettin. Peter Boie schloß sich ihnen an.

Der Dampfer befand sich auf der freien Nordsee. Es war später Abend. Peter Boie hatte unten in der Kajüte mit Alexei und Ssonja das Abendessen eingenommen und war dann mit ihnen wieder zum Deck hinaufgestiegen, um den wunderschönen Abend zu genießen.

Sie hatten es sich auf dem Hinterteil des Deckes bequem gemacht. Peter Boie hockte, die Shagpfeife im Mundwinkel, hinter dem Steuerrad auf einem Haufen Taue neben dem Kompaßhäuschen. Ssonja saß, in ihr Plaid gehüllt, auf einem Klappstuhl und hatte sich in den „Zarathustra“ vertieft. Alexei stand in seinem Kalabreser und seinem getreuen blauen Radmantel neben ihr und blickte mit seinen milden, melancholischen Augen in die Meerweite hinein. — Die Luft war still und mild; die See ruhig. Der Dampfer hatte gute Fahrt. Das Deck wimmelte von Passagieren. Man saß auf Bänken und Klappstühlen oder promenierte. Lachen und Geplauder schallte zu dem lauschigen Hinterdeckwinkel herüber, in dem sich's die Drei bequem gemacht hatten.

Hier war es still. Die Drei schwiegen. Nur das helle Pinken des Fadenmesserapparates war durch das Rauschen des Kielwassers zu hören.

Zwischen gelben, apfelgrünen und violetten Farbenstreifen, zwischen graublauem und kupferrotem Gewölk sank der karminrote Sonnenball in roten Abendgluten gegen die Horizontlinie herab. Wo die Gewässer nicht die Himmelsfarben spiegelten, dunkelten sie in stahlblauen und bleigrauen Massen.

Und der Sonnenball war versunken. Der Abend dunkelte herein. Zwischen blauen und dunkelvioletten Wolken flimmerten die Gestirne auf. Und dann stieg in blutkarminroter Pracht riesig der runde Mondball über den Horizont empor. Immer herrlicher und mystischer dunkelten die endlosen Wasserweiten von ihren unzähligen weißen Schaumkämmen überblitzt; lichter entfachten sich die schönen Meergestirne, und der emporgestiegene Mond webte seinen schaukelnden Flimmer über die Wogenweite.

Die Schiffslaterne wurde emporgehißt. Allmählich leerte sich das Deck. Man begab sich in die Kajüte. Man hörte eine Zeitlang Klavierspiel, Gesang, Gespräch und Lachen. Dann verstummte auch das. Man stieg in die Kojen hinab zur Nachtruhe. Das Deck war einsam. Nur einige wenige Passagiere hockten, in ihre Mäntel und Plaids gehüllt, auf den Bänken, die sich an den Wänden der Kajüten entlang ziehen. Man hörte nur mehr das helle, muntere Pinken des Fadenmessers; das

fleißige, unermüdliche Stöhnen und Stampfen der Maschine und das Brausen, Rauschen, Klucken und Schellen des Wogendranges.

Peter Boie, Alexei und Sſonja blieben. Sie waren übereingekommen, die schöne Sommernacht auf Deck zu verbringen.

Alexei hatte sich eine Bastagnioglo angezündet, war zu Peter Boie hinaufgeklommen und hatte sich neben ihn auf die Taue gesetzt.

Er war ein Mensch, der nie Ruhe hatte; den, so still und gehalten sein Wesen war, ein stetes inneres Glühen zu verzehren schien. Seine Haltung deutete auf eine beständige Spannung seiner Sinne und Nerven. Peter hatte noch nie eine lässige, bequeme oder ruhende Haltung an ihm wahrgenommen. Und auch in diesem Augenblick saß er mit seinem stillen, bleichen Gesicht, das unverwandt und unbeweglich auf die verdunkelte, brausende Wasserwüste mit ihren unzähligen blinkenden Mondreflexen und Silberschäumen hinausgerichtet war, mit geradeaufgerichtetem Oberkörper. — Seine leisen Gesten mit der Cigarette! Es nahm sich aus, als fürchte er mit jeder Bewegung irgendwelche Worte zu stören, die ihm von irgendwoher zugeflüstert wurden.

Was für ein merkwürdiger Mensch! — Der ganze Pessimismus seiner slavischen Rasse schien Peter in dem Ausdruck dieses Gesichtes zu liegen,

wie er sich seit Gogol und Turgenjeff bis zu den neuesten Tschechow und Gorkji zum Ausdruck gebracht. Und doch auch mehr! Der ganze pressende Ueberreichtum von Visionen und Ahnungen, von einem Wissen um geheim-geheimste kulturelle Entwickelungsmöglichkeiten; Entwickelungsmöglichkeiten, die über Menschliches und Irdisches hinaus zu gehen scheinen; ein innerstes, sicheres, harmonisch-mathematisches Wissen um irgendwelche letzte Geheimnisse und Möglichkeiten und ein Wissen, für das es hundert Jenseits giebt. —

Peter mußte, wie er ihn, fast mit Scheu, beobachtete, an jenen russischen Anarchisten in Zolas „Germinal" denken, der auf der Ofenbank sitzt und beständig das weiche Fell eines Kaninchens streichelt, das er auf dem Schoße hält. — Dies alles, diese ganze innere Fülle, diese ganze Verve und Rastlosigkeit eines innerlich glühenden Temperamentes war Pein und aufzehrendes seelisches Leid mit all seinen inneren Erkenntniswonnen und Ekstasen: aber mit welchem Adel, mit wie feiner souveräner Energie Alexei es zu bändigen wußte! — Es machte wirklich den Eindruck einer neuen und besonderen Aristokratie.

Und Sfonja! — Sie lag, den „Zarathustra" auf dem Schoß, in ihrem lichtgrauen Kleidchen, mit ihrem zarten Körperchen, das doch mit so großer Zähigkeit und so verwunderlicher Nervenkraft all

die Aufregung und die Strapazen ihres beständigen, heimat- und rastlosen Reiselebens bestand, gegen die Bordbrüstung gelehnt. Ihre Händchen, über dem Buch verschränkt, wirkten im Mondlichte wie zwei feine, weiße, phosphoreszierende Flämmchen. Wie vor ein paar Tagen hielt sie ihre großen, dunkelblauen Augen mit einem unverwandten, ernsten Ausdruck auf Peter Boies luftgebräuntes Gesicht gerichtet.

So saßen die Drei beieinander im geheimnisvollen Glast, im großen, frischen Odem, im heiligen Brausen der mondblauen Meernacht . . .

Ihre Gedanken kamen und gingen. Sie waren wie die Sprache der Weiten um sie her, wie eine Verständigung der Geister und Elemente, deren Medien sie in diesem Augenblick; und diese Verständigung das stille, tiefgeheime Wirken unserer Schicksale! —

„An old story, which can never die!" fiel Peter Boie mit einem Mal ein. — Er hatte diese Worte vor Monaten in London im Schaufenster einer Buchhandlung gelesen als Unterschrift unter einem Bild. Ein Kriegsschiff, das untergeht. Die Mannschaft in ihren roten Röcken ist vom Trompeter zusammengeblasen. Sie stehen in Reih und Glied und warten auf den letzten Augenblick. „An old story, which can never die!" — Es stimmte Peter ernst und andächtig. — Wozu alles?

Wozu lebt man? Wozu? — Was sollte er mit seiner Zukunft anfangen? Wozu sollte er irgendetwas beginnen? Welche Notwendigkeit war dazu vorhanden? Welche würde sich ergeben? Welche wunderliche Nötigung welches innerlichen Triebes?

Das Meer, fühlte er. — Das Meer! — Er atmete auf. Irgendwie würde ihm das Meer einen Aufschluß geben. Das Meer, das er von Jugend auf gekannt. Er wußte nicht im entferntesten, welchen? Aber er hatte mit einem Mal diese Zuversicht.

Wir *müssen* ja doch! Wir stehen unter diesem ewigen Lebenszwang. Niemals können wir ihn brechen. Wir sind nicht nur Fragende und Bewußte: wir sind, wie alles, das ewige, sich selbst fühlende große Geheimnis der ewig einen und gleichen, mathematischen Rhythmuswelle, deren Urbewegung ihr eigener Zwang und ihr eigenes Gebot, ihre eigene Gewißheit und Sicherheit. Das ist alles. Und das ist ewig festes und unentrinnbares Schicksal, ewig verläßliches Zutrauen und beständiges Neuwerden.

„Sie sind so braun geworden!“ sagte Ssonja plötzlich mit ihrer reinen, leisen Stimme, in der liebenswürdigen Unbeholfenheit ihres russischen Accentes. „Alexei und ich garnicht.“

Peter Boie wandte sich, ein wenig erstaunt,

gegen sie hin, nickte und lächelte; ein bißchen linkisch.

„Wie?“ fragte Alexei und wandte ihm seine Aufmerksamkeit zu. „Ah! Braun ist er geworden. — Jaja! — Er wird Landwirt werden. Ganz bestimmt wird er Landwirt werden. Oder Arbeiter auf einem Ozeandampfer. — Ganz sicher und gewiß werden Sie das werden. — Dies oder das. — Es ist das gleiche. Ganz einerlei ist das. — Etwas Praktisches! Etwas, das nützt. — Sie sind ein Niederdeutscher.“

Alexei hatte diese Worte in seiner prophetisch-suggestiven Weise gesprochen. Unwillkürlich fühlte Peter sich erleichtert. Er wurde rot.

Wie sie ihn anblickten! So wohlwollend und beinah elterlich! — Was sie für sonderbare Menschen waren! ...

Und wie Ssonja das vorhin gesprochen hatte! — Die schlichten, kargen und fast trivialen Worte, in denen sich doch eine ganze Inhaltsfülle zusammendrängte! Der schlichte Gegensatz, daß er braun geworden war und sie, beständig auf Reisen, nicht.

„Jaja, das Meer wird sich meiner ja wohl in irgend einer Weise annehmen!“ sagte Peter hastig. „Am Meere bin ich ja geboren.“

Ssonja redete ein paar Worte von ihrer Heimat Odessa. Auch sie kannte das Meer. Sie war

auch in der Krim gewesen, hatte in einem süd-
russischen Seebad Aufenthalt gehabt.

Und dann war wieder zwischen ihnen
langes Schweigen.

Wie sie waren! mußte Peter denken.

Wieder kam ihm der Anarchist aus Zolas
„Germinal" in Erinnerung, der das Kaninchen
streichelt; der stille, schöne Mensch, mit seinen
sanften Augen, der nachher das Bergwerk
zur Explosion bringt. — Das stille, engelhaft-
gütige Wesen, das dieser Alexei zeigte und der
rücksichtslose Zorn, der dämonische Fanatismus,
den er gegen die veraltete, soziale Kulturtradition
richtete, in dem vielleicht der eherne Zwang einer
neuen Sonnensphäre ist, in die der Erdball näher
seinem Ursprung hineingerissen zu werden im Be-
griff scheint. — Was ist Seele und physikalisches
Gesetz, Geist und mechanische Funktion! Es ist
alles das gleiche! — Diesen Monismus hatte
Peter nicht zum letzten seinem Verkehr mit Alexei
zu danken. — Die dämonische Energie Mahomets
war in ihm. So viel verstand Peter. — Seine ge-
heimen Tiefen, seine letzten Weisheiten, Resigna-
tionen und Sehnsüchte waren ihm unzugänglich.
Nur von weitem wehten sie ihn an mit einer Ah-
nung aus dem Pessimismus der slavischen Rasse ...

Er war braun geworden, und sie nicht; auf
all ihren Reisen! Sie, die beständig von Ort zu

Ort schweiften und unterwegs waren, in wer wußte welchen Obliegenheiten! Wie merkwürdig bleich und fast phosphoreszierend in der Magie des Mondglastes ihre Gesichter waren! . . .

Peter seufzte und stopfte sich eine neue Pfeife.

Er blickte hinaus auf das brausende Meer, und hinauf auf die zahllosen Sternbilder da oben im tiefen Blau. Die großen Sterne mit ihren zuckenden, grünen, blauen, roten, lichtgoldgelben Wechsellichtern! Die Planeten in gleißender Pracht! Die träumerische Mondscheibe mit ihrer Magie.

Aber mit einem Male sagte er:

„Wie kolossal öde!" Ihn fröstelte. Und dann entfuhr ihm so, er wußte selbst nicht, wie er darauf kam, der Vers Nietzsches: „Wohl dem, der jetzt noch eine Heimat hat!"

Er stutzte. Was war ihm mit einem Male gewesen? Wie kam er darauf?

„O, überall ist unsere Heimat!" sagte Ssonja in ihrem wunderlich gebrochenen gutturalen Deutsch.

„Heimat! Was Heimat! Was soll Heimat!" fing Alexei an. „Unsere Heimat sind unsere Aufgaben und Bestimmungen. — Heimat! Wir müssen uns von diesem Begriff losmachen. — Dieser Begriff ist Atavismus. — Dieser Begriff ist ein Stück Mittelalter. — Wir werden nächstens

die elektrischen Eisenbahnen haben. Wir werden in drei Stunden von Hamburg nach München fahren. — Wir werden alle Geschwister sein. — Wir werden uns alle kennen. — Jede wird die eine sein und jeder der eine. — Jedes wird jedem verwandt sein. — Wir werden alle eine Familie sein. — Die Unterschiede wird es nicht mehr geben; sie werden uns nicht mehr verhadern können. — Heimat, Liebe, Ehe, Staat: alle diese Begriffe werden wir aufgegeben haben. Diesen lästig gewordenen Apparat, diesen entsetzlichen Wust der Unterscheidungen und Begriffe, der uns in Irrsinn verstrickt, der Barbarei ist.

O, ich liebe Ihren Novalis!"

Und er zitierte:

„Wenige wissen
Das Geheimnis der Liebe,
Fühlen Unersättlichkeit
Und ewigen Durst.
Des Abendmahls
Göttliche Bedeutung
Ist den irdischen Sinnen Rätsel . . .
— — — — — — — — — —
O, daß das Weltmeer
Schon errötete,
Und in duftiges Fleisch
Aufquölle der Fels!"

„Das ist die erreichte Identität! Das ist alles! — Dies ist das Fest der großen Versöhnung“, fuhr er fort. „Dies ist der Frieden, den die Menschheit mit der Natur schließen wird. — Das ewige Paar wird versöhnt sein. Sie werden ihren Frieden geschlossen haben. — Natur und Mensch werden nicht mehr in Zwiespalt sein. — Wir werden kein Gesetz mehr haben als unsere Triebe; und wir werden unseren Trieben vertrauen dürfen. Wir werden ihre Heiligkeit erkannt haben. — Novalis war der Prophet des dritten Reiches. — Es sind da auch einige Kapitel im ‚Heinrich von Ofterdingen‘. Das Märchen vom König Arktur. Das Märchen von Sophia. Da ist alles drin.“

Er wandte seine Augen zu Ssonja und umfaßte ihre feine Gestalt mit einem tiefen, lächelnden Blick. Und dieser Blick war wie eine Art von Galanterie. Denn auch sie hieß ja Sophia. Sie erwiederte seinen Blick mit ihren veilchendunklen, seltsam schönen Seraphaugen. Noch nie hatte Peter zwei Menschen von so seliger Leidenschaftslosigkeit gesehen!

„Wir werden erkannt haben, daß alles Einheit ist. Und diese Erkenntnis wird die letzte und endgültig erlösende sein“, fuhr Alexei fort. „Sie wird der Geist sein, der verheißen wurde, daß er uns in alle Wahrheit leiten sollte. Es wird kein

System mehr sein. Kein System wird mehr zu finden sein. Alles i s t gefunden. Alles ist da. — Es wird die Seligkeit des siebenten Schöpfungstages sein. Er sah an alles, was er geschaffen hatte: und, siehe da! es war sehr gut."

„Und die, welche die Systeme schufen und nichts mehr zu schaffen haben?" fragte Peter. „Was wird mit denen sein?"

„Sie werden ruhen, wie Gott am siebenten Tag. — Sie s i n d der schaffende Geist. Sie s i n d Gott. — In ihnen und durch sie wird der schaffende Geist die Vollendung seiner Schöpfung erkennen. Wie Kinder werden sie sich ihres errungenen Besitzes freuen. Sie h a b e n alles. — Tod und Leben wird ihnen gleich sein. — Sie sind das Herz Gottes. Es wird das Reich des Friedens sein."

Alexei schwieg. Ssonjas Gesicht war lilienweiß geworden. Ihre Augen hingen groß und dunkel an Alexei. Sie war wie in einer Hypnose.

„Es wird das Fest und das Reich der neuen großen Vermählung sein. — Dies ganz wörtlich. — Denn hier sind keine Symbole mehr. Hier ist das Unverhüllte. Hier ist der Sinn. Hier ist alles in seiner schlichten Bedeutung genommen. — Und sie hat den ganzen ungetrübten Adel ihrer Tiefe. — Die beiden Neuen werden ihre Vermählung feiern. Adam und Eva. — Die Erneuten! —

Es ist die Physiologie und Psychologie. — Das beides ist gleich und das eine. Es ist durchaus irdisch und wirklich und praktisch. — Die neue Vermählung! — Der erneute Mann und das befreite Weib, das die neue Mutter sein wird. — Alles ist dies Problem und alle Wirklichkeit und Weisheit ist diese. — Nicht geistig erneut, nicht geistig *nur*: sondern auch körperlich, leiblich, physisch. — Denn dies ist kein Unterschied mehr. — Wie dies, so jenes! So erneut und so! — Es ist dasselbe! — Dies ist der erkannte Sinn und die Erfüllung! — Sie werden die neuen Nerven haben, sie werden das neue Gehirn haben. Sie werden die beiden völlig Erneuten sein. Sie werden die neuen Sinne haben und die neuen Wertungen: die geistigen Wertungen neu wie die physischen; denn dies ist das Gleiche. — Wie alles das Gleiche ist im Einen und Gleichen und in sich selbst. — Im Diesseitigen werden sie dennoch in einem Jenseits ihrer neuen Sinne sein und im Jenseits. — Seele und Leib sind das Gleiche. Und Diesseits und Jenseits sind das Gleiche. Eins kann das andere nicht ausschließen. — So wird es sein, wie es ist. — Es wird das große Fest der in sich geeinten Paradoxie sein. — Alles ist wahr in demselben großen, geeinten Versöhnungsreigen. Es giebt Geister und keine. Wir haben diesen Leib und einen anderen. Wir haben diesen kör-

perlichen Leib und wir sind zugleich die ganze mächtige Weite des Horizontes mit all seinen Eindrücken. Wir sind beschränkt und doch zugleich der ganze unermeßliche Besitz unserer Sinne. Wir sterben für immer mit diesem Tode und sind die ewig Wiedergeborenen. Und alle Wir sind nichts als das eine Paar, als die beiden für ewig sich Geeinten. — Nimm, was du willst, alles ist wahr; ist die Ergänzung und Berichtigung, die Balance seines Widerspruches und im letzten Grunde seiner selbst. — Die aber dies wissen und schauen", setzte er leise hinzu, „sind die in die letzte Einheit Eingehenden und Hinübergehenden. Denn das ist Pniel, ist das Angesicht Gottes. Und wer das Angesicht Gottes schaut, der stirbt." . . .

IV.

Als die drei am dritten Tage in früher Morgenstunde mit ihrem Handgepäck sich auf Deck begaben, hatte der „Melchior" eben Swinemünde passiert, und sie rauschten durch das stille Gewässer des Stettiner Haffs. Vom klaren Himmel lachte die hellste Morgensonne und machte nah und fern auf der fröhlichen, blauen Wasserweite die Segel der Ewer und Fischerboote in lichtgoldgelben und purpurnen Farben leuchten. Wie lichte, farbige Phantome, mit lachend smaragdgrünen, purpurnen

und lichtgelbbraunen Kielen schwebten sie über die weite, von kleinen Wellen gekräuselte Fläche hin. Hoch im frischen Morgenblau zuckte mit silbrigem Blitzen das Gefieder der Möven. Mit Lust hörte Peter Boie ihr frisches Kreischen. Es machte ihm das Herz klopfen vor Freude. So guter Laune war er, daß er sich ein Liedchen pfiff. Und das litt seine friesische Schweigsamkeit selten.

Und enger und enger kam von beiden Seiten das Land heran. Und nun glitten sie die Oder hinauf. Zwischen Feldern glitten sie hin und frischem Wiesengrün, begrenzt von ferner in lichten, bronzeroten Morgenfarben lachender Waldung. Bunte Rinder sahen sie grasen und braune Pferde und Störche promenieren. An Dörfern ging's vorüber und Etablissements. Flußdampfer, Ewer, Boote, Flußkähne trieben vorbei. Und nun waren sie in dem stillen, dunklen Fahrwasser des Stettiner Hafens.

Peter Boie, der mit Alexei und Ssonja an der äußersten Spitze des Vorderdecks stand, sprach kein Wort. Er paffte nur an seiner Shagpfeife und seine Augen blitzten.

Das steinkohlendampfgeschwärzte Durcheinander der Fabriken, Werkstätten und Speicher, der Maschinen und riesigen Krähne, der mächtigen Schwimmdocks und Schiffsbaugerüste versetzte ihn

in eine Erregung, die ihm nach all dem letzten absonderlichen Gedankenaustausch mit Alexei und Ssonja, der ihm nur entfernt verständlich war, ihm dunkel halb imponierte, halb ihn bedrückt hatte, wohlthat, wenn nicht gar ihn erlöste. — All diese Welt mit ihren hundert Eindrücken und ihren hundert dröhnenden, brausenden und rauschenden Lauten erregte freudig die Zuversicht und Sicherheit vertrauter und eingeborener Instinkte und erfreute seinen praktischen, zu frischer Thätigkeit geneigten niederdeutschen Sinn. Aus den Sphären der Andacht, aus der vierten Dimension von Alexeis Gedankenwelt brachte es ihn wieder zu verläßlicher Wirklichkeit zurück. Das Stöhnen, Dröhnen, Stampfen, Knarren und Brausen der Maschinen; der metallische ohrenbetäubende Lärm der zahllosen Hämmer von den Schiffsbaustätten und Schwimmdocks her thaten ihm fast wohl. Seine Augen hellten sich, als er die mächtigen Ozeanfahrer sah, die vor Anker lagen, das Gewimmel all der großen und kleinen Steamer, Segler, Boote, Kähne und Gondeln; all diese Reviere emsiger, rastloser Arbeit, wo immer Bedürfnisse heischen, wo alles in stetem Fluß ist und keinerlei Stockung duldet.

Und nun hielten sie. Peter ergötzte sich an dem fröhlichen, bunten Gewimmel und Gekribbel, das es am Strande gab. Die Zollbeamten

kamen an Bord. Es gab ein Gedränge und Geschiebe.

Es kam Peter eine flüchtige Erinnerung an das, was sie unterwegs von Heimat gesprochen. Ach, weiß der Kuckuck! Was es immer damit für eine Bewandtnis haben mochte: dies alles hier um ihn herum: das *war* Heimat! — Und eine Heimat nach seinem Sinn. Nicht im mindesten war er sentimental. Nicht einen Augenblick sehnte er sich nach seiner Familie, die längst mit ihm gebrochen hatte. Er war für sie der Taugenichts und Thunichtgut. Sie hatten ihn aufgegeben. Nun gut! — Und er sie. — Das aber war und blieb Heimat: der ererbte Instinkt nach praktischer Thätigkeit und die seit frühester Jugend in ihm lebendigen frischen, braven und sicheren Triebe, die das Treiben, das ihn hier umgab, in ihm erregte. — Das Meer! Das Meer! — Das Meer würde ihn nicht verlassen. Es würde ihm seine Aufgabe stellen, sein Ziel und seine Zukunft . . .

Er begab sich mit Alexei und Ssonja zum Bahnhof. Die beiden wollten den nächsten Zug nach Berlin benutzen; und es fand sich, daß Peter nur noch für kurze Zeit mit ihnen zusammenbleiben konnte. Wo er mit sich selbst hinsollte, wußte Peter vorderhand noch gar nicht. Aber als sie im Wartesaal bei Bier und einem Imbiß saßen, faßte er aus dem Stegreif einen Entschluß — es war ja ganz

einerlei! — zunächst nach Hamburg zu fahren. — Dort würde er schon sehen, was weiter? — Er hatte ein Gefühl, daß er sich ja vorerst mal in den Vierlanden etwa oder, noch besser, irgendwo an der holsteinschen Nordseeküste festsetzen könnte. Dort würde er, nach echter Verrückter-Engländer-Art, meinte er, sein letztes Geld verzehren und sich zunächst erst mal ganz und völlig auf den Pfropfen bringen, nun, und dann könnte er ja in Gottes Namen ganz von vorn anfangen.

Als er dann Alexei mit seiner Ssonja in ihren Berliner Zug spediert hatte, fühlte er sich eigentlich erleichtert. Sich immer in dem Drehzirkel dieser Ideen, in diesen abstrakten und vertrakten vierdimensionalen Regionen herumdrehen, das ging ihm gegen den Strich.

Gleichwohl machte ihn der Abschied ein wenig nachdenklich. Ein gut Stück seiner Vergangenheit schwand ihm da und wohl auf Nimmerwiedersehen aus den Augen. — Nun, Gott befohlen! —

Es war indessen nicht das letzte. Denn als Peter am nächsten Tage in Hamburg einlief, kam ihm in Erinnerung, daß sich ja sein alter Freund und Studiengenosse Erich Maßmann dort als Kunsthändler aufgethan hatte und da irgendwo in Ottensen eine Villa besaß. Und weil er ja fürs erste sonst weiter nichts Gescheiteres zu thun hatte, konnte er dem biederen Erich ja doch wohl getrost

mal einen Besuch abstatten und zusehen, was nun dies für ein Wiedersehen und ein Abschied werden möchte. Im übrigen hatte er zu Erich Maßmann eigentlich stets nur ziemlich oberflächliche Beziehungen gehabt. Auch Erich Maßmann hatte damals in Berlin „mitgethan“; und es gab wohl so leicht keinen bewußteren oder gar selbstbewußteren, fortgeschritteneren, konsequenteren und fertigeren „Modernen“ als ihn. Er spielte sich gern etwas auf den Yankee hinaus, und sein Ideal war in jeder Hinsicht so etwas, das er Amerikanismus hieß. Das mochte Peter nie an ihm leiden.

Na, er wollte ihn sich indessen also denn immerhin mal ansehen. — Auch dies würde ja ein Abschied von einem Stück Vergangenheit sein und auch auf Nimmerwiedersehen! . . .

* *
*

Am nächsten Tage also, gegen Mittag, stand Peter Boie in Ottensen vor der Villa Maßmann. Komfortabel lag sie hinter einer von Büschen und bunten Blumenbeeten bestandenen Fläche von kurzgeschorenem englischen Rasen. Ein einstöckiges, weißes Haus von mäßigem, behaglich wohnlichem Umfange, in einer Bauart von einfachem, aber erlesenem Geschmack. Es erwies sich später, daß

die Baurisse von Erich Maßmann selbst entworfen waren. Denn Erich Maßmann war ein ingeniöser Kopf, der mit Glück in allen möglichen schönen Künsten herumdilettierte, ein Gourmand und Lebenskünstler aus dem FF, und im übrigen ein tüchtiger Kaufmann. Solche Eigenschaften hatten denn früher wohl auch ihren Verkehr vermittelt. Nur hatte Peter nie recht seine Augen, die kalt und seelenlos waren, in seinem weißen, fetten Gesicht wie zwei schwarze Tintenflecke, und die feinschmeckerisch und unschön vorgewölbte, kalt sinnliche Unterlippe leiden mögen und den spöttischen und zugleich schmeckend lungernden Zug um seinen Mund.

Erich Maßmann hatte sich gegen früher nicht viel geändert. Höchstens, daß er noch dicker geworden war. Er nahm sich mit diesem Embonpoint in einem sehr eleganten modernen Sommeranzug recht gravitätisch und repräsentabel, fast ein wenig feierlich aus. Sein Schädel war fast kahl geschoren. Er sah aus, als wäre der nackte Kopf mit Graphit überrieben. So greise wirkte das! — So europäisch und — kultiviert! — Die Spitzen seines pechschwarzen Schnurrbärtchens waren à la Haby hinaufgekämmt. Die vorgewölbte Unterlippe wirkte dadurch noch sinnlicher und feinschmeckerischer, und der sonderbare Zug um die Mundwinkel noch unangenehmer kalt,

skeptisch und unfehlbar, selbstbewußt. Niemand ist unfehlbarer als diese Kultivierten. — Er reichte Peter eine weiche, fette, weiße, außerordentlich gepflegte Hand. Es fiel Peter auf, daß der Nagel am rechten Zeigefinger kürzer geschnitten war, als die anderen Fingernägel. — Und was er für einen Parfümduft aushauchte! . . .

Schicklich überrascht und erfreut war der Empfang. — Es wurde bedauert, daß Peter nicht gleich der Gnädigen vorgestellt werden konnte. Aber sie sei auf einer Visite. Indessen, es wäre ja doch selbstverständlich, daß er zu Mittag bliebe.

„Du bist also verheiratet?"

„Freilich, mein Kleiner!"

Erich Maßmann tippte Peter auf die Schulter und lächelte.

„Das war früher nicht gerade dein Ideal."

„Nein! — Aber man kommt in die Jahre. Und dann ist es in jeder Hinsicht so praktisch."

Nun ja, dachte Peter.

„Habt ihr Kinder?"

„Kinder? — Never! — Kinder sind so unbequem, Kleiner."

Peter Boie schwieg. — Erich Maßmann führte ihn zu einem gemütlichen Plausch in sein Arbeitszimmer.

Peter fühlte sich eigentlich irritiert. Durch alles, was er hier wahrnahm, fühlte er sich ebenso

angezogen wie zurückgedrängt. Der helle, mit einem im neuen Sezessionsstil gehaltenen bunten Läuferteppich ausgelegte Korridor, durch den sie gingen, Bauart, Geräte, Möbel, Tapeten, Kunstwerke: alles war von feinstem Geschmacke, von nobelster Harmonie; zeugte von kultiviertester Genußfähigkeit. Aber nur das! Und nichts als das! — Peter Boie wußte nicht recht: war es die Suggestion der schwarzen, kalten Augen, die wie Tintenflecke wirkten, des graugraphitigen Schädels, des Parfümduftes und der gedämpft korrekten, lächelnd skeptischen Sprechweise, oder war es doch ein heimliches, kaum zu bezeichnendes Manko in all dieser Anordnung selbst? — Irgend etwas in alledem war ihm — er wußte nicht — unbehaglich, zurückstoßend, — verächtlich?

Wie immer bei solchen Gelegenheiten war Peter schweigsam und, fast gekniffen, wirkte er für den oberflächlichen Blick unsicher. Und so schob er sich mit seinem langen Trottschritt neben dem eleganten Freunde her, dessen Lackstiefel auf dem weichen Teppich leise und gravitätisch knarrten.

Im Arbeitszimmer machten sie sichs bequem.

Hm! Die Importe, die ihm Erich Maßmann präsentierte, war tadellos. Es mochte sich immerhin schon lohnen, so zu leben. Seine tägliche Lebensweise zu einem Kunstwerk machen, zu einem einzigen, fein abgestuften Genuß. Und doch, es

schmeckte so nach Chineserei; nach etwas, das Peter einmal in einem bei ihm seltenen Anfall von Geistreichtum „Altenteil der fertigen Menschheit" genannt hatte.

Sie tauschten Bericht über ihre Erlebnisse. Seit fünf Jahren hatten sie sich nicht gesehen und auch keinen brieflichen Verkehr miteinander gehabt.

Aber Peter gab ziemlich nervös Bescheid.

Erich Maßmann hatte da in so einer Art das Bein übergeschlagen und — hm! — Und dann, wie er den Brand seiner Cigarre betrachtete, wie er sie zwischen Daumen und Zeigefinger balancierte, wie er langsam und kostend zog und den Rauch von sich stieß, die Lider kneifend! . . .

Peters Unbehagen wollte sich fast bis zur Idiosynkrasie steigern. Nicht eine von Erich Maßmanns Gesten war eigentlich unschicklich oder hätte in irgend einer Weise verletzen können; und dennoch war er Peter fast widerwärtig.

Uf! — Wie er jetzt dasaß! — Den Unterleib ein ganz klein wenig zu viel vorgeschoben, die runden, prallen Schenkel ein ganz klein wenig auseinandergespreizt und damit zuckelnd. Und dann, was für einen — undefinierbaren Ausdruck von Verlorenheit sein Gesicht zeigte, fast den irgend einer genießenden Andacht. — Der Ausdruck religiöser Ekstase und Andacht und der, mit dem man eine Native schlürft oder ein Stück Stangenspargel

lutscht, können sich sehr ähnlich sein; dort aber ist er verehrungswürdig und rührend, hier ekelhaft, wenn unter Umständen nicht gar unheimlich. —

„Hm! Na! — Und was machen die modernen Ideen? — Hehe!“ leitete Erich Maßmann jetzt das Gespräch auf ein anderes Thema.

„Welche modernen Ideen? fragte Peter Boie ein wenig — unorientiert.

„Nu! Du bist ja doch auch so ein — Weltverbesserer! — Hehe!“

„Ich?“ —

Hm! dachte Peter Boie. — ‚Kinder? — Never!‘ ging's ihm mit einem Mal durch den Kopf. ‚Kinder sind unbequem, mein Kleiner.‘

„Eh! — Ist das deine Frau?“

Peter hatte das Gesicht gegen eine Kabinettphotographie hinübergebogen, die auf dem Schreibtisch stand, in dessen Nähe sie Platz genommen.

„Well!“

Peter betrachtete das Bild mit Aufmerksamkeit. Es interessierte ihn.

Eine blonde Schönheit, mit großen, schönen, aber sehr erfahrenen Augen.

Peter zog die Stirne kraus. Ueber sein Gesicht zog ein leiser Schatten.

Der Anblick bannte ihn. Merkwürdig! Dieses kultivierte Weltdamenexterieur! Diese

Augen! — Und dieser köstliche kleine, mädchenhaft-naive, unschuldig süße Mund mit seinem leise, ganz leise bitteren Hauch! Was für eine seltsame runde liebe kleine Unterlippe! Und er hatte ein Gefühl, als hätten diese Augen einst in süßester, unbefangenster frischester Fröhlichkeit lachen können! Und wie kräftig und geradezu mütterlich die prächtige Büste sich wölbte! —

Erich Maßmann blickte ihn an und lachte.

Peter, der sich wieder in seinen Sessel zurücklehnte, verzog die Lippen und blickte beiseite.

„Nun, und du?"

„O!" machte Peter Boie.

Erich Maßmann meckerte ein kurzes, behagliches Lachen aus dem Bauche herauf.

„Du hast dir ja wohl eigentlich nie was rechtes aus den Weibern gemacht! — Warst ja immer der — keusche Josef! — Warst mehr für die Philosophie und die modernen Ideen!"

Abgeschmackt! dachte Peter Boie; aber er sagte nichts und zog nur ein ganz klein wenig den Mundwinkel schief.

„Was machen übrigens die Berliner Damen von damals? — Hast ja doch wohl noch Beziehungen. — Was machen die ‚Uebermenschen' und ‚Uebermänninnen'? — Hähä! — Früher hatten die Weiber noch Brüste: heute ist das ja sozusagen

rudimentäres Organ. Und wenn sie welche haben, vermögen sie nicht — selbst zu säugen. — Das wird die Stufe zum Uebermenschen sein. Der Mensch ist im Begriff, die Säugetiernatur abzulegen."

Peter Boie lächelte. Witz hatte Erich Maßmann nun wohl schon immer gehabt. Eigentlich aber besonders, wenn's an's Schwiergeln gegangen war . . .

In dem, was Erich Maßmann bisher gesagt hatte, waren nun ja wohl einige Piquen gegen Peter gewesen, die ihn freilich nicht trafen und ziemlich abgeschmackt waren; da er nun aber wahrzunehmen glaubte, daß Peter im Begriff war, verstimmt zu werden, gab Erich Maßmann seinem Gesicht jetzt einen ernsteren Ausdruck, und begann Peter mit einigen Konzessionen zu trösten.

„Nun ja! Man war ja auch mal mit dabei. Und es waren immerhin ganz lustige Zeiten. — Aber man wird ja nun freilich mit den Jahren älter. Und wir waren damals doch in mancher Beziehung recht grün. — Ich begreife heute nun und nimmermehr, wie wir jemals für ein so notorisch abnormales und psychopathisches — eh! — Original wie Tolstoj schwärmen konnten oder eine alte Tante wie Ibsen."

Eh, nein! Diese gespreizten, zuckelnden Schenkel! dachte Peter Boie, und seine Augen

gingen wieder hinüber zu der interessanten Photographie auf dem Schreibtisch.

„Aber sie haben doch in mancher Hinsicht sehr gediegene und brauchbare Gedankengänge entwickelt. — Und . . .“

Peter Boie hatte sich jetzt mit einem kurzen Ruck erhoben. Er war durch das Zimmer geschritten und hatte Posto gefaßt vor einer prächtigen farbigen Reproduktion von Böcklins meerentsteigender Venus.

Er war nicht mehr im stande, Erich Maßmann mit den Beinen zuckeln zu sehen.

Sie sprachen einiges über das Bild. Gott sei Dank! Maßmann war aufgestanden und war zu ihm hingekommen.

Von der Böcklinschen Venus kamen sie auf die Weiber im allgemeinen. Und es wurde wahrhaftig das beste Gespräch „unter uns jungen Mädchen“. Erich Maßmann holte da so ein paar Albums mit nackten Grisetten hervor. — Er fing an eine ganze Philosophie der Liebe zu entwickeln. Er dozierte Peter da eine „Ars amatoria“, daß ihm Hören und Sehen verging. — Peter horchte auf. Denn was ihm der gute Erich Maßmann da — in einer halb feierlichen, halb paschahaften Weise — an Intimitäten aus seinem ehelichen Verkehr vorzutragen anfing, was er da von verfei-

nertem und kultiviertem Geschlechtsgenuß entwickelte, war stupend.

Peter hatte gelegentlich mal von seltenen, äußerst raffinierten und grausamen Sinnesgenüssen mongolischer Hoch- und Ueberkultur gelesen: er mußte unwillkürlich daran denken. Und wie Maßmann das Album umblätterte, war ihm plötzlich wieder der sorgfältig beschnittene Nagel seines Zeigefingers aufgefallen. Nein, und dieser — Parfümduft! —

Hin und wieder zwinkerte Erich Maßmann unter seinem Vortrag in einer besonderen Weise mit den Augen; machte wohl auch verblümt eine diesbezügliche Anspielung: er konnte sich nämlich Peters mangelhaften Verkehr mit den Weibern nicht anders als durch irgend eine sexuelle Abnormalität erklären. — Ueberhaupt rechnete er Peter so halb und halb in eine Spezies moderner Menschen ein, die er dekadent hieß. Eine Spezies, in diesen „Zeitläuften moderner Uebergangskultur" ein unvermeidliches Uebel. Haufenweise gingen sie heutzutage zu Grunde, physisch und moralisch. Sie litten an irgend einem Spleen und Atavismus. Sie waren die „im modernen Daseinskampf minderwertigen Individuen", „Thorschlußgehirne", nicht imstande, die „Segnungen neuzeitiger Kultur" zu erkennen und ihnen sich anzupassen. Er selbst dagegen, Erich Maßmann, und

seinesgleichen waren die „Sieger" in diesem Daseinskampf, die „Gesunden", „Starken", die „freien Neumenschen".

Schließlich fing Erich Maßmann sogar an, Bekehrungsversuche zu machen.

Es prickelte Peter in allen Nerven. Er war nahe daran, sich zu verabschieden; doch er bezwang sich. Es war ihm doch von Interesse, Frau Maßmann persönlich kennen zu lernen.

Endlich erschien diese.

Ihr Erscheinen bestätigte den Eindruck, den er vorhin von ihrem Bilde gewonnen. Sie sprach mit einer leisen, angenehm vibrierenden Stimme, in der dennoch irgend eine gereizte Nuance war.

Auffallend aber erschien Peter ein sonderbarer Wechsel ihres Gesichtsausdruckes.

Wie sie ihn als Gast und Freund ihres Mannes in liebenswürdigster Weise willkommen geheißen, hatte sie einen völlig entzückenden und jugendlichen, einen geradezu süßen Eindruck gemacht. Aber nachher hatte es da so einen Moment gegeben! — Sie hatte, als sie eintrat, ein Packetchen in Händen gehalten, das sie jetzt beiseite legte. Peter konnte in diesem Augenblicke ihr Gesicht von der Seite erhaschen. Und da erschrak er fast, wie alt sie aussah! Jetzt, wo der verbindlich liebenswürdige Zug aus ihrem Gesicht geschwunden war. Ihr Kinn wirkte mit einem Mal

beinah altfrauenhaft vorgeschoben, ihre Nase schien vergrößert und gespitzt und ihre Augäpfel, die einen stieren und apathischen Ausdruck angenommen, schienen ein wenig vorzustehen. Ihr Gesicht schien in die Länge gezogen. Sein Ausdruck war mit einem Mal völlig der einer blasierten und allzu erfahrenen Sinnlichkeit. — Erich Maßmann hatte es vorhin als eine kindliche Schrulle seines „Hasen" belächelt, daß ihr Lieblingsphilosoph Schopenhauer sei. — Sie hatte eben auch so ihren Atavismus! —

Peter Boie wurde unruhig. Er verweilte noch eine schickliche Zeit und fand dann einen Grund, sich zu empfehlen...

V.

Der gute Peter war durch seinen Besuch in der Villa Maßmann in ein kunterbuntes Nachdenken geraten. Nachdem ihm an einem so wichtigen Wendepunkt seines Lebens zweimal im Zeitraum einiger weniger Tage seine Vergangenheit so nahe getreten, fühlte er sich ganz in jene Zeiten ihrer freien, studentischen Klubs und Bünde versetzt mit all ihren Diskussionen moderner Fragen und Probleme.

Da wäre denn nun wohl ein Fall wie dieser Fall Maßmann und diese Ehe als ein typisches

Beispiel bourgeoiser Ueberkultur mit Freuden begrüßt worden. Seine Einbildungskraft fühlte sich in so eine Studentenbude oder in die Nische irgend so eines Berliner litterarischen Cafés versetzt, unter die jungen Stürmer und Dränger einer modernen neu-ethischen, sozialen Entwickelung und mitten in das Gewoge der Diskussion.

Er hörte all die Schlager der leidenschaftlichen Seelen. Korruption der Ehe, verkappte Prostitution, die Ehe als Bordell, als Amüsierinstitut, das Verbrechen am keimenden Leben, Hysterie, Unterleibskrankheiten, Mutterkrebs, Ehebruch, der Dritte, freie Liebe, Zukunftsstaat, Emanzipation des Weibes, Korruption der Bourgeoisie, der alten Kultur. Er geriet, hilfgott! in einen wahren Maelstrom! —

Wohl, wohl! Was sollte man zu alledem sagen! Genug! — Es roch von unterschiedlichen Seiten im Europäischen. Und wohl nicht zum besten. — Peter zog ein krauses Gesicht, wie ihn das alles überfiel und schüttelte den Kopf wie ein Gaul, der sich die Fliegen abwehrt. Ganz miserabel ward ihm zu Mut! Ganz dumm und verdreht! —

Uebrigens war der anarchische Zustand, den dies alles mit all seinen Konsequenzen bedeutete, nicht vielleicht sich bereits enthüllende Neuform? Blickte da nicht bereits der Zukunftsstaat durch

unterschiedliche Zipfel? Eigentlich wahrhaftig! nur dieser Gesichtspunkt konnte befreien!

Aber was doch noch alles! Mochte das alles sein, wie es wollte! Mochten die Toten irgendwo ihre Toten begraben! Kein Pfaffe irgend einer hergebrachten sozialen Konvention und kein theoretisch Enragierter irgend einer neuen Observanz konnte ihm schließlich etwas anhaben.

Immerhin! was das für merkwürdige Weiber waren! Diese verrückten, unbefriedigten modernen Weiber, von denen man eigentlich nicht recht weiß, was sie wollen; die einen zur Verzweiflung bringen; an denen gewisse Gentlemen so recht ihre pp. Theorien von der Unbeständigkeit des Weibes bebeispielen konnten! —

Sie war wohl „auch so eine", die Madam' Maßmann.

Uebrigens: Erich Maßmann hielt ihn für einen Dekadent! — Hahaha!

Das alles ging ihm durch den Kopf, als er auf der Fahrt von Ottensen nach dem Dammthorbahnhof — er hatte sich in einem am Alsterbassin gelegenen Hotel einlogiert — beschaulich in seiner Coupéecke lag. — Der Zug hielt, und Peter tauchte in das lebendige, fröhliche Getriebe der Straßen. Ihm wurde wohler. —

Um das Alsterbassin herum wimmelte es an dem schönen, warmen Sommerabend. Im Café

Ott an der Ecke des neuen Jungfernstieges spielte eine Zigeunerkapelle auf. Peter Boie trat ein, stopfte sich seine Shagpfeife und spülte seinen Mißmut, alle Kultur, alle Theorie und modernen Probleme mit ein paar herzhaften Wisky-Grogs hinunter ...

* *
*

Als Peter Boie am nächsten Morgen sein Hotel verließ und auf den schönen breiten Jungfernstieg hinaustrat, war sein erster Einfall, den Hafen zu besuchen.

Er hatte den Fall Maßmann und die ganze gestrige „Kulturmisère" prächtig verschlafen und war in bester Stimmung. Er hatte wieder seinen rehbraunen Touristenanzug angethan und fühlte sich in dieser seiner gewohnten Globetrotter-Montur noch einmal so wohl.

Das Wetter war frisch und sonnig. In lichtdurchwirktem Silberdunst dehnte sich das Becken der Alster gegen die Lombardbrücke und die Außenalster hin. Die lange, bunte Reihe der stattlichen Häuser schimmerte durch diesen Dunst von der Morgensonne in einen kupferrötlichen Bronzeton geeint. Darüber ragte der spitze Turm von St. Nikolai mit seiner grauhellen Grünspan-

farbe in gigantisch aufgetürmte, silbergleißende, graublaue und bräunlich-gelbe Wolkengebirge hinein.

Peter schlenderte zur Esplanade hinauf, bestieg bei der Lombardbrücke die elektrische Bahn und fuhr am Postgebäude vorbei, durch Ringstraße, Holstenwall, Ciacis-Chaussee und Resperbahn nach St. Pauli hinunter. Bei der Davidstraße verließ er die Elektrische und wanderte durch das bunte Treiben des Hafenviertels zur Norderelbe hinab und zu den Landungsbrücken von St. Pauli. — Er betrat die alten, steinkohlenverdampften Landungspontons, hinterlegte am Kassenschalter seinen Nickel und begab sich an Bord eines der kleinen, grüngestrichenen Dampfer, mit denen man die Rundfahrt durch die Häfen machen kann. — Das verräucherte Deck mit seinem mächtigen, schwarzen Schlot, mit seiner primitiven, schmutzigen kleinen Kajüte, um deren Außenwände eine plumpe Bank herumlief, war in dieser zeitigen Morgenstunde voller Passagiere: Schiffer, Matrosen, Hafenarbeiter, junge Kaufleute, Handwerker, Händler, die zumeist an einer der vielen Hafenstationen, die der Dampfer passiert, aussteigen, um sich in ihre Kontore und auf ihre Werkstätten zu begeben; breite, braune und bärtige niederdeutsche Gesichter zumeist, die ihm wohlthaten.

Peter Boie war in seinem Element. Unaus-

sprechlich wohl war ihm zu Mute. Er war wie in einem Rausch.

Auf der schmalen Bank hockend, die Füße gegen den Bordrand gestemmt, labte er sich an der frischen Brise, die durch das tausendfältige fröhlich-bunte Treiben wehte und mit all den hundert kreuz und quer aneinander hinrauschenden großen und kleinen Kielen die mächtigen gelben Wassermassen in herzhafte, lustig blitzende Unruhe brachte; genoß er den frischen, thranigen Wasserdunst, die lichten Sonnenblitze und huschenden Schattenschauer von dem Gewölk, das oben durch das Himmelsblau zog oder in gewaltigen, blitzenden, grotesken Ballen und Gebirgen über der Buntheit dieser zahllosen imposanten Eindrücke ragte, ihre Größe und Gewalt noch steigernd. Die herrlichen lichten Dunstwolken da oben mit ihrer rötlichen, goldigen und silbergleißenden Pracht gehörten zu der Frische des prächtigen großen Seebildes.

Der letzte Rest seiner vortägigen Mißstimmung und die letzte Spur jener Kulturhypochondrien verwehte wie ein Nebel vor der Sonne. O Herr! Dies alles war Leben und heilig und gesund wie der Odem Gottes!

Arbeit! — Und hier, hier war der wahre Herzschlag, der wahre Triumph und der wahre Wert europäischer und bürgerlicher Kultur!

Der dicke, braunbäckige Schiffsjunge in seiner

blauen Jacke löste das Tau vom Pfahl; der Dampfer stieß ab und brauste in das gelbe, schäumende Gewässer hinein.

Peters Blicke hafteten, wie der Dampfer von St. Pauli und den Pontons des Hafenthors ab in den Niederhafen einbog und an dem Ufer des Johannis-Bollwerks und Vorsetzen hinstrich, an dieser bunten Strandwelt mit ihren eingewohnten, düsteren und doch so imposanten Eindrücken. Er konnte die Augen nicht wenden von all den breiten und schmalen, schwarzgeräuchert übereinander und in das großbewölkte Himmelsblau hineinragenden, zahllosen Häusern, deren Fronten von einer hundertfältigen, buntfarbigen Kleinwelt belebt waren. Die glatten Fronten mit ihren zahllosen Fenstervierecken, mit ihrem Gepräge eines See- und Hafenviertels; ein Sitz und Ausgangspunkt, ein Herd vielleicht jener furchtbaren Choleraepidemie, die anfang der neunziger Jahre die Stadt verheert und Deutschland von hier aus bedroht hatte: aber ehrwürdig von den Spuren jahrzehnte-, jahrhundertelanger, nimmerrastender Arbeit! Er brachte die Blicke nicht fort von all den zahllosen Fabriken, den gewaltigen Speicherräumen mit dem verwirrenden Gewimmel und Gekribbel von Kisten, Säcken, Warenballen, Fässern und all den Gestalten ihrer Arbeiter, dem Hin und Her der Frachtwagen, den riesigen

schwarzen Krahnarmen; gierig nahm er all den betäubenden, dröhnenden Lärm all dieser Betriebsamkeit in sich auf. Seine Sinne schweiften über die weiten dunklen Massen mit ihren bizarr-pittoresken Konturen hin, die überragt wurden von Türmen, Giebeln und einem Wald geschwärzter Schlote; von den schlanken Türmen von St. Nikolai und Katharinen mit ihren spitzen, lichtgrünen Hauben in ein gewaltiges Gewölk hinein, das aus dicker, trüber Verdüsterung zahlloser Rauchdünste, die, zu breiten Schichten verdichtet, über den Häusermassen lagen, mit lichtgelben, graublauen, rötlichen, goldenen und silbergleißenden Farben still und feierlich in den lichten Aether ragte. Er konnte sich nicht trennen von dem fröhlichen, emsigen Gewimmel der zahllosen Fahrzeuge, der großen und kleinen Dampfer, Barkassen, Segler, Ewer, langschmalen Stromkähne, die warenbeladen sich an den dunklen, verschwärzten, steinernen Bollwerkmassen des Ufers durcheinanderdrängten mit Schloten, Masten und bunten Segeln, oder entlastet aus dem Gewirr herausglitten und hineinrauschten in die freiere, gelbe Wassermasse mit ihrer steten, schaukelnden, schäumenden, großen Erregtheit.

Er verlor sich in dem Durcheinander all der zahllosen großen und kleinen Fahrzeuge, Dampfer, Segler, Kähne und Boote, die da mit unglaublicher

Sicherheit an einander hin, quer vor einander vorbei nach allen Richtungen durcheinander glitten und rauschten. Es machte ihm Vergnügen, ihre Namenschilder zu studieren: „August“, „Humor“, „Johann“, Triumph“, „Grete“, „Salut“, „Helios“, „Emu“, „Lessing“ und wie sie alle hießen. Es erregte Vorstellungen und Gedanken und führte die Einbildungskraft auf hundert vergnügliche, ernste und bedeutsame Bahnen, vorwärts und zurück, über Zeiten und Räume hin. — Dort kam von Blankenese her ein Schleppdampfer mit einem langen Train von Frachtkähnen herauf. Dort wieder nahte langsam, mit feierlicher Schwerfälligkeit im Schlepptau eines kleinen Lotsendampfers ein Ungetüm von Ozeanfahrer, das sich von einer langen, gewaltigen Reihe anderer losgelöst, die mit ihrem gewaltigen Bollwerk den Niederhafen von der breiten, wimmelnden Wassermasse der übrigen Norderelbe schieden. Enorme Burschen mit haushohen schwarzen und hellroten Wänden, mit roten und schwarzen Flecken gescheckt und mannigfachen Reisespuren, mit zahllosen Luken und Löchern, aus denen hier und da in kurzen Stößen dicke ausgepumpte Wasserstreifen herabrannen wie kleine Wasserfälle. Hoch oben bauten sich um Masten und die riesigen schwarzen Schlote herum in Etagen die weißgestrichenen Kajütenwände auf mit Thüren und Fen-

stern. Matrosen lehnten hoch oben über Bord und hier und da wohl auch eine fremde, dunkelhäutige Seele, etwa ein chinesischer Schiffsarbeiter mit seinem schlitzäugigen, gelben, bezopften Kopf, das schwarze Käppchen auf dem Wirbel.

Alles interessierte Peter. All die hundert großen und kleinen, grandiosen und idyllisch-intimen, ja humoristischen Eindrücke, bis auf die Flaschen, die gelben Orangeschalen, Pfähle, Holzstücke, Korke, Cigarrenkistchen, die auf der trüben, gelben Wassermasse umherschaukelten; bis auf die kreisenden Möwen mit ihrem blitzeweißen Gefieder, die hier ihre Ernte hielten; die schmutziggelben, schwärzlich graphitgrauen, weißen und veilchenfarbenen Rauchsäulen der Dampfer, in denen die plötzlich aus vorübereilendem Gewölk hervortauchende Kraft der Sonne köstliche Farben weckte.

Immer neue Eindrücke tauchten auf. Da wölbte sich fern durch trübfarbige Dünste in langgestreckt durcheinander gewundenen Schlangenlinien ein gigantischer Brückenbogen über Schloten und spitzen Masten, die schwärzlichen Häusermassen zweier Ufer verbindend. Da that sich aus allem Gewühl, Gewimmel und Gekribbel in stiller majestätischer Feierlichkeit der gewaltige Eindruck einer endlosen Doppelreihe großer Seedreimaster auf. Da rauschten, stampften und knarrten mäch-

tige Schiffsmaschinen. Da dröhnte der dumpfe, ohrenbetäubende Tutton eines Dampfers; zwei, drei, viele plötzlich durcheinander. Da knarrten und rasselten ungefüge Ankerketten. Dort hing die schwarze Eisenmasse eines ungeheuren Ankers. Da dehnten sich riesige Molen und breite Quais mit Speichern, Fabriken, Krahnen und Maschinen, mit mächtigen schwarzen Kuppeln von Gasanstalten, mit hundertfältigem Arbeitsgetriebe. — Da hielt man an Station Sandthorhöft. Es gab ein Ein und Aus von Passagieren. Ein plattdeutscher Gesprächsfetzen am Ufer. Hoch oben auf der Spitze des Quais verlorene Musiklaute aus einer Kneipe in all das Dröhnen, Brüllen, Tuten, Brausen und Rauschen hinein. — Hier ging's am Sandthorhafen vorbei. Station Kaiserhöfft! — Am Grasbrookhafen vorüber. Station Strandhöfft! — Passagierhafen! Baakenhöfft! — Veddelhöfft! — Krahnhöfft! — Bei Amerikahöfft wanderte ein kleiner brauner Inder zwischen den Passagieren umher. Er hatte eine gelbe Bastkappe auf seinem braunen, unsagbar verrunzelten kleinen Kopf. Seine breiten Lippen waren gesprungen. Die langen, weißen Zähne blitzten daraus hervor. Seine kleinen braunen Füße, die in alten harten Ledersandalen staken, waren völlig verrunzelt und starrten von Schmutz. Sein dürrer, kleiner Körper war in eine abgetragene dunkelblaue Wolljacke ge-

hüllt und in alte unsagbar verschmutzte, ausgeflickte, zerrissene gelbliche Hosen. In seinen dünnen, schwarzbraunen Händen hielt er sorgfältig ein Papier, in das die köstliche weiße Feder eines fremdländischen Vogels gehüllt war, wie ein kleines Wunder aus einer fernen Märchenwelt. — Da waren am Kuh- und Steinwärder hin die dunklen Reihen der gewaltigen Schwimmdocks. Zwischendurch that sich, wie eine Erfrischung mitten in all dem dunstigen Gewirr, der Blick über eine smaragdene Wiesenbreite auf, über ein Gartengelände. — Da war gar in allem Trubel das lustige Treiben einer Badeanstalt. — Da eröffneten sich Blicke auf neue und immer neue Häfen, die das Treiben ins Endlose zu führen schienen, daß man sich fast beklemmt fühlen konnte. Da waren ganze Wände von Segelflottillen. Die mächtigen gespannten Segel spitzten ihre Dreiecke in die verqualmten Lüfte, in all die Dünste hinein mit ihren gasigen Gerüchen, die sich mit Fischdunst, Thran- und Theerdüften mischten. Jetzt brach die Sonne hervor. Mit tiefsattem Purpur und herrlichem Goldgelb frischten sich die zahllosen Segel auf; die weißen, roten, schwarzen, hellgrünen und lichtbraunen, die rötlich getheerten Kielwände. Das Wellengetriebe mit seiner weiten großen rastlosen Unruhe, all die tausend und tausend endlosen Eindrücke gleißten auf in farbiger Pracht und selbst in die dicken

lagernden Dunstmassen legten sich violette und lilafarbene Nüancen.

Und nun hielten sie wieder an den Landungsbrücken von St. Pauli: der dicke Schiffsjunge in seiner blauen Jacke sprang mit dem Tau ans Land und schlang es um den Pfahl. Halb betäubt betrat Peter Boie den Landungsponton und schritt zu dem Fahrdamm der Uferstraße hinauf, um zur Davidstraße zurück zu gelangen.

Noch einmal blieb er auf der Uferhöhe der Hafenstraße stehen, um über das Gewirr der Fabriken, Speicher und Warenhäuser hinweg einen Blick auf das herrliche, berauschende Bild zu thun und hinauszuschauen auf die freiere Wasserweite gegen Blankenese hin, die in die ferne, große, luftige Freiheit des Ozeans hinausführte und in diesem Augenblick unter der Macht der Sommersonne eine einzige gleißende Goldpracht war. — Dann schritt er weiter durch das Treiben dieser Hafengegend hin. Vierspännige Lastwagen, hoch mit Fässern, Säcken und ungegerbten Ochsenhäuten beladen, fuhren aus tiefer gelegenen Seitengassen vom Hafen herauf der Hauptstraße zu. Das pittoreske Treiben zahlloser kleiner und großer Kaufläden und Kneipen umgab ihn mit hundert bunten, munter idyllischen, herzhaften Eindrücken. Hier kam aus dem Dunkel eines weitgeöffneten Speicherthores der Duft von

Guano, dort von ungegerbtem Leder, von Gewürzen, hier der herrliche stärkende Geruch irgend eines ausländischen Balsams. Matrosen und Arbeiter gingen hin und wieder; Kommis, Kaufleute, Zollbeamte in ihren grünen Uniformröcken. Kinder spielten auf der sonnigen Straße.

Langsam schlenderte er die belebte Zeile der Davidstraße hinauf und fuhr mit der elektrischen Bahn zur Lombardbrücke und dem Alsterbassin zurück.

Aber der große, freudige Rausch, in den ihn die Eindrücke des Hafens versetzt, behielt ihn. Er ließ sich auf der freien Veranda des großen Alstercafés nieder, bestellte sich eine Erfrischung und betrachtete das Treiben den Jungfernstieg auf und nieder.

Dann aber nahm er, um sich aus aller Fülle von Eindrücken ein wenig zu retten, ein Journal zur Hand.

Ein Aufsatz interessierte ihn. Er handelte über die Todesstrafen bei den Chinesen. Die härteste, teilte der Verfasser mit, sei die Herbeiführung des Todes durch Verhinderung des Schlafes. Will der Delinquent einschlafen, so weckt man ihn durch einen Puff oder Stoß; wird seine Schlafsucht stärker und genügt der Puff oder Stoß nicht mehr, so kneift man ihn etwa, schlägt ihn mit einem

Stock, schreckt ihn dann mit glühendem Eisen auf u. s. w.

Scheußlich, dachte Peter und gähnte. — Diese Chinesen! — Aber wie er das Blatt nun wieder beiseite gelegt hatte und müde, mit halb geschlossenen Augen, die Hände in den Hosentaschen und die Beine lang vor sich hingestreckt, vor sich hin träumte, begann, halb mechanisch, das Thema von den Chinesen sich weiter auszuspinnen; gleichsam in einer Art automatischer Repetition, die er in seinem lässigen Ausruhen mit einem flüchtigen Interesse gewähren ließ.

Die Greisenhaftigkeit ihrer Kultur! Gewisse, außerordentlich raffinierte Wollüste. Eine raffiniert kultivierte sexuelle Unzucht, die bei ihnen vorkommen soll.

Der letzte Gedanke erregte ihn in einer unbestimmten Weise. Er empfand eine flüchtige Mißstimmung und eine herzhaftere Regung von Ekel. Leise furchte sich die Falte über der Nase.

Sein Nachdenken fing an, bewußter zu werden. Und da! Da war es mit einem Mal wieder! Der Widerwille, der ihn gestern gegen Erich Maßmann überkommen; der sonderbare, momentan ja wohl gar an Haß grenzende Widerwille. Und da tauchte plötzlich in ihm eine seltsam bestimmte, fast hellseherische Ahnung auf, daß er noch einmal in seinem Leben mit solch einem Men-

schen zusammengeraten, auf Tod und Leben zusammengeraten werde, wie mit einem vom Schicksal ihm vorbestimmten Todfeind.

Er fuhr auf. Ganz erschrocken. — Sonderbar! Was hatte denn das zu bedeuten? Woher kam ihm denn das mit einem Mal? — Mit niemand hatte er seines Wissens eine scharfe, persönliche Sache. Er lebte doch, weiß Gott! derzeit mit aller Welt in leidlichem Frieden? — Und irgend ein fanatischer furor theoreticus gegen irgend eine kulturelle Korruption lag niemandem weniger als ihm. — Die Kultur! Die Ueberkultur! Lieber Gott, er war ja eben im Begriff, ihr aus dem Wege zu gehen. Mochten die Toten ihre Toten begraben.

Und doch: da war ihm für einen Moment fast wieder die Zornader geschwollen! Er hatte für einen Moment gehaßt. Eine fast hellseherische Ahnung hatte er gehabt, daß ihm etwas bevorstehe.

Eh, nun! Der Gemütsmensch von Alexei mit seiner Ssonja mochten wohl in ihm nachspuken. — Was hatte er mit dem Erich Maßmann und seiner Madam' da zu thun! — Mochten sie sich seinetwegen . . . Haha! — Schon gut! . . .

Er bezahlte, stand auf und fing wieder an, langsam den schönen Jungfernstieg hinabzuschlendern.

Er trat an ein Schaufenster heran und betrachtete die ausgestellten Waren. Es war ein Delikatessengeschäft.

Was da alles für Raritäten aus allen Herrgottsländern beieinander waren! — Da gab es Beluga-Caviar. Da waren frische Mandeln in ihren graugrünen Hüllen. Prager Schinken neben tiroler Aepfeln und Tasmania-Aepfeln. Da gab es kandierte Rosenblätter und Syringenblütchen. Da war Guayava, köstliche Ananas, Paranüsse, Bärenschinken, Bananen und wer weiß was alles.

Ach, er hatte sein liebes Meer wieder! Seine Stimmung weitete sich. Seine Augen begannen zu blitzen. Er schob seinen Ziegenhainer unter den Arm und fing an, seine Shagpfeife zu stopfen.

Der Hafen! — Der Hafen! — Und das Meer!

In der besten Laune, mit unternehmend gekniffenen Lidern, bummelte er weiter, den Rauch seines Shags mit einem herzhaften Ruck durch die Nasenlöcher stoßend.

Der Jungfernstieg wimmelte. Das Alsterbassin blitzte drüben in der hellen Mittagssonne.

Er entschloß sich, ein wenig das Rathaus- und Börsenviertel abzustreifen. Das mußte ganz interessant sein.

Vom Jungfernstieg ab bog er in den Neuen

Wall ein, überschritt die Adolphsbrücke und gelangte zum Alten Wall und zur Börse.

Um das stattliche Gebäude mit seiner antiken Front, das sich mit dem mächtigen Massiv des Rathauses, eines der schönsten und imposantesten Baukunstwerke, die Deutschland aufzuweisen hat, zu einer mächtigen Einheit zusammengliedert, wimmelte in dieser Mittagszeit ein sehr reger Verkehr, in den Peter Boie hineintauchte.

In der Passage, die die Börse vom Rathause trennt, ist eine militärische Wache und ein Posten stationiert. In dem Augenblicke, als Peter von der Adolphsbrücke her in den Alten Wall gelangte, trat gerade der Tambour hervor und schlug einen langen, dumpf rasselnden Wirbel.

Es interessierte Peter. Er blieb stehen und hörte zu.

Seine Gedanken fingen an zu spielen, von all der reichen Muße, die er in den letzten beiden Tagen genossen, angeregt. Das harte, herzhafte und so mannliche Geräusch gefiel ihm. Trotz und Härte, Mannhaftigkeit von Macht und Obmacht lebte in den ernsten, rauhen Lauten. Interessant, sie hier zu vernehmen, an einer Stätte, wo der Sitz eines bürgerlichen Standes, dem in diesen Zeitläuften die Welt gehört, kennzeichnend sich mit der Wohnstätte äußerer, repräsentativer Macht zu einer Einheit zusammenschließt! . . .

Er gedachte des riesigen Hafens mit all seinen vielen großen und kleinen Nebenhäfen und Buchten; er gedachte der mächtigen Quais und Molen, Fabriken, Speicher, Schwimmdocks, Brücken; das ganze imposante Bild kam ihm in Erinnerung; die ganze erstaunliche und schier überwältigende Verknotung geistig-intellektueller und physikalischer Kraft, die das alles bedeutete. Und die ganze Macht bürgerlicher und industriell-technischer Kultur, die gewaltige erdumspannende Macht des Kaufmannsstandes ward ihm zu einer Art von Vision. — Jede Art von Opposition, von Mißvergnügtheit und Kritik schied sich ihm in diesem Augenblick aus, zu der ihm etwa die skeptischen Betrachtungen von Verfall und Ueberkultur, die ihm gestern der Fall Madam' Maßmann angeregt, hypochondrisch hätte Veranlassung geben können, und trat in den Hintergrund gegenüber dem übermächtigen Pathos und der kulturellen Würde, die jenen großen Eindrücken einwohnten.

Vor ein paar Jahren hatte er Gelegenheit gehabt, das Comptoir eines steinreichen Lübecker Großkaufmannes kennen zu lernen, eines Freundes seines verstorbenen Vaters, dessen Schiffe alle Meere befuhren. Das Comptoir war ein niedriger, altmodischer und verräucherter Raum gewesen mit gelbgetünchten Wänden, von dessen Decke ein paar einfache altmodische Gasarme

herabhingen. Seine schmalen Fenster hatten auf einen engen, schwarzen, alten Hof hinabgeblickt. An schlichten, alten verklexten Pulten hatte das Personal gearbeitet. Nicht die entfernteste Spur von irgend welchem Komfort und Luxus war hier zu bemerken gewesen. Und dennoch hatte der Eindruck seine Bedeutsamkeit und solide Würde gehabt. — Dieser alte, verdunkelte und verräucherte Raum, in den doch hundert und aberhundert sehr verzwickter und komplizierter Interessenfäden von allen möglichen Regionen des Erdballs zusammenliefen, von dem unzählige, so bedeutsame Anordnungen die Woche, den Tag über in alle Herrgottswelt ausgingen; in dem das Schicksal von hundert und aberhundert thätigen Menschen seine Regelung erfuhr! — Die Erinnerung an diesen Raum mit seiner eingewohnten, katonisch-dürftigen Schlichtheit erhöhte die Achtung, die ihm in diesen Augenblicken der Kaufmannsstand abnötigte.

Alle Macht ist brutal und rauh wie das Schicksal, dachte Peter; behaftet sicher mit Ungerechtigkeiten und Vergewaltigungen. Sie arbeitet in großen Zügen. Ihre Seele schwingt in Al fresco-Dimensionen; indessen — es war unmöglich, jetzt und solchen Eindrücken gegenüber hypochondrisch am Kleinen und Einzelnen zu haften. — Ein Va banque-Spiel ist die Welt; ein Wettspiel wider-

streitender Mächte. Wo wäre irgend einer Macht ein besonderes Recht verbrieft? Wer wagt, gewinnt. Alle Macht ist fröhlich-kühnes, männlich-freies Verbrechen. Sie imponiert: und sie ist in Recht und Sicherheit; nicht länger! — Sie genießt das Glück ihres Strebens, ihrer Fülle und Entfaltung. Es ist das einzige Glück, das der Mannheit in aller Welt beschieden. Höchstes Weltglück der Mannheit! — Ein fröhlicher Verbrecher, ein Siegfried ist der rechte Mann.

Dies war die Wahrheit, die Peter Boie erkannt und die sein Bekenntnis.

Er gedachte eines wunderlichen Freundes, der in seiner Berliner Studentenzeit mit in seinem Klub verkehrt hatte. Erich Maßmann würde ihn als das Urbild des modernen Decadent und „Thorschlußgehirnes" bezeichnet haben; als einen psychopathischen, anormalen, seelisch und physisch zerrütteten Menschen. Und gewiß war ihm auch recht viel unkluges und dunkles Zeug in seinem verspintisierten Schädel durcheinandergegangen; wie so eine Art seelischer mouches volantes. Er hatte sich denn schließlich auch, überwältigt von der immerhin geradezu gigantischen Zwangsidee eines in diesen Zeitläuften hereingebrochenen „dritten Reiches", eine Revolverkugel durchs Herz geschossen. Er war Privatgelehrter gewesen, Philosoph von Beruf und hatte Dr. Emanuel Liese-

gang geheißen. — Aber er hatte so ganz wundersame soziale Visionen gehabt, die oft wie eine Art von höherer Begnadung gewesen. Ganz erstaunliche Visionen, die zuweilen geradezu etwas von einem letzten umfassenden Höhenblick über die ganze menschliche Kultur gehabt; eine Vista über die Menschheit beinahe wie sie vormals dem Christus oder dem Buddha, wie sie in unseren modernen Zeiten Walt Whitman beschieden gewesen.

Etwas von einem solchen umfassenden Blick überschauender Synthese genoß in diesen Augenblicken auch der kleine Peter Boie. —

Auf dem Adolphs-Platz vor der Hauptfront der Börse auf- und abpromenierend, betrachtete er das Treiben, das hier herrschte. Fliegende Händler hatten an dem Gebäude hin ihre Warentische aufgestellt. Man konnte hier allerlei Dreimarkware, Bücher, Broschüren, Journale und allerlei bunten Kleinkram erstehen. Man verkaufte hier für zehn Pfennig Hemdknöpfe und schloß hier kaufmännische Geschäfte ab, deren Verlauf Einfluß hatte auf die Geschicke ganzer Völkerschaften! —

Es herrschte um diese Tageszeit ein beständiges Aus und Ein, Ab und Zu, aus dem mächtigen Gebäude heraus und die Stufen zu seiner breiten Kolonnade hinauf.

Hier nun konnte man die Elite dieses mäch-

tigen Standes sehen, dem heute die Welt gehört; wie sie in schlichten Ueberröcken und Cylindern aus- und eingingen, über den Platz in die verkehrsbelebten Seitenstraßen hinein und aus ihnen hervor über den Platz in das Gebäude.

Peter Boie stellte fest, daß der niederdeutsche Stamm unter ihnen vorherrschte. Es waren meist breite und kräftige Gestalten mit plattländischen Gesichtern, deren robustem Grundtypus irgend welche Verfeinerung moderner Kultur nichts besonderes hatte anhaben können; im Grunde wohl derselbe Schlag, der vormals im Zeitalter der Renaissance und der Hansa trutzig mittelalterlich-bürgerliche, deutsche Kultur zur Blüte und glänzender Machtentfaltung gebracht. — Es fiel Peter auf, wie verhältnismäßig wenig Juden unter ihnen wahrzunehmen waren.

Nicht müde wurde er's, die Gestalten dieser Männer zu betrachten und ihre Physiognomien zu studieren; in einer interessierten Begier, aus der individuellen Mannigfaltigkeit all der Gestalten gleichsam die typische Formel und Seele dieser ganzen modernen bürgerlichen Hochkultur sich zu einer sinnfälligen Anschauung zu bringen; den feinsten, intimsten und eigensten Typ ihrer Aristokratie wahrzunehmen.

Da stieg ein stattlicher Herr, der ein tüchtiger Fünfziger sein mochte, die Stufen von der Kolon-

nade gegen den Platz herab. Wie die meisten trug er den eleganten Sommerüberzieher und den glatten, schwarzen Cylinder und hielt in seiner behandschuhten Rechten den eng zusammengedrehten Regenschirm. Er war hochgewachsen und breitschulterig. Sein breites Kinn war von einem halb ergrauten Schifferbart umrahmt, und er trug eine goldene Brille.

Peter Boie verglich diese Erscheinung moderner bürgerlicher Aristokratie, diesen Hamburger Senator, mit der Anschauung, die wir auf Grund kulturhistorischer Dokumente etwa von dem Feudaladel früherer Zeiten haben. Feiner, sensibler, intelligenter mochte diese Haltung und mochten diese gemessenen Gesten sein; verfeinerter und zugleich schlichter, artiger, friedlicher bei aller Gemeinsamkeit von Selbstbewußtsein und Energie des Machtgepräges, bei allem Gepräge exclusiven Kastenstolzes. Dazu etwas Pedantisch-Gemessenes und Philiströses. Aber diesem republikanisch-bürgerlichen Potentaten mit seinem religiösen, sittlichen und politisch-sozialen Liberalismus, mit seiner helleren Intelligenz und seinem ungleich weiteren geistigen Horizont steht die Elektrizität, stehen Telephon und Telegraph und alle Errungenschaften neuzeitig technischer Hochkultur zu Gebote. Ein paar Worte, eine kurze Anordnung von ihm werden im Zeitraum weniger Minuten in Calcutta, Adelaide oder

Boston gehört. Und er hat diese unerhörte Möglichkeit durch seine eigene Intelligenz und die Energie seiner geistigen Betriebsamkeit sich selbst geschaffen. Er ist in ungleich unerhörterer Weise Herr des Erdballs, als es je in aller geschichtlichen Entwickelung irgend ein Aristokrat und Potentat zu sein vermochte. Gerade eine so beispiellose Macht aber, mit ihrem unauffälligen, diskreten und minimalen Kraftaufwand wirkt schlichter und bescheidener, friedlicher und toleranter; denn nie konnte ein Potentat das Ungestüm seiner Wünsche unmittelbarer und reichlicher befriedigen!

Wie schlicht und nach außen hin unscheinbar verloren sich diese Gestalten im modern-demokratischen Alltagsgetriebe der Straße, dessen Gesamtpathos doch ein so gewaltiges ist!

Aber dies war die deutsche Nuance modern-bürgerlicher Macht. Peter Boie hatte eine Empfindung, als offenbare sie noch nicht deren geheimste und letzte Formel und Seele, als sei sie noch nicht der letzte und feinste Ausdruck ihrer Aristokratie. Sie sagte ihm zu, erfüllte sein Herz in diesem Augenblick mit Stolz und Optimismus: aber sie konnte ihm nicht das Letzte sagen.

Da gewahrte Peter den ersten Juden, den er seit Minuten unter all diesen Kaufleuten als solchen erkannte. Es war ein hagerer, hochgewachse-

ner, sehr eleganter alter Herr in einem langen, dunklen Ueberrock. Sogleich imponierte er Peter. Wenn man ein Urbild wollte für den Edeljuden vom Schlage des Adalbert Stifterschen Abdias etwa, so hätte dieser alte Herr dafür gelten können.

Es war vielleicht die interessanteste Erscheinung, die Peter Boie diesen Vormittag hier und vorhin auf dem Jungfernstieg wahrgenommen. Der Normaltyp der modernen bürgerlichen Kultur mußte unbedingt ein internationales Gepräge haben. Er glaubte es an diesem alten semitischen Herrn zum Ausdruck gebracht. — Hier war ja, in diesem jüdischen Stamm, der eigentlichste Träger und Wirker des Triumphes und der Hochkultur eines seit dem frühesten Mittelalter unterdrückten und verachteten Standes, dessen Gott zugleich der Gott der Hehler und der Diebe; eines Standes, der weder Mittel noch Wege scheute, der sittliche und sonstige, durch uralten Brauch geheiligte Konventionen umging, dem kein Rang und keine Kaste so heilig und ehrwürdig, daß er ihr nicht ein Profitchen abgelistet hätte; ein Mangel an Ehrfurcht und eine Vorurteilslosigkeit, der doch auch wieder der Wirker modernen Freisinns, moderner Toleranz und Menschenverbrüderung; ein Mangel an Heimatsgefühl, mit seinem Hin und Her durch alle Länder, Erdteile, Völker und Nationen so überaus kulturwirkend geworden; der durch die Nöti-

gung alle intellektuellen Kräfte in steter Spannung zu erhalten, Verkehr, Industrie und Technik geschaffen, der Himmel, Luft, Erde, Wasser und Feuer durchforscht und sich zu Diensten gebracht. Sind diese Zeiten ein Triumph des Kaufmanns und Bürgers, so mußte dessen Aristokrat der Semit, der älteste Kaufmann der Erde, sein.

Das empfand Peter, als er dieses mannhafte, dunkle, alte, langbärtige Gesicht wahrnahm mit seinen so differenzierten und ausgeprägten Zügen, mit seinen klugen, erraffenden, scharfen und skeptisch überlegenen Augen, mit dem Spiel ihrer zahllosen feinen Fältchen; ein Gesicht, in dem der ganze Adel der alten Odysseus-Klugheit lebte. Ein Globetrotter von reichster Erfahrung und Einsicht in den Mechanismus des Weltlaufs; ein Globetrotter mit einem Adel, in den zahllose Leiden, Mühseligkeiten und Anspannungen etwas wie eine heimliche, feine, kluge und starke Verachtung gebracht.

Peter konnte die Blicke nicht wenden von der hohen, alten, würdig ein wenig vornübergebeugten Gestalt. — Die vielen Querfalten auf der hohen Stirn! Die schwarzen Augen, die mit einer feinen, gehaltenen Ironie unter dichten, dunklen Brauen hervorblickten! Der verächtliche und so energisch-thatkräftige Zug um die Flügel der Nase! Der lange schwarzgraue Bart mit seiner aristokratisch-

schmalen Keilform! Das goldene Pincenez! Der gleichmäßig braune Leberteint!

Uebrigens: nun! Da entdeckte Peter doch noch einen! Der eigentlich ungleich gemütlicher aussah! Ein kleiner dicker mit einer enormen Nase und einem mächtigen Bauch, über den sich eine dicke goldene Doppelkette spannte. Der aß gewiß, in jeder Hinsicht! Schweinefleisch trotz einem! —

Und plötzlich bogen seine Gedankengänge in eine andere Richtung ein.

„In meiner Heimat steht ein Baum,
Den liebe ich, der steht so stolz
Ueber dem Mittelholz.
Da träumt' ich manchen jungen Traum;
Er wurzelt tief, der hohe Baum.
Da träumt' ich, daß der Mensch allein,
Von Hunderttausenden bewacht,
Sich eigner macht,
Bis auch die Völker sich befrei'n
Zum Volk . . . Mein Volk, wann wirst du sein?"

Das war ein wunderherrliches Wort von Richard Dehmel, das ihm da durch den Sinn ging.

„Unser wird der Erdball sein!" — „Unser ist die Erde!" — „Die Menschheit! Die vollendete, triumphierende Dominante in der vollsten

und reinsten Pracht ihrer Färbung!" — Peter gedachte dieser Aussprüche des armen Dr. Liesegang.

Der Eigene und sein Eigentum! — Sie, welche zu der letzten, großen Vista hindurchgedrungen! — Die Einen und Eigenen! — Das neue Volk! — Der neue Sauerteig!

Er wurde still in einem mächtigen, gehaltenen Glücksgefühl, in einer tiefen, köstlichen Sicherheit! —Still, ganz still und wunderbar ruhig! . . .

Eine große starke Heiterkeit überkam ihn. Er wußte in diesem Augenblick, wie sehr er Gottes war! — O, er wußte, er würde anfangen können, was auch immer er wollte, es würde ihm nichts fehlgehen können . . .

Was hieß Geld? Was wollte Geld besagen? — Er hatte so viel über Bord geworfen: der fröhliche Entschluß bestärkte sich ihm: bis zum letzten Pfennig wollte er sein Geld ausgeben, ganz wollte er sich entblößen und ganz von vorn anfangen. Quasi modo genitus wollte er in der Welt und im Leben stehen und es drauf ankommen lassen. —

* *
*

Er hatte von seinen Streifereien und Gedanken schließlich denn doch Appetit bekommen

und bog vom Adolphs-Platze ab, um irgendwo zu Mittag zu essen.

Es machte ihm Vergnügen, ein erstklassiges Restaurant aufzusuchen und sich ein opulentes Diner zu bestellen.

Während er speiste, stellte er sich vor, wie er vielleicht binnen hier und wenigen Wochen in einem rußigen, blauen Leinenkittel auf einem Ozeandampfer Kohlen schaufeln werde. Und es machte ihm eine herzhafte und starke Freude, daß er genugsam Elastizität zu solch einem Wechsel in sich wahrzunehmen vermochte!

Und was war er damit der Welt und dem braven Philisterium, das er hinter sich ließ? Ein verkommener Thunichtgut, den man aufgegeben! Ein Lump, der zum Kohlenschipper herabgesunken war! Eine verlorene Existenz!

Er zog die zusammengepreßten Lippen breit, blickte mit kleinen funkelnden Augen vor sich hin, nickte und strich mit einer schnellen, entschiedenen Geste über das Tischlaken hin. Mit ihr strich er seine Vergangenheit von sich fort . . .

VI.

Eine Woche später hauste Peter Boie an der holsteinischen Nordseeküste, in einem kleinen Strandnest in der Nähe von Husum.

Ein weites Wiesenplateau senkte sich mit sanf-

tem Gefälle gegen die Stranddünen hinab. Rings war weit und breit nichts als die große Einförmigkeit dieser Fläche. Auf ihr aber ragte einsam eine riesige alte Esche.

Hier war Peter Boies Lieblingsplätzchen. Hier sann er, wie Loki im Gefriede der alten Weltesche Yggdrasil. Von hier hatte er einen so herrlich freien Blick auf sein geliebtes Meer hinaus.

Die Spätdämmerung des Sommerabends hüllte das Gelände. Peter lag der Länge nach auf dem Rücken unter seiner Esche, das durch die untergeschobenen Arme erhöhte Gesicht dem Meer zugewandt.

Hoch in der Klarheit der Höhen stand zwischen wenigen Flinkersternen der Vollmond. Ein frischer Wind wehte von der blinkenden Meerfläche kühlend durch die warmen Dünste, die noch auf dem Gelände lagerten, bog die Gräser, machte sie zischen und flüstern, brauste in dem sturmerprobten Wipfel des alten Baumes. Die Grillen schrillten und zirpten. Fern im blauen Monddunst zog eine Rinderherde heimwärts in das Land hinein. Schläfrig schallte ihr fernes Brüllen herüber. Von unten her, unter der weißen Dünenkette, schellte und donnerte die Brandung ihr großes, einförmiges Lied.

Wie ein unirdisches Phantom dehnte sich die Meerweite mit entfachtem Silberglänzen.

Peter Boie blickte nach der Richtung hinüber, wo zwischen den Inseln Nordstrand und Amrum Pelworm liegen muß. Er mußte daran denken, wie einst, vor Jahren, ein deutscher Dichter, der unphiliströseste aller lebenden deutschen Dichter, der prächtige Detlev Freiherr von Liliencron, dort Amtsvorsteher gewesen. Eine seiner ersten Amtsverordnungen soll gewesen sein, daß er den Pelwormern sogleich alle ihnen bis dahin untersagten Tanzvergnügungen freigab. Noch heute singt und sagt man auf Pelworm von Detlev, dem „Tanzb'ron". Es heißt, er sei nicht eben lange Gubernator von Pelworm gewesen! . . .

Peter Boie schmunzelte. Die Anekdote war nach seinem Sinn.

Seine Gedanken spazierten lustig kreuz und quer.

Zum Beispiel, was er für ein kleiner, schmächtiger, mobiler Kerl war! — Und Kultur! — Und Decadence! — Und Gesundheit und Krankheit! —

Lieber Himmel, was hatten die Menschen doch nur heute alles für Worte! . . .

Er geriet in seine paradoxe Laune; behutsam auf den Gedankenpfaden des Alexei Iwanoff aus Kiew wandelnd. Er dachte, wie solche Erwägungen und Betrachtungen eigentlich ganz gut sein könnten gegen all dies neuerliche Gewäsch von Decadence und Gesundheit.

Gesundheit und Krankheit! Wenn man wollte, was konnte man da groß noch für einen Unterschied gewahren?

Sind eigentlich nicht alle Unterschiede Satans spitzfindiges Zwietrachtwerk?

Es war ein Blick, da zerglitten sie.

Die Wahrheit, die Gottes und der Natur ist, war eine andere, trotz allem gleißenden Blendwerk von Satans Scheinlogik, die heute so spitzfindig und verzwickt geworden und deren Distinktionen umherschwirren wie Bakterien.

Gesundheit und Krankheit! — Decadence und Normalprotzentum des „gesunden" Kulturphilisters!

Uns alle, alle bestürmt und bedrückt die heilige Größe der Natur jeden Augenblick; jeden Augenblick stürmen zahllose Eindrücke auf uns ein, offenbare und heimliche, brutale und feine: wir nehmen sie auf, erkennen sie, halten sie auseinander, einen sie, eignen sie uns an, scheiden sie ab, ordnen sie, wehren uns ihrer; sie bauen und vernichten uns, stündlich, minütlich, unter hunderfältigen primitiven und subtilen Empfindungen von Lust und Unlust. Uns alle preßt die Not und der Reichtum dieser Fülle. Uns alle die gleiche pressende Angst des Daseins und des gleichen dunklen Problems. Wir alle leiden an derselben mystischen Krankheit dieses Problems, und wir sind es doch zugleich

auch selbst, sind doch zugleich all diese Fülle und dieser Reichtum der dunklen Mächte, die uns vernichten und bauen, pressen und beseligen. Wir alle sind in demselben ewigen und steten Brennen, Lodern, Glühen und Vibrieren dieser einen unheilbar ewigen Urkrankheit ewiger — Lust! . . . Und uns allen ist auch wieder dieselbe Kraft derselben Selbstbehauptung gegeben. — Der tiroler Bauernbursch, dessen urwüchsige, überschäumende Lebenskraft ihren „Juchzschroa" den ewigen Firnen zujauchzt und der Wunde, der seiner pressenden Schmerzfülle mit einem Schrei Luft macht, sind im Grunde in demselben und gleichen Falle. Und beide unverloren in der gleichen, in sich selbst beschlossenen Alleinheit der Kraft; ob der eine das Alter Methusalems erreicht, der andere nur eine kurze dürftige Spanne hinfristet.

Schau dies an, für einen Augenblick laß es dir eingehen: und töte Neid, Haß und die Satanstücken der Formeln, Begriffe, Ideen und aller Spitzfindigkeiten! Werde ihrer Herr! Ueberwinde Tod und Leben! —

Und jene erkennenden, glühenden Seelen, jene Leidenden und Märtyrer moderner Kulturübergänge: aus dem Stahlbad dieser Erkenntnis werden sie noch einstmals als die neuen Herren der Erde hervorgehen; als die Neuen und dem heiligen, glühenden, schaffenden Urherzen näher

Gezogenen! — Was will es heißen, daß man sie krank nennt? Vielleicht sind sie die Gesündesten; denn sie sind in den Wehen des neuen Werdens; in dem Strom der Geheimnisse Gottes. Sie sind die Lebendigsten! Und ob ihr junges Leben verglühte wie ein Hauch: sie sind die Gesunden und Lebendigen, denn sie sind in solcher Erkenntnis und sind in Gott und in der Liebe! —

Peter gedachte, wie er selbst aus mancher Krankheit und Nervenerschütterung, Folgen seiner jugendlich-suchenden Triebe, immer wieder sich aufgerafft. — Vielleicht gerade, kam ihm bei, vermöge jener seltsamen Eigenschaft der Selbstbeobachtung und Selbstkontrolle, jener merkwürdigen, heute zum sicheren Instinkt und gewissermaßen zu Neufunktion werdenden seelisch-physischen Selbststeuerung; die in unerhörter Weise, wie mit einer ganz neu sich entwickelnden, differenzierten Gehirn- und Nervenfunktion, die feinste und subtilste Seelenregung belauscht und mutig zu werten beginnt. — Es ist wie das liebende Ziehen geheimer, schicksalbestimmter Entwickelungen, das uns näher an das heilige Weltherz heben will; in neue, höhere, reinere Kultursphären, Sühnungen und Entsündigungen entgegen. — Was heißt in dem Gebiete solchen Werdens und solcher Zuchtwahl Gesundheit und Krankheit?

So war der arme, wunderliche Liesegang

verglüht, der von einem Menschen wie Erich Maßmann als ein Decadent und Schwächling im Daseinskampf verachtet wurde. Aber er war kein solcher. Er war ein Märtyrer, ein Begnadeter des einen Geheimnisses. Ein Lebendiger war er, und Erich Maßmann war ein Toter, ein Automat. — Ein Sieger war Liesegang, denn er war ein Teil jener rastlos zeugenden Urintelligenz, die Heerdenmenschen vom Schlage dieses biederen Gesundheitsprotzen erst rangiert hat. Wessen von der beiden Wonnen und Freuden waren die lebendigsten und intensivsten? Wie unsagbar mehr hatte der arme Dr. Liesegang gelebt und — genossen als dieser selbstgefällige Schmatzer am behaglich-komfortablen Tisch des Daseins!

Ah! Peter Boie lachte und dehnte sich vor Wohlgefühl auf seinem Rasen.

Aber da gewahrte er plötzlich mit seinen scharfen Augen, wie fern auf dem weißen Schimmer der Dünenkette zwischen dem lichtsilbergrauen Strandhafer ein dunkler Punkt auftauchte ...

Der Punkt wuchs und es ward aus ihm eine Linie. Und die Linie wuchs und ragte aus dem Hafer in den blauen Schimmer der Nacht hinein. Einen Augenblick blieb sie unbeweglich. Dann aber bewegte sie sich langsam schräg die Düne herab, exekutierte mit einem Mal ein paar kapriziöse Zickzackbewegungen hier hin und da hin,

verweilte, wurde klein und rund, wuchs wieder in die Höhe und entwickelte sich dann aus dem kalkweißen, schimmernden Bereich des Dünengebietes gegen die Wiesenfläche her.

Weil er weiter nichts zu thun hatte, stellte Peter Vermutungen an, was es mit ihr für eine Bewandtnis haben könnte. Ein Schiffer war es wahrhaftig nicht. Wer mochte sich aber noch so spät da unten am Strand herumgetrieben haben? Etwa auch so ein Gemütsmensch von Sommergast, so eine nachdenkliche Seele wie er?

Ach, um Himmelswillen! Es würde doch aber nicht etwa gar Geesche sein?!

Peter Boie richtete sich ein wenig empor und hielt beide Hände an die Schläfe, um besser zu erkennen.

Es kam näher. Mit langsamen, behaglichen Schlenderschritten kam es über die Wiese her näher und wuchs und wurde deutlicher mit Körperformen und einer leisen Ahnung von Farbe.

Aber, na natürlich! war es Geesche!

Wenn sie dann nur wenigstens nicht auf seinen Baum zukam!

Schnell legte er sich wieder lang ins Gras, um von ihr nicht wahrgenommen zu werden. Denn sie hatte Augen wie ein Luchs.

Er mochte Geesche nicht. Sie war ihm zu zigeunerhaft und wild. Das konnte er nicht leiden.

— Wie so eine Romanfigur! — Da wie so eine Halbwilde mit unordentlichem Haar und zerrissenem Blusenärmel herumzulaufen!

Peter hatte sich bei ihrer Mutter, die etwas abseits vom Dorfe ein kleines Haus bewohnte, ein Giebelzimmerchen gemietet. Frau Minde war die Witwe eines Steuermannes, der bei einem Schiffsunglück in den chinesischen Gewässern ums Leben gekommen war und seine Frau und diese Tochter, die jüngste und einzig überlebende von drei Kindern, die ihm Frau Minde geschenkt, in ziemlicher Notlage zurückgelassen hatte. — Die Mutter Minde war keine Einheimische. Sie war von Herkunft eine Bretonin, aus einem Fischerdörfchen in der Nähe von Brest gebürtig. In Brest hatte Jürgen Minde sie als Köchin in einer Hafenrestauration kennen gelernt, sich in sie verliebt, ihre Gegenliebe gefunden und sie heimgeführt. — Sie war gegenwärtig eine kleine, von Alter, Sorgen und Arbeit krummgezogene Frau mit pechrabenschwarzen, wie in einer Angst erstarrten großen Augen in einem langen, lederfarbenen, faltigen Gesicht, langnasig und spitzkinnig, das von zwei noch immer schwarzen, über die Ohren heruntergekämmten Haarlappen eingerahmt wurde. Die Leute im Dorf mißachteten sie als eine Ausländische, ließen sie links liegen, wenn sie sie nicht geradezu hier und da chikanierten. Mit niemand hielt sie Verkehr. Sie lebte

still vor sich hin, den ganzen Tag über fieberhaft beschäftigt, Haus und Wirtschaft in Ordnung zu halten, mit unermüdlicher Geduld den Sommergästen aufzuwarten, die sich bei ihr etwa einquartierten. An Geesche fand sie, wie Peter bemerkt hatte, bei alledem keine Stütze. Geesche bummelte den lieben langen Tag umher und trieb Gott wußte was für Unfug.

Er lugte, wie sie näher kam, und ihre Gestalt, geheimnisvoll in Nachteinsamkeit und Mondglast, größer und größer wurde und immer deutlicher aus der Dämmerung heraus sich enthüllte.

Sie war nicht über mittelgroß: aber jetzt, in dem ahnungsvollen Licht, auf der breiten, völlig ebenen und freien Fläche erschien sie um vieles höher. Und fast feierlich wirkte ihr langsamer, zögernder Schritt mit seinem gesunden und herzhaften Rhythmus. Ihren Kattunrock hatte sie mit einem Wulst um die Hüften in die Höhe gerafft, der ihre schlanke Gestalt breiter und kräftiger machte. Sie war barfuß. Bis zur Mitte der derben Waden waren ihre Beine nackt. Schuhe und Strümpfe schien sie unterm Arm zu tragen. Die Haare hingen ihr gelöst über die Schultern herab bis zu den Hüften. Wie sie sich bewegte und den Kopf mit gelassenen Bewegungen hie und dahin wandte, schimmerten sie im hellen Mondlicht mit mattgoldigroten Reflexen.

Peter hörte sie singen. Mit einer hellen, krillen Stimme; ein wenig melancholisch, mit sauber gehaltenem Takt und Rhythmus. Es war ein bretonisches Volkslied, das sie von der Mutter gelernt und das Peter sie schon gelegentlich hatte singen hören.

Na natürlich kam sie auf seinen Baum zu!

Peter Boie schnitt ein verdrießliches Gesicht und barg sich tiefer zwischen Gras, Sauerampfer und Schaumkraut, um ihr, wenn irgend möglich, verborgen zu bleiben.

Es gelüstete ihn nicht, ihr Geschwätz und ihr talbriges Gelächter zu hören.

Uebrigens hatte sie sich's ja hinreichend bequem gemacht! Sie hatte die Bluse ausgezogen und ließ sie in der rechten Hand hin und her pendeln, nach dem Takt des Liedes. Ihr Hemd, das im Mondglast schimmerte, war ihr über die Schultern herabgeglitten und auf der einen Seite hing ihr ja wohl gar die Brust über den Saum und lugte ein Teil der fleischigen Partie von der Achselhöhle nieder hervor. Ihr breiter, gesund gewölbter Brustkasten, Schulter und Nacken waren fleischig und muskulös. Ein Kerl war sie schon! Und hübsch!...

Ihr wetterbraunes Gesicht war freilich ziemlich unregelmäßig, ihr Mund zu groß, aber mit schönen, frischroten Lippen und weißen Blitze-

zähnen. Ihr Kinn war kräftig und ragte ein klein wenig zu weit vor. Das hatte sie von der Mutter geerbt. Ihre Stirn war breit, und um ein wenig zu viel traten ihre Backenknochen hervor. — Wirklich prächtig aber waren ihre Augen. Große, schwarze Augen wie zwei reife Süßkirschen, feurig wild, verwegen, frech und übermütig.

Ja, gerade auf den Baum kam sie zu!

Und jetzt hatte sie ihn gesehen.

Mit einem erschreckten Ruck, einen Schrei ausstoßend, blieb sie stehen.

Aber dann, als sie ihn erkannt, trat sie zu ihm her.

Peter rührte sich nicht, blieb stumm und blickte sie an.

Zwei Schritte von ihm ab war sie stehen geblieben.

Sie blickte mit frechen, übermütigen Augen über seinen Körper hin und kicherte ganz ungeniert.

Er war so schmächtig und seine Beine waren so lang. Und die krumme Vogelnase, die weit aus seinem kleinen, hageren, ratzekahl geschorenen Kopf vorsprang! Und der schnurrige Anzug mit den Pluderhosen, die bis zum Knie gingen.

„Was machst denn du noch hier?“ fragte sie belustigt.

Aber Peter antwortete nicht. Er zog nur ein

wenig den Mundwinkel schief und blickte ihr mit seinen großen, runden Grauaugen ins Gesicht.

Geesche kicherte wieder. Sie merkte, daß er sie nicht haben wollte. Das erregte ihre Schadenfreude. Und so ließ sie sich mit einem Mal, kichernd und ihn nicht aus den Augen lassend, hurtig in die Kniee nieder und hockte sich vor ihm ins Gras, recht behaglich ihre nackten, runden Arme um die Kniee schlingend.

Peter Boie zog ein krauses Gesicht, holte langsam seine Shagpfeife aus der Brusttasche und begann sie zu stopfen.

Geesche verfolgte mit blitzenden Augen und sehr interessiert jede Bewegung, die er machte.

Wieder lachte sie.

„Was machst du denn immer den ganzen Vormittag oben?"

Peter Boie drückte mit dem Daumen umständlich den Tabak in den Pfeifenkopf hinein.

„Ich lerne Englisch", sagte er endlich.

„Englisch? — Warum lernst du denn Englisch?"

Sie setzte sich jetzt ins Gras, schlug die Beine untereinander, stemmte die Ellbogen auf ihre runden, prallen Kniee, stützte das Gesicht in die Hände und zeigte sich sehr neugierig.

„Hm!" Peter zündete ein Streichhölzchen an

und gab seiner Pfeife Feuer. „Ich will auswandern."

„Ach, auswandern willst du? Nach Amerika?"

„Ja."

Geesche schwieg.

„Ach! Warum willst du denn auswandern? Du bist doch reich?"

Peter lächelte mit halbem Mundwinkel.

Geesche fing an, ihm Spaß zu machen.

Und sie nahm sich jetzt wirklich ganz reizend aus, wie sie dahockte, mit ihren großen, schwarzen, blitzenden Süßkirschenaugen, ihren weißen Blitzezähnen zwischen den frischen Lippen, und wie ihr die Haare lang nach vorn und um den halbnackten Oberkörper herum bis fast ins Gras niederhingen. Sie waren noch feucht, die Haare. Sie duftete nach Meerwasser, und ein warmer Körperruch ging von ihr aus und von ihren Achselhöhlen. Frisch hockte sie da, wie eine wilde Meernixe.

„Wo kommst du denn her?" fragte er sie.

„Ich? Ich habe gebadet!"

Ihre Blicke gingen wieder an seinem Körper hin und sie lachte.

„Wenn du dort mal baden willst? Es ist bei dem großen Block unten, in der kleinen Bucht unter der Kiefer. Da ist ganz reiner Sand und gar keine Quallen. — Wo guckst du denn hin?"

„Ich? Ach, nur so!"

Sie lachte.

„Du magst mich wohl nicht?"

„Nee!" machte Peter und schmunzelte.

Sie lachte laut auf. Sie wollte sich mit einem Mal ausschütten vor Lachen.

„Du! Warum läufst du denn immer so allein umher? — Du hast wohl den Spleen?"

„Nana! — Den Spleen? Was ist denn das, der Spleen, Geesche?"

„Nu! So —"

Sie tippte mit dem Zeigefinger gegen die Stirn.

„Sieh mal!" —

Aber Geesche fing jetzt mit einem Mal an zerstreut zu werden. Sie wandte den Kopf in der Richtung gegen das Dorf hin; und plötzlich sprang sie mit einem schnellen Ruck in die Höhe und lief, ohne Peter noch einmal anzublicken, von ihm fort gegen das Dorf zu.

Peter sah ihr nach.

Warum mochte sie's denn mit einem Mal so eilig haben?

Aber jetzt war sie schon hinten zwischen Bäumen verschwunden.

Er wandte sich um, klopfte seine Pfeife aus, schob sie wieder in die Brusttasche und legte sich, froh, allein zu sein, wieder lang ins Gras.

Im Behagen seines süßen Nichtsthuns brach er eine Butterblume, kniff die Blüte ab, machte unten einen kleinen, gleichmäßigen Riß in den hohlen Stengel, nahm ihn in den Mund und blies hinein. Es gab einen hellen quiekenden Laut, der ihm Vergnügen machte. — Schnell brach er noch eine andere Blume und richtete den Stengel in gleicher Weise zu. Diesmal gab es einen schönen, kräftig surrenden Baßton. Und so brach er noch mehrere, bis er eine völlige, kleine Syrinx zusammen hatte.

Er gab sich so lange Mühe, bis er zur Not ein richtiges musikalisches Motiv herausgebracht hatte.

Und nun lag er, selbst wie ein Halbwilder, mit gebräunten Backen und einem Leibe, der von Gesundheit und Behagen durchwärmt war, und blies auf seiner improvisierten Pansflöte und wiegte sich in dem schnurrigen kleinen Motiv, das der Zufall und das Material da zusammengebracht und das, sich immer in denselben vier Tönen bewegend, sich ausnahm wie das Tanzlied eines wilden Völkerstammes.

Es machte ihm Spaß, sich mit ihm in eine Art von hypnotischem Rausch zu versetzen. Von einer wilden, primitiven Harmonie waren die vier Töne, wie die suggestive Energie einer Fakirflöte; mit der auf- und abschwellenden Wellenbewegung

ihres simplen Rhythmus, und setzten leise seine Einbildungskraft in Schwingung.

Jetzt war es ein einfaches dudelndes Hirtenliedchen, ein primitives Pastorale in weiter freier Natureinsamkeit, lebendig in einer simplen, konzentrierten Lebenslust.

Seine Einbildung begann zu spielen.

Die vier Töne konnten sich nun weiten. Konnten das Beethovensche Pastorale werden. Beethoven war der einzige Tondichter, der zu seinem Empfinden sprach.

Das Pastorale! — Er hörte seine herrlichen Tonfolgen; sein friedsam feierliches Pathos.

Wie von Tausenden unsichtbarer Chöre vorgetragen wuchs es in allen Raum, machte alle Laute und Erscheinungen ringsherum zu den Klangwerten seiner herrlichen Akkorde: die Erhabenheit des mondlichten Firmamentes, die majestätische Weite des nächtlichen Meeres mit seinem großen, heiligen Brausen, das dämmernde endlos gebreitete Gelände, das Rauschen und Raunen des Wipfels über ihm, das nächtliche Zirpen der Grillen, das weite sanfte Flüstern und wellige Wehen der Gräser, die schimmernden Dünen da unten: alles geeint und gefriedet, vertieft, mit seinem Geheimnis vertraulich erlöst in dieses wundersame Tonspiel.

Und nun konnte man sich vorstellen, daß es

der Gesang, das Friedelied des einsamen, allgeeinten Adam sei. Unsichtbar konnte man ihn hineinträumen in die erhabene Einsamkeit des nächtlichen Geländes. Seine Pastorale, sein einsames, großes, gottversöhntes Friedelied!

Nein! Sondern sie war bei ihm. Sie! ...

Man konnte sie hineinträumen in das nächtliche Gelände, nackt in heilig idyllischer Unschuld, wie aus einem alten Gemälde ins Leben gezaubert, in erhabene Dimensionen.

Plötzlich aber bekam er den Einfall, dieses große, göttliche Tonidyll sich hinüberspielen zu lassen in die rauhe, herbe, tragische Majestät der Eroika, in das Ringen des Helden. Und es konnte derselbe unsichtbare Adam sein, am Scheidewege seiner neuen Bestimmungen.

Aber hier lachte Peter. Er fand, daß er sich korrigieren müsse und war doch in Verlegenheit, wie?

Mit was, mit wem ringt er? Wie soll er Held sein? — Sie sind ja beide ganz allein im Frieden ihrer Einsamkeit, die beiden Einzigen und Einen?

Er liegt in friedsamer Idylle nackt lang hingestreckt in unschuldig schamloser Schönheit auf blühender, duftender Sommerwiese und sie steht vor ihm, ihm lauschend sich das lange gelöste Haar

raffend. Mit wem ringt er nun plötzlich als ein Held?

Aber sie ist ja bei ihm und er bei ihr. Und dies ist alles in allem! — Sie sind beieinander in der Erniedrigung und Wonne, im Kampf und in der Rast gegenseitiger Trennungen und gegenseitiger, notwendiger Gebundenheit, sich fremd und ewig Problem und doch ewig einzig sich vertraut, taumelnd zwischen Klarheiten und Verdunkelungen, Feindschaft und Harmonie, Himmel und Hölle!..

Pastorale und Eroika! —

Peter lachte und ließ das fallen. Einen Augenblick hatte ihn der Schalk geritten. Es hat ja auch seine komischen Seiten!...

Aber wie war er denn so mit einem Mal gerade auf diesen Einfall gekommen?

Geesche war ja ein Hauptkerl! — Kommt da bloß so vom Meer herauf über die Wiese her, hockt sich da zu ihm hin, lacht ihn aus, läuft wieder weg und suggeriert ihm ja wohl mit alledem ein so großartiges Gedicht mit solchen — Perspektiven!...

Hallo! Uf! — Er sprang in die Höhe. Es wurde ja am Ende aber nun doch wohl Zeit, daß er nach Hause ging. Er pflegte jetzt früh aufzustehen und fleißig den Vormittag über seine englischen Kenntnisse aufzufrischen.

Und er schob mit seinem langen, trottenden

Schritt durch die wundersame Wildnis des hohen Wiesengrüns im Wehen der frischen Nachtlüfte dem Dorfe zu.

Die mondhelle Dorfgasse lag im tiefsten Nachtfrieden. Kaum daß ein Hund kläffte und ein Käuzchen lachte. Hohe Eschen und Ulmen ragten. Gestutzte, an Spalieren gezogene Linden standen vor den Häusern. Hier und da fing sich in einem Fenster das Mondlicht. Aus den Vorgärten kamen die schweren, süßen Düfte der Blumen herüber ...

Als aber Peter an einem dichten, von hohen Eschen überragten Gebüsch vorüber wollte, das den Rand einer tiefen, halbmondrunden Wegböschung säumte, hörte er unversehens Stimmen und ein Lachen. Die eine kam ihm bekannt vor. Das war doch Geesche? — Und sie hatte einen Mann bei sich?

Er blieb stehen.

Peter lachte. Also sie war nicht nach Haus gegangen. Hatte hier in dieser lauschigen Bucht in aller schönen Sommernacht noch ein Stelldichein. Ach, und deshalb hatte sie es wohl vorhin auch so eilig gehabt! — Soso! — Sieh nur! Sie schien ja die Richtige zu sein! —

Der Schalk ritt ihn. Er wollte doch die beiden Liebesleutchen mal ein wenig belauschen. Behutsam that er auf dem weichen Grasfilz noch ein paar Schritte gegen das Gebüsch heran. Sehen

konnte er sie nicht. Sie ihn wohl auch nicht. Sie konnten ihn wohl auch in dem weichen Straßenstaub nicht gut haben kommen hören.

Er lugte durch eine Lücke im Gebüsch. Geesche saß neben einem jungen Burschen, der sich ziemlich zivilisiert ausnahm. Er trug in allem marschländischen Alltag einen grauen sommerlichen Jackettanzug, der nicht ohne Chick zusammengeschneidert war, und hatte einen hellen Strohhut neben sich liegen. Weißblonde Kraushaare hatte er und ein weißblondes Schnurrbärtchen; aber ein hinreichend plumpes Gesicht, mit kleinen Augen, die zu nahe beieinander standen.

Geesche sprach über Peter und machte sich dem Burschen gegenüber über ihn lustig. Peter erfuhr nun auch erst, wie sie ihn zu Hause belauscht hatte.

Peter ging seiner Wege . . .

VII.

Das Giebelzimmerchen, das Peter Boie der Frau Minde abgemietet hatte, war nicht viel geräumiger als eine Schiffskabine. Es hatte eine blaue Tünche. Ueber dem Bette hing ein kolorierter Kupfer „Admiral Nelson in der Seeschlacht bei Trafalgar", mit allerliebsten braunen Stock-

flecken, und in der Fensternische standen glühbunte Sommerblumen.

Eine Ruhe war hier den ganzen Tag, daß man sein eigenes Blut hören konnte.

Jeden Morgen erhob sich Peter jetzt in aller Frühe, setzte sich an das alte rote Tischchen, das er sich vor das Fensterchen gerückt hatte, und studierte zur Auffrischung seiner englischen Sprachkenntnisse die „Times" und „London News", las Shakespeare, Walt Whitman und die Tauchnitz Edition.

Verkehr hielt er gar keinen. Die wenigen Sommergäste, die sich im Dorf zwischen den fetten Erlenwiesen und am Strand umhertrieben, konnten ihm schon ganz gestohlen bleiben. Selbst hier im Hause lebte er allein. Denn Geesche, die einzige unruhige Seele, die es hier gab, trieb sich den Tag über umher und war selten zu Hause.

Was nun aber die alte Frau Minde anbelangte, so konnte man sich keine merkwürdigere Person vorstellen. Sie war wie überhaupt nicht vorhanden.

Stumm wie ein schwarzer Schatten, wesenlos wie ein Geist, huschte sie und drückte sie sich im Hause umher.

Sie mochte sechzig zählen. Sie war klein, krumm und zäh und schwarz wie der Teufel in

ihrem dunklen abgetragenen Kleid, ihrem braunen runzligen Gesicht und ihren schwarzen Haaren. Ihr breiter, schmallippiger Mund war fast immer fest geschlossen; und das gab ihr einen Ausdruck von Bitterkeit, der zuweilen wie Hohn wirkte. Selten, daß sie einmal ein paar leise, kaum verständliche Worte mit ihrem harten, knarrenden bretonischen Heimatsjargon mit einem ganz sonderbaren Plattdeutsch zu Tage brachte. Ihre Bewegungen waren lautlos und eilig, als wenn sie beständig vor irgend etwas auf der Flucht wäre. — Den lieben langen Tag war sie mit ihrer Wirtschaft beschäftigt. Sie säuberte die Zimmer, scheuerte Flur, Küche und Treppe, fütterte die Haustiere, schaffte im Gärtchen, nähte. Nie sah Peter sie müßig. Und all diese Arbeit verrichtete sie völlig allein mit ihren alten Armen, die sehnig waren und Muskeln hatten wie Schiffstaue. An Geesche, die den ganzen Tag über umherlungerte, besaß sie gar keine Stütze.

Manchmal, nachmittags, wenn Peter die Hühnerstiege von alter Holztreppe, die zu seinem Giebelstübchen hinaufführte, herabkam und durch den alten, mit roten Ziegeln gepflasterten Flur schritt, sah er durch die offene Thür im Wohnzimmer Frau Minde in einem alten Lederstuhl beim Fenster sitzen, von der Sonne überspielt und beschattet vom Geranke des japanischen Hopfens,

der draußen die Hauswand überwucherte, und Geesches zerrissene Kleider flicken. Das mochte ihre Feierstunde sein.

Ganz stumm, schwarz und zusammengekrümmt, saß sie und nähte. Nicht ein Atemzug war von ihr zu vernehmen. Nur die alte Standuhr tackte; und es lebte nur die automatische Geste, mit der sie den Faden lang zog. Das Wohnzimmer war ein niedriger, rotbraun gestrichener Raum, von dessen Decke das Modell eines Segelschiffes herabhing. Auf alten Bauernmöbeln mit einer groben Intarsia standen altmodische Geräte, ausgestopfte Vögel und Seetiere.

Wie mochte sie leben? — Nie murrte sie. Nicht mit dem leisesten Seufzer verriet sie je irgend eine Stimmung. Sie blickte einen nicht an, wenn man an ihr vorüberging; eilte mit gesenktem Kopf geschäftig vorüber, kaum einen dumpfen, unverständlichen Gruß murmelnd, in ihrer harten fremden Sprechweise. Wenn sie einen aber ansah, waren ihre Augen so leer und weit, als wenn sie einen gar nicht sähe. Und wie dann in solchen Augenblicken ihr längliches, dunkles Gesicht in den gekrümmten Nacken gebogen war und ihre stummen, gekniffenen Lippen sich nach unten krümmten! Man wußte nicht, war das Hohn und Feindseligkeit oder nur die stumme Bitte, man möchte sie in Ruhe lassen.

Nun war es aber eines Tages, daß Peter eine Ueberraschung wurde.

Es war am Nachmittag nach dieser Nacht, in der Peter unter der alten Wieseneſche von Geeſche angeredet wurde.

Er war eben aus dem Hotel gekommen, wo er zu Mittag zu eſſen pflegte und ruhte ſich ein wenig aus.

Plötzlich hörte er draußen ein Lachen und ein ſehr laut und geräuſchvoll geführtes Geſpräch. Er horchte auf und lauſchte. Es war draußen vor ſeiner Thür auf dem Bodenraum. Wand und Thür waren hinreichend dünn, daß er faſt alles verſtehen konnte, was geſprochen wurde.

Es waren Geeſche und Frau Minde, die ſich miteinander unterhielten.

Geeſche erzählte von einem gewiſſen Klaus Hanſen; und aus allem, was ſie vorbrachte, erfuhr Peter, daß es ſich um das nächtliche Stelldichein handelte, das er vergangene Nacht auf ſeinem Heimweg bei der umbuſchten Wegſchlucht belauſcht hatte.

Alſo dieſer Klaus Hanſen machte ihr den Hof; und Geeſche, der das ein Hauptvergnügen war, machte ſich den Spaß, mit ihm zu talbern und ihn an der Naſe herumzuführen.

Sie erzählte beſtändig und wollte vor Lachen vergehen.

Es war lustig, mit welcher Offenherzigkeit sie der Mutter das gestrige Zusammensein mit dem Klaus Hansen schilderte. Moment für Moment. — Jedes Wort, mit dem Klaus Hansen sie bestürmt hatte, berichtete sie und wußte es getreulich zu kopieren. Ohne eine Spur von Scham. Und Klaus Hansen mußte es doch wohl ziemlich arg getrieben haben!

Peter lachte vor sich hin.

Er richtete sich behutsam von seinem Lager in die Höhe und steckte sich, unverwandt lauschend, seine Shagpfeife an. Geesche gefiel ihm.

Er sah ein ganzes Bild. Einen richtigen Rembrandt.

Draußen unter der offenen Dachluke stand ein Ungetüm von einer uralten roten Truhe mit grob aufgemalten lichtblauen, violetten und schwefelgelben Blumen. Auf ihr hockt Geesche in ihrem blauen Kattunkleid mit ihrem mächtigen rotblonden Zopf, der ihr über die Schulter weg die Brust herabhängt. Sie hat ihre nackten braunen Beine hinaufgezogen und ihre runden braunen Arme um die Kniee geschlungen. Am Boden aber hockt Mutter Minde, schwarz und zusammengekauert und puhlt emsig die trockenen Erbsenschoten aus. Sie beide in dem breiten, staubwimmelnden Sonnenlichtstreifen, der durch die Luke in den

dunklen Raum dringt. Peter hört, wie die trocknen Erbsen in die Schüssel rasseln.

Unglaublich! Peter hört Frau Minde lachen! — Sie lacht ein lautes, herzhaftes, fremdartiges Lachen. Denn das ist wie eine richtige Theateraufführung, was Geesche ihr da alles zum Besten giebt. — So und so hat es Klaus Hansen gemacht. Und das und das hat er gesagt. So hat er ihr ins Ohr gewispert, und so hat er nach ihr gegriffen. Und so hat sie gelacht und hat ihm einen Puff gegeben, daß er vom Grabenrand heruntergepurzelt ist. Und, denke! er hatte gesagt, daß er sich ein Leid anthun wolle, wenn sie nicht lieb zu ihm wäre.

Es schien Frau Minde in gar manchem Punkt zu gefallen, was Geesche von Klaus Hansen berichtete.

Dann aber sagte sie lachend mit ihrer schwerfälligen, knarrenden Stimme: Geesche dürfe mit Klaus Hansen nicht so umgehen und dürfe nicht so dummes Zeug mit ihm machen. Sie dürfe auch nicht so mit ihm zusammenkommen.

Und Peter vernahm, daß Klaus Hansen weit und breit in der Gegend der reichste Bauernsohn wäre.

Aber Geesche lachte und fing an, das Liedchen zu trällern, das Peter sie in vergangener Nacht hatte singen hören.

Ach, nun aber begriff Peter, warum Frau Minde Geesche treiben ließ, was sie mochte. Ihre Seele war ihr ja ein offenes Buch.

Peter mußte doch herzlich lachen...

VIII.

Mit den Störchen um die Wette stelzte Peter Boie täglich mit seinen langen, rehbraunen Gamaschenbeinen durch die grünen Marschenwiesen, die Botanisiertrommel über die Schulter gehängt.

Er hatte es nicht lange fertig gebracht, den ganzen lieben Tag nutzlos im Gelände herumzulungern, sondern hatte gar bald seine botanischen Mappen hervorgeholt, mit denen er jetzt nachmittags, wenn er am Vormittag seine englischen Studien getrieben, am Meerstrand, zwischen Dünengräsern, Wiesen und Waldung umherstreifte.

Seit früher Jugend war die Botanik sein Steckenpferd gewesen. Er besaß in dieser seiner Lieblingswissenschaft etwas von der zähen Geduld und der subtilen, ausdauernden Accuratesse eines chinesischen Künstlers, der eine Elfenbeinkugel zu einem duftigen Wunderwerk der Schnitzkunst aushöhlt. Dieser Zug war selbst in seinen Spielereien und Duseleien. Er besaß noch alte Diarien aus seiner Schulzeit, in denen er, um sich die Langeweile irgend einer ihm mißbehaglichen Unterrichtsstunde auszufüllen, mit

unermüdlicher Geduld und Beharrlichkeit eine einzige Linie über ein ganzes Blatt weg zu den verworrensten, delikatesten Irrgängen eines Labyrinthes ausgezogen und verkringelt hatte; und er besaß noch Kopien schwieriger Zeichnungen, in denen jedes feinste Strichlein und Häkchen des Originals auf das sauberste und sorgfältigste wiedergegeben war.

Eine Lust konnte es sein, seine botanischen Mappen zu betrachten. Das winzigste Pflänzchen war mit einer Accuratesse präpariert, die seine Struktur und Färbung peinlichst bewahrte und zur Anschauung brachte. Ein Hochgefühl gewährte es ihm, ein Stolz war ihm das Bewußtsein, daß, wenn er über diese weiten Wiesenflächen hinblickte, ihm bei aller Mannigfaltigkeit ihres Flors doch so leicht kein Pflänzchen unbekannt war. Die aber sich ihm etwa verbargen oder von heimischer Art hier variierten aufzufinden und seinem Wissen einzugliedern, war der sorgsame und vergnügliche Eifer dieser Nachmittagsstunden.

So gründlich wie an seine Botanik aber war er noch an alles herangegangen, was sich ihm auf seinem Bildungsgange bisher in den Weg gestellt.

In jenen Berliner Entwickelungsjahren hatte er einst in einem Journal den ausführlichen Bericht über eine furchtbare vulkanische Katastrophe

auf den Sundainseln gelesen, bei der tausende und abertausende von Menschen das Leben verloren. Ein Studium weltstädtischen Elends, das er mit aller peinlichen Hypochondrie jener Jahre getrieben, die Gewohnheit, all dergleichen auf gewisse pessimistische Gedankengänge und Weltbetrachtungen hinauszuspielen, hatten ihn bei dieser Gelegenheit in die unleidlichsten, fast an Wahnsinn grenzenden nervösen Aufregungen und Verstimmungen versetzt. Aber er hatte sich keine Ruhe gegeben. Und auf Grund irgend welcher besonderen seelischen Gesetze und Widerstandskräfte war der Bankerott seiner Erkenntnis und die graueste Verzweiflung an irgend einer vernünftigen und gütigen Weltregierung solch einem furchtbaren Ereignis gegenüber ihm zum Heil gediehen. Mit einem lachenden „Et pourtant!" war er aus den seelischen Stürmen jener Zeit emporgetaucht und gerade damals war es geschehen, daß sich die Sehnsucht nach den überseeischen Ländern zum festen Entschluß verdichtet hatte.

Er war Gelehrter, Sportsman, Träumer und Praktiker zu gleicher Zeit und in den meisten dieser Eigenschaften, die mit der Zeit zueinander in ein braves Gleichmaß gekommen waren, gründlich und gewissenhaft . . .

* *

*

An einem Nachmittag lag Peter, seine getreue Shagpfeife im Mundwinkel, fernab vom Dorf mit seinen Mappen und seiner Trommel zwischen den Dünen.

Die Dünen zogen sich in einer langen, hohen Hügelreihe am Strand hin, seiner halbmondförmigen, weiten Buchtkrümmung folgend. Sie starrten von hohem, graugrünen Strandhafer, der bis weit hinab gegen die weiße Strandfläche sich streckte. Auf ihrer Höhe, in ihren Buchten, Schlüften und kleinen Thälern wuchsen blaugrüne Wachholderbüsche und Gestrüpp von Krüppelkiefern. Motten und Schmetterlinge mit ihren prächtigen Farben taumelten durch die blaue, wärmezitternde Sommerluft, und zu Hunderten krochen rote, getüpfelte Marienkäferchen durch den Sand und an den Halmen des Hafers hinauf. Ab und zu schrillte der Schrei einer kreisenden Möve, der Ruf einer Krähe knarrte durch die tiefe, heiße Stille. Ein Kaninchen, ein Strandhase schlüpfte aus einem Kiefergestrüpp hervor.

Gegen das Land hin neigte sich das Dünenrevier in sanfter Senkung einem grünen Wiesenland und hochragendem Kiefernforst zu. Kraß wirkte sein saftiges Grün in das fahle, rauhe Graugrün des Strandhafers hinein und in üppiger Wildnis spreiteten Brombeeren ihr dunkles, dorniges Gerank.

Stahlblau und wolkenlos glühte der Sommerhimmel. Der weiße, spröde Sand war völlig durchwärmt. Von unten her dröhnte die schäumende Brandung. Auf ferner, dunkelblauer Fläche blitzten die Segel der Schifferboote.

Peter hatte zur Zeit der letzten Ebbe da unten umhergesucht nach Strand- und Meergewächsen, die die Flut etwa zurückgelassen, und sich dann auf die Dünenhöhe zurückgezogen, die gesammelten Schätze zu untersuchen und zu ordnen. — Mit eifrigen Augen, laut an seiner Shagpfeife paffend und dicke Rauchwolken durch die Nasenlöcher stoßend, was bei ihm ein Zeichen zufriedener Laune zu sein pflegte, sortierte und untersuchte er.

Der ganze Dünensand um ihn herum war bunt von Farben. Da waren Algen und Tang und kleine feinfaserige Gebilde in allen Nüancen von Grün, Gelb und Rotbraun; feine, federige Moosgewächse; kleine, haarige, lichtgraufilzige Pflänzchen.

Endlich richtete er sich auf. Er reckte sich. Die Arme schmerzten ihm in den Kugeln; der Nacken und die Stirnnerven um die Augen herum, wie er mit vergessenem Eifer seine geliebten Schätze studiert hatte; und die weite sonnige Sommerwelt ringsum, die er über alle-

dem vergessen, schwamm in weiten, zuckenden Farbenschleiern durcheinander.

Peter gähnte und stieß ein paar behagliche Seufzer aus, die halb und halb zu einer Art von Jodler wurden; und dann streckte er sich lang, um zu ruhen, in den warmen, weichen Sand.

Aber da, wie seine Blicke die Böschung der Dünen hinab gegen das Land hinschweiften und er sich ergötzte, die Vibriationen seiner angestrengten Sehnerven sich stillen und aus ihren bunten, wirren Schleiern die hundert fröhlichen, lachenden Eindrücke der Umgebung wieder Gestalt und Stete gewinnen zu sehen, gewahrte er tief unten bei dem Weg, der am Rand der Forstwiese dicht an den Dünen entlang führte und sich nur durch zwei tiefe Radspuren und die staubig graugrüne filzige Masse seines Graswuchses gegen die Fläche der Wiese abhob, zwischen dem breiten, endlosen Dickicht der Brombeeren fern eine tiefgebückte Gestalt in einem marineblauen Kleid und einer weißen Strandhaube.

Gewiß eine Dame von den Sommerfrischlern, dachte Peter. Sie tragen solche Hauben gegen die Sonne, und — weil es sich so pikant macht. — Sie wird zum Vergnügen Brombeeren sammeln.

Behaglich verfolgte er die Bewegungen der weißen Haube; freute sich, wie sie in der Sonne leuchtete und vergnügte sich an ihrer wechselnden

Physiognomie. Es machte sich recht drollig. Ganz appetitlich nahm es sich wohl auch aus.

Nun aber richtete sich die Gestalt in die Höhe und reckte sich, fuhr sich mit dem Arm über den Rücken und hob ihn dann gegen das Gesicht.

Sie war schlank und prächtig gewachsen, kräftig und frisch in jeder Linie. In der linken Hand hielt sie ein gelbes Bastkörbchen. Das hob sie jetzt gegen die Haubenwölbung. Es nahm sich zum Lachen possierlich und lieb aus, wie sie sich gegen das Körbchen neigte. Und daß man so immer gar nichts von dem Gesicht gewahren konnte! — Das reizte so ein klein wenig die Wißbegier. Und das war lustig und unterhaltsam.

Jetzt trat die Gestalt mit ein paar allerliebsten, flinken kleinen Bewegungen, den Kleidsaum aus dem zwackenden Bereich des Brombeergestrüppes raffend, langsam in das dunkelblaugrüne Gras des Weges mit den weißen Sandspuren seiner beiden Fahrgleise.

Sie blieb einen Augenblick stehen. Die Haube zuckte gegen den Wald hinüber und dann nach rückwärts und dann nach vorwärts über die Wiesenfläche, und dann gegen die Dünen hin.

Und nun kam die Gestalt langsam und ehrbar den Weg daher und näherte sich.

Wer es wohl sein mochte? dachte Peter und

gab sich zwei, drei Klappse vor seinen weit gähnenden Mund.

Er war aber wirklich so ein ganz klein bißchen interessiert.

Unter den Sommergästen hatte er sie doch noch gar nicht gesehen?

Sie paßte offenbar auch nicht dazwischen. Das waren alles so Lehrer, kleine Beamten und Kaufleute, so Husumer Philister und so was.

Uf! — Er reckte sich.

Und dann blinzelte er, halb schummernd, die Hände unterm Genick, nach der Dame hinunter. Dachte zum Zeitvertreib allerlei dummes Zeug. —

Da waren jetzt so eine Art von neuen Damenschühchen aufgekommen. — Mit hohen Absätzen. — So licht mausgrau. — Chik! — Allerliebst! — Weich! — Sammtig! — In Paris hatte er sie gesehen.

Aber plötzlich fuhr er mit einem leichten Ruck halb in die Höhe und lachte auf.

Da unten hatte sich etwas ereignet. Die Dame war gänzlich aus der Façon gekommen.

Erst hatte Peter sich erschrocken. Mein Gott, was war der Dame?! Sie war, ganz plötzlich, mit einem heftigen Ruck stehen geblieben. Peter hatte schon an eine etwaige Kreuzotter gedacht. — Wie hypnotisiert stand sie und die Haube starrte

auf die Fläche der Forstwiese. — Im nächsten Augenblick aber wurde das Körbchen mit den Brombeeren hurtigst in das Gras gestellt, und die Dame stürzte auf die Wiese hinüber, bewegte sich eine Zeitlang in unglaublich behenden Zickzacklinien auf der Wiese hin und her, mit den Armen in der Luft nach irgend etwas angelnd, und — da! Jetzt! — Plumps! — lag sie der Länge nach mit dem Gesicht im Gras.

Hahahaha! — Geesche!

Aber — Strümpfe und Schuhe hatte sie an, ein marineblaues Kleid; eine blitzblanke gestärkte Strandhaube? Sammelte Brombeeren? Ging da so ehrbar und würdig einher?

Peter bemerkte, wie sie sich jetzt drüben so schnell als möglich in die Höhe richtete und eine Zeitlang mit den Blicken über die Wiese hin zu suchen schien, bis sie sich endlich drüben auf den Waldsaum richteten. — Peter erriet: sie mochte vorhin einen recht schönen Admiral oder ein Pfauenauge entdeckt haben und hatte es fangen wollen.

Jetzt blickte sie, unter einer resignierten Geste, an ihrem Kleid hinunter, bückte sich und strich es zurecht. Dann richtete sie sich wieder in die Höhe und forschte den Weg hinauf und hinab, ob etwa jemand ihre verunglückte Jagd gesehen haben könnte? — Und nun ging sie langsam wieder zum Weg zurück, nahm das Körbchen mit den Brom-

beeren in die Höhe und schritt weiter und näher, ehrbar wie eine Dame.

Ein Prachtkerl war sie doch, dachte Peter. Er beschloß, sich ihr bemerklich zu machen.

Der Weg führte in einem Bogen dicht am Fuß seines Dünenhügels vorbei.

Peter blieb in sitzender Stellung und zog aus seiner Pfeife ein mächtiges Rauchgewölk. Er bildete, so sitzend, im weißlichen Graugrün, in flimmerblauer Luft und gleißendem Sand eine herzhafte Silhouette. Geesche m u ß t e ihn sehen. — Außerdem hatte sie ja so wie so die Augen überall.

Natürlich sah sie ihn. Sie blieb unten stehen und blickte zu ihm hinauf. Es kam Peter vor, als habe ihr Gesicht einen anderen Ausdruck als sonst. Etwas verschattet? Gelangweilt?

Aber mit einem Mal belebten sich ihre Augen. Sie hatte die Pflanzen, die grüne Botanisiertrommel und die großen, schwarzen Mappen entdeckt.

„Ei, was hast du denn da?!“ fragte sie hinauf und ihre Augen funkelten vor Neugier. Und, husch! war sie den Hang zu ihm hinauf und kniete bei ihm mitten zwischen den Gewächsen, sie zu betrachten; und von ihnen weg machte sie sich dann sogleich über die Trommel her.

Einen Schrei aber stieß sie aus vor Ver-

gnügen, als sie an die Mappen geriet mit ihren sauber und zierlich präparierten und auf schöne, blanke, weiße Bogen geklebten Blumen und Kräutern. Wie ein Kind über ein Bilderbuch war sie darüber her; mit lachendem Mund und blitzenden Augen, lieb unter der mächtigen Haube, das mit großen schwarzen Brombeeren bis an den Rand gefüllte Körbchen sittig neben sich in den Dünenhafer gestellt.

„Du hast Brombeeren gesucht?" fragte Peter über seine Pfeife weg.

„Ja!" machte Geesche, immer noch blätternd, fragend, und kleine Entzückungsschreie ausstoßend.

„Für dich?"

„Ach, nein!"

„Oder für die Mutter?"

„Ach, dummes Zeug! Für die Mutter! — Hahaha! — Was soll denn die Mutter mit Brombeeren?"

„Dann willst du sie wohl an die Sommergäste verkaufen?"

„Ja!"

Sie hatte jetzt ein kleines Seufzerchen ausgestoßen und war mit einem Mal ernst geworden.

„Ach, das thust du wohl überhaupt?"

„Ach, wieso denn! — Nein!" Geesche war mit einem Mal gereizt und beinah böse. „Was gehen mich denn die dummen Sommergäste an!"

— Aber nach einem Weilchen wurde sie kleinlaut und sagte: „Ja! — Ich will die Brombeeren verkaufen! — Will sehen, ob sie wer von den Sommergästen kauft. — Es ist gut, hab' ich gedacht.“

Sie schwieg. Hilf! wie ehrbar sie jetzt wieder aussah! — Peter Boie schmunzelte.

„Weshalb denn?“ fragte er.

Aber Geesche schwieg weiter. — Es war, als wenn sie seine Frage nicht gehört hätte. Die Hände lang vor sich hin in den Schoß nieder, kniete sie im Sand und blickte, die Lippen ganz ernst geschlossen, mit großen Augen, die ganz traurig wirkten, gegen das Meer hinüber. — Aber es war zu erkennen, daß ihr Blick kein Ziel hatte. Mit einem melancholischen Ausdruck starrte sie nur so ins Leere. Ganz still hockte sie und ohne Bewegung. Wie ein Bildwerk.

Peter sah sie an. Was hatte denn dies zu bedeuten?

Wie konnte denn Geesche jemals traurig sein?

Aber es war dennoch ein so schöner Anblick, wie sie da so regungslos mit ihrem prächtigen Körper, in der Fülle ihrer jungen Gesundheit so ernst dakniete.

Es machte Peter nachdenklich.

Was mochte es sein? Die Hitze mochte sie

drücken. Sie mochte sich langweilen. Oder so etwas! — Irgend so eine unbewußte, animalische Traurigkeit ohne Gedanken.

Sie war traurig in diesem Augenblick wie die Natur ringsumher in der Oede ihrer sommerlichen, heißen Ueberfülle. Traurig wie die Natur und mit der Natur. Es hatte sie eben nur so angeflogen. Eine animalische Traurigkeit, ein vegetatives Brüten aus Uebergesundheit.

Aber Traurigkeit! — Sie ist wie das Surren irgend eines geheimnisvollen Grundtones, eine solche Traurigkeit. — Alles beherrschte es und erfüllte es in diesem Augenblick mit seinen heimlichen Vibrationen. Die heiße, schwirrende Luft; das Starren der Gräser, die nicht ein Lufthauch rührte; das Summen und Surren der Insekten; das große, öde, monotone Dröhnen und Schellen der Brandung; das eherne Dunkelblau der gigantischen Wasserwand in alle Weite und Breite hinein mit seiner drückenden Wucht; die schwindelnde, tiefblaue Tiefe des glühenden Firmamentes; der Sonnenball mit seinen still wirbelnden Glutbränden; die dunkelragende, schwül drohende Wand des Kiefernforstes drüben mit dem heißen Bronzeton seiner schwarzgrünen Kronen und seinen rotbraunen Stammsäulen, mit grauen Flechten überzogen wie mit einem Grünspanoxyd; die starre weite Wiesenfläche mit den übergegossenen weiten

Farbenflecken ihrer zahllosen Blumen; das dumpfe geängstigte Brüllen der weidenden Rinder; der plötzliche Schrei einer Möwe; der melancholische Klageruf eines Kibitzes: das alles einte sich zu diesem mystischen Grundton und zu dem Pathos seiner feierlichen Traurigkeit.

Plötzlich stöhnte Geesche tief auf und strich sich mit der Hand über die Stirn.

„Was ist dir denn, Geesche?" Peter lachte ein bißchen. „Hast wohl von der Mutter Schelte bekommen?"

„Ach! Wie denn?!" Geesche wurde zornig. „Du bist wohl verrückt! Die Mutter schilt mich nie!"

„Du bist ja doch auch in den letzten Tagen bei ihr in der Küche gewesen und hast ihr geholfen."

Geesche blitzte ihm einen mißtrauischen Blick zu.

„Ach! Du! — Du willst dich wohl über mich lustig machen? — Das soll wohl was heißen?"

„Aber wieso denn? — Behüte!"

Tock! Tock! Tock! — klopfte Peter langsam und bedächtig seine Pfeife an dem Ziegenhainer aus.

Wieder schwieg Geesche. Eine ganze Weile. Sie hatte sich wieder beruhigt. Blickte nur so verloren zum Meer hinüber.

Endlich sagte sie, aber mehr zu sich selbst als zu Peter:

„Alle arbeiten! — Die Fischer fischen auf dem Meere! — Pitter paßt auf der Wiese auf die Kühe auf. Auch die Kellner oben im Hotel arbeiten. — Die Frauen sind in der Küche. Bunges Mieken saß vorhin vor der Hausthür und strickte an einem Strumpf."

Soso, dachte Peter. Sie hat Langeweile und bekommt Einfälle! .. Sie will sich nützlich machen; einen Brombeerhandel anfangen. Strümpfe und Schuhe zieht sie an; setzt eine Strandhaube auf; macht ein ehrbares Gesicht.

„Kommst du aus der Stadt hierher? Aus Berlin?" fragte sie plötzlich.

„Wie?!" schreckte Peter aus einem halbwegs stumpfsinnigen Dämmern auf. „Ach so! — Nein!"

„Wo kommst du denn her?"

„Aus Norwegen. — Ich bin überall umhergereist."

„Ach, und nun willst du nach Amerika gehen?"

„Ja! Währscheinlich! — Es ist so gut wie sicher."

„Wie du aussiehst!"

Sie lachte. Belustigt wie ein kleines Mädchen.

„Nu, wie denn?"

„So ein Anzug! — So komisch! — Ach Gott, und wie dünn du bist!"

Wieder lachte sie. Machte sich über ihn lustig.

„Hast du denn Kraft?"

Peter mußte lachen.

„Wozu hast du denn die Blumen da? — Hast du die selber aufgeklebt?"

„Ja!"

„Wozu denn?"

Ja, wozu! — Was sollte man da sagen.

„Zum Zeitvertreib, Geesche!"

Er hatte das Gesicht von ihr abgewandt, pfiff vor sich hin und blickte zum Meer hinüber.

Plötzlich aber raffte er, wie von ungefähr, einen Kiesel auf und warf ihn, sitzend, aus aller Kraft gegen den Strand hin. Mit einem scharfen, wirbelnden Sausen flog er in einem prächtigen Bogen hinaus. Ziemlich weit drüben, in der violetten Unruhe des Strandgewässers spritzte es weiß auf.

Hm! dachte Peter Boie.

„Ach!!"

Geesche war in die Höhe gesprungen. Sie klatschte in die Hände und schrie auf vor Vergnügen.

Nun aber nahm auch sie einen Kiesel auf und warf ihn gegen die Brandung hin.

Wahrhaftig! — Ganz anständig! — Fast bis an die Brandung heran!

Aber da sprang Peter in die Höhe und warf noch einmal. Und diesmal warf er ein gutes Stück weiter als vorhin, wo er gesessen hatte.

Himmel! Wie es sauste! — Ganz verwundert starrte Geesche ihn an.

Peter paffte an seiner Pfeife. Er war rot geworden vor Vergnügen.

IX.

Als aber Geesche Peter mit ihrem Brombeerkörbchen nachher wieder verlassen, war er eigentlich ein wenig mißgestimmt.

Er fühlte sich mit einem Mal allein. Wie kam das? — Es war das bei ihm ein so seltenes Gefühl.

Weit und breit war alles so still und heiß. Ein Gewitter drohte.

Ueber dem Kiefernforst drüben bis weit auf die Meerkinne hinaus starrte und lastete mit beklemmender Regungslosigkeit ein riesiges Gewölk.

Es waren ungeheuer geballte, aufwärts gewölbte Gebirge mit einem in öder Grelle gleißenden Silberweiß in das hitzegetrübte Blau des Firmamentes hinein. Sie wuchsen aus einem weit und dick gestreckten Graublau mit schmutzig-

braunen, braunrötlichen und schwärzlichen Dunkelungen. Es verdüsterte mit seinem schweren Schatten die Kieferkronen. Sie ragten still, schwarz und schwer. Es trübte den Küstenstrich, den Halbbogen des Buchtsaumes, der sich wie eine ungeheuere Mole in die See schob. Die Flutenmasse, die vorhin unter dem helleren Blau des Himmels im wunderbarsten Stahlblau gedunkelt hatte, hellte sich jetzt gegen die schwarzen Dunstmassen des Gewölkes mit einem stumpfen Bleigrau ab, durch das die Segel der Fischerboote sich hinschoben wie Gespenster.

Das Wiesengelände lag zur Hälfte im Schatten des Gewölkes; zur anderen dehnte es sich in einem unnatürlich, rötlich grellen, niedergequetschten Sonnenlicht, das etwas Totes und Schreckendes hatte. Unruhig strichen die Schwalben dicht über die rostroten Flecken des Sauerampfers und die lilaweißen des Schaumkrautes hin. Eine Kuh brüllte, unausgesetzt, dumpf und kläglich, von der Schwüle gepeinigt. Grau dehnten sich die Dünen, bleich und gespenstisch. Die Grillen schrillten wie geängstigt in das umflorte Dröhnen der Brandung hinein.

Müde steckte Peter seine Pfeife in die Tasche und packte seine Pflanzen und Mappen zusammen.

Wozu er das alles sammele, hatte Geesche vorhin gefragt.

Ja, wozu eigentlich!

Aeh! — Er gähnte.

Lang legte er sich wieder in den Sand, den Kopf in dem Schatten eines Wachholderbusches bergend.

Hm! Aber die Mappen hatten ihr doch Vergnügen gemacht. Sie hatte sie sich betrachtet wie ein Bilderbuch. — Ein Bilderbuch! — Hahaha!

Wozu? hatte sie gefragt.

Er warf sich auf die Seite, stöhnte und starrte vor sich hin in den Sand. Verloren zog er mit dem Zeigefinger in seine weiße glatte Fläche kleine kreisrunde Rinnen.

Wozu?...

Herrgott! war alles still und schwül und einsam! Und die verwünschte Kuh drüben brüllte wie unter dem Schlachtbeil!...

Es wurde ihm immer mißbehaglicher.

Das einzig Lebendige waren die Fischerboote draußen. Wie aufgescheucht tauchten sie jetzt mit dem ängstlichen Weißgrau ihrer Segel von allen Seiten auf und lavierten durch das verdunkelte Gewässer dem Lande zu; als ob sie das nahende Unwetter in den Gliedern hätten wie die Möwen, die in den heißen Lüften kreisten und ihre schrillen Angstschreie ausstießen.

Wozu? —

Aber wahrhaftig! Wetter! war er eigentlich auf dem Pfropfen! —

Eh, auf was kommt's nun eigentlich heutzutage an? Die Triebe scheinen gar nicht mehr recht zu wissen, wo sie hinaus wollen. Der gute Liesegang hatte gar nicht so unrecht gehabt.

— So viel junge Menschen, wie sie heute in den großen Städten und überall im Lande, heillos verwirrt, zu Grunde gehen! —

Aber es geht ja doch alles weiter! Muß alles weiter gehen!

Er ächzte. — Uf! man muß eben abwarten. Man muß sich eben auf seine Unwillkürlichkeiten verlassen. — Nun ja! Nun ja! —

Amerika! — Aber was war es nun eigentlich mit Amerika? Es ist wahr, die Menschen leben dort am Ende, vielleicht! ein wenig freier. Aber im Grunde ödet einen allerlei Humbug und Kulturhimphamp dort wie hier. —

Er kraulte sich hinterm Ohr und zog ein schief Gesicht.

Wetter, was war ihm denn nur? — Es war nicht allein das Gewitter. Es war etwas... Irgend etwas — Neues, Dunkles...

Vanitas! Vanitatum vanitas! — Die große Eitelkeit der Dinge! — Die schreckliche Ungewißheit der Erscheinungen, wie Walt Whitman sagte.

Merkwürdig, daß sich gerade die Lebendigsten heute nach irgend einem Tode sehnen!

Nun, wie stand's mit ihm? Vagabund! — Am Rande! — Nichts zu verlieren!

Er lachte.

Das ist doch eigentlich wie ein schöner großer Wahnsinn, wie der Rausch eines Zutrauens! Alles einerlei! — Alles eins! — Was hat man zu verlieren? —

Aber da kam es ihm plötzlich so in den Sinn. Liesegang hatte ja wohl mal, wenn er sich recht erinnerte, etwas dergleichen gesagt. — Hm! Zum Beispiel! Wie das war, wenn man etwa d a s dachte: Ein neues, noch ungeborenes Kind, das im Dunkel der Welt, in den zaudernden Finsternissen neuen Werdens, aus dem Schoß der Zeiten nach seiner Mutter ruft! — Ein Weib, das ein neues Kind gebären will! — Dies Weib und dies ungeborene Kind die neue Sehnsucht, die neue große, treibende, praktische Wegweiserin! —

Liesegang hatte es in seiner prophetisch-dichterischen Weise mit der modernen Frauenemanzipation in Beziehung gebracht. — Die Kaiserin und neue Gesetzgeberin dies Weib, das den Ruf dieses noch ungeborenen Kindes vernimmt! — Die Schöpferin und heimliche Kaiserin neuer Bahnen, Ziele und Aufgaben! — Die letzte und weiseste

aller neueren Erkennenden! — Eva, die den in seinen Erkenntnisträumen und in den Splittern seines Willens umirrenden Adam anruft, den Knecht und Diener, den ermüdeten, zu den neuen Zeugungen und Aufgaben.

Der Ruf der neuen Mutter nach dem neuen Kind! Auch sie irrend. — Aber sie ist die Gewißheit der Gewißheiten! — Sie hört den neuen, aus dem Dunkel der Möglichkeiten sich heraufringenden Willen, den Willen der Zukünfte, den Willen und die Seele der höheren Sonnensphären.

Liesegang! — Was er doch für ein ganz merkwürdiger Mensch gewesen war! — Was er doch im Grunde für einen wunderlichen Humor gehabt hatte! So eine Art metaphysischen Humors . . . Man konnte etwa so, ein bißchen Darwinismus hinzugethan, mit Nietzscheschen Ideen spielen! Na, seinetwegen! — Peter wurde aus irgend einem Grunde verdrießlich.

Plötzlich aber ward er über und über rot und ein wenig ärgerlich.

Hm! — Weshalb hatte er denn eigentlich vorhin den Kiesel geworfen? Etwa weil Geesche an seiner physischen Kraft gezweifelt hatte? . . . Sonderbar!

Wie dumm war das gewesen, daß er den Kiesel geworfen!

Lächerlich! ...

Ein Wind fing an über die Dünen zu sausen.

Peter raffte seinen Kram zusammen und eilte nach Hause ...

* *
*

Als Peter im Dunkel des heraufziehenden Wetters die kleine Halbthür öffnete und in Frau Mindes Flur trat, vernahm er hinten von der Küche her laute Stimmen.

Verwundert blieb er stehen und lauschte.

Es war Geesche, die weinte, tobte, schimpfte und schrie. Er vermochte nicht zu verstehen, was alles?

Dazwischen vernahm er, fast demütig, still, beruhigend Frau Mindes Stimme.

Und gleich darauf huschte Frau Minde mit ihrer verkrümmten, dunklen Gestalt mit einem verhärmten Gesicht und großen, wie erstarrten Augen durch den Flur. Ohne Peter anzublicken und seinen beklommenen Gruß zu erwiedern, verschwand sie im Wohnzimmer.

Als Peter die Treppe hinaufstieg, hörte er noch immer Geesches wütendes, verzweifeltes Toben, Schreien und Weinen.

Es nahm sich fast aus wie der Ausbruch eines hysterischen Weibes.

Aber, hilf Himmel! was für eine gesunde Bruststimme sie hatte! . . .

X.

Was die Ursache von Geesches Ausbruch gewesen, hatte Peter nicht in Erfahrung gebracht.

Aber er hatte, als er nachher oben, im Aufruhr des Unwetters beim Rauschen des Regengusses in der blitzedurchzuckten Finsternis seines Stübchens gesessen, an Frau Maßmann denken müssen . . .

Wie er länger im Hause wohnte, erlebte er öfter solche Scenen.

Nun, Geesche war launisch und verzogen, ein störrischer Wildfang, den seine Freiheit stach.

Oder war auch sie in irgend einer Weise „unbefriedigt?" Suchte auch sie, und sehnte sich nach irgend etwas, ohne zu wissen, was es war? — Litt sie an ihrer Freiheit? — Und stellte die in jeder Hinsicht nachgiebige Erziehung Frau Mindes Geesche auf gut Glück auf ihre Triebe und persönlichen Instinkte? War das das „Prinzip" ihrer Erziehung? — Es ist unter Umständen eine Pferdekur, bei der einem nichts bequem gemacht ist, so bequem einem alles gemacht scheint, so viel sie auch Freiheit gewährt!

Nie hatte Geesche von Frau Minde ein Scheltwort gehört, oder einen Befehl von ihr bekommen; nie irgend eine herbe Zurechtweisung. Nie war ihr eine Arbeit auferlegt worden. Völlig konnte sie thun und lassen, was sie wollte.

Peter dachte an gewisse neue und funkelnagelneue moderne Erziehungstheorien, die unsere in allem so läßliche und tolerante Hochkultur neuerlich entwickelt hat. Nie hatte Mutter Minde wohl etwas von solch einer Pädagogik vernommen, und dennoch handelte sie nach ihren „Prinzipien".

Aber es war nicht seine Sache sich darüber Kopfzerbrechen zu machen. —

Seitdem Geesche in seinen botanischen Mappen geblättert und seit jenem Steinwurf auf den Dünen, interessierte sie sich für Peter.

Es konnte nicht fehlen, daß sie sich unterwegs öfters trafen, und dann verweilte sie bei ihm oder schloß sich seinen Wanderungen an.

An Strand und Düne, in Feld, in Wald und Wiese half sie ihm Blumen suchen.

Das war etwas Neues und machte ihr Vergnügen.

Er beschrieb ihr gewisse Pflanzen, die in der Gegend wachsen mußten, und die er noch nicht in seinem Herbarium hatte; und er hatte seine Freude, wie leicht sie begriff und was für eine brave Hilfe sie ihm war.

Oder sie streiften auch nur so zum Vergnügen in guter Kameradschaft durch das Gelände.

Zwischen den Knicks wanderten sie hin, hinter denen die reifenden Getreidefelder wogten, von Klatschmohn, Rittersporn gesprenkelt, Wicke und Rade, von der Lerche überjubelt. An den erlenbuschbestandenen Wiesengräben schweiften sie hin, wo im klaren, braunen Wasser lichtblaue Vergißmeinnichtbüschel, gelbe Wasserrosen und zierlicher Bitterklee und lange Binsenblumen wuchsen. Sie sahen die Störche promenieren, das bunte Hornvieh und die Pferde weiden; sahen den Kiebitz flattern und lauschten seinem klagenden Ruf. Sie setzten über Hecken und Verhaue; wanderten an Brachland vorbei, das über und über von wilden Stiefmütterchen überwuchert war. Fern hinter ihnen lag lang im fetten grünen Marschland, in heißer, flirrender Sommerluft, die von Insekten summte, das Dorf im Gartengrün mit seinem niedrigen Kirchturm und seinen roten Dächern. Sie blickten über weitfreies Gelände, oder strichen durch kühles Walddunkel.

So ein Nachmittag! — Peter wanderte mit Geesche, seine Pfeife im Mundwinkel und seine Mappen unterm Arm, lustig den Ziegenhainer schwenkend, an den Erlengräben hin in das Land hinein.

Geesche kam aus dem Lachen und Schwatzen nicht heraus. Ueberall hatte sie Peter etwas zu

zeigen, zu erklären und zu erzählen. Denn es verstand sich, daß ihr hier weit und breit jedes Sträuchlein bekannt war.

Peter schritt mit seinem langen trottenden Gange neben ihr her. Er sagte nicht viel, sondern hörte ihr nur zu. Und über seine Pfeife weg hatte er über alles mögliche seine Gedanken.

Ihm war gut. Er fühlte sich so frei! —

Auch Geesche gegenüber. — In guter Kameradschaft miteinander also umherstreifen zu können! Und nichts sonst, nichts weiter als das! — In aller Unschuld; ohne von irgend welchen anderen Gedanken zugesetzt zu werden!

Und da fiel ihm plötzlich wieder einmal das indische Rhinozeroslied ein.

Er hatte es in seiner Berliner Zeit kennen gelernt. Durch Liesegang, der sich mit allen möglichen philosophischen Studien und natürlich auch mit dem Buddhismus beschäftigt hatte.

Peter hatte selbst nicht gewußt, wie?: er machte sich sonst nicht eben viel aus dem indischen Quietismus: aber das Rhinozeroslied hatte es ihm angethan, nachdem er es sich erst mal in seiner Weise ausgelegt.

Liebe! hatte er eben gedacht. — Liebe! — Noch nie in seinem Leben war er eigentlich, was man so sagt, verliebt gewesen. Hatte wohl auch nie recht ein Bedürfnis gespürt, verliebt zu sein.

Liebe! — Und da setzte es ein:

„Bist du geselligem Umgang geneigt, so findet auch Liebe
Eingang bald in dein Herz, und auf die Liebe folgt Leid.
Meide den Hang der Liebe, er ist die Quelle des Elends;
Wie das Rhinozeros schweift einsam, so wandre allein."

„Wie das Rhinozeros schweift einsam . . ." Was für ein herrlicher Vers!

„Zieht dich vertrauter Genossen und Freunde widriges Schicksal
In Mitleidenschaft, dann geht dir des eignen Gemüts
Freiheit verloren; darum als gefährlich meide die Freundschaft,
Wie das Rhinozeros schweift einsam, so wandre allein."

Allein! Allein war er! — Ohne Schmerz und Leid um irgend eine verlorene oder getäuschte Freundschaft! — Frei, Gott sei Dank! — Was er an solchen Schmerzen erlebt, — er kannte sie! — war überwunden. Vernarbt die Wunden! — Gesund seine Seele! Gott sei Dank!

„Wie sich ein Bambusstamm, wenn er groß wird, vielfach verästelt,

Mehrt sich dir mannigfach auch Sorge um Kinder
und Weib.
Bleibe vom Anhang frei wie der frische Schößling
des Bambus;
Wie das Rhinozeros schweift einsam, so wandre
allein."

Trotz Weib und Kind! Doch allein, selbst und frei! — Alles um dich und an dir ist Traum und Maja, geht vorüber, ist im Gleiten und bunter Trug. — Das erkenne und bleibe in jeder Lage frei! ...

„Ungebunden durchstreift, nach Futter suchend, die
Wälder
Wildes Getier, und lenkt ganz nach Belieben
den Schritt.
So auch diene dem Weisen das eigne Gemüt nur
als Führer;
Wie das Rhinozeros schweift einsam, so wandre
allein."

Der freie Eigene und sein Eigentum!

„In der Gesellschaft Mitte wirst stets du in Anspruch
genommen,
Sitzend und stehend, hinweg gehend und bleibend
am Ort.
Freiheit nur von Begierde und Selbstbestimmung erstrebe;
Wie das Rhinozeros schweift einsam, so wandre
allein."

Peter lachte. — Aber man muß die Weise verstehen. Im Zeichen dieser Verse sind der Buddha und Dschingis Khan auf einem Stamm gewachsen. Der höchste, freiste und reinste Grad der Mannheit! Sie beide! . . .

„Wie?“ fragte Geesche, die wissen wollte, weshalb Peter gelacht.

„Ach, nichts!“

Peter machte ein gelassenes Gesicht und winkte mit seiner Pfeife.

Nun, sie ihrerseits hatte ihn eben mit einem Pferd bekannt machen wollen.

Es weidete drüben über dem Graben. Ein langbeiniger Brauner. Er hieß der Herr Aktuar. Geesche hatte ihn selbst so getauft. Er nickte beim Gehen immer so steif mit seinem langen Hals wie eine Giraffe und reckte seinen großen, dickmäuligen Kopf immer so vor, als ob er kurzsichtig wäre; alles genau wie ein Aktuar aus Husum, der vergangenen Sommer auf Sommerfrische dagewesen war.

Peter blieb stehen und blinzelte gemächlich und gelassen, sich eine neue Pfeife stopfend, zu dem Braunen hinüber . . .

Als sie aber nach einer langen Wanderung am Abend auf der Chaussee, die von Husum her durch das Dorf führte, heimwärts strebten, begegneten sie Klaus Hansen.

Er war in seinen Sonntagskleidern, und allem Anschein nach kam er aus Husum. In einer Kalesche kam er dahergefahren, in einem gelinden Zuckeltrab.

Er hatte ein ganz hochrotes, gequollenes Gesicht.

Mit starren Augen hatte er sich nach Peter und Geesche umgesehen und sich in die Lippe gebissen. Dann aber schrie er plötzlich einen lauten Fluch heraus, und hieb mit der Peitsche auf die beiden dicken Apfelschimmel los, daß sie im vollen Galopp auf- und davongingen, die ganze Chaussee mit einer ungeheuren weißen Staubwolke verqualmend . . .

XI.

„Ich denke, ich könnte mich zu den Tieren wenden und mit ihnen leben; sie sind so ruhig und selbständig.
Ich stehe und betrachte sie lange und lange.
Sie schwätzen und wimmern nicht über ihre Lage,
Sie liegen nicht im Dunkel wach und weinen um ihre Sünden,
Sie erregen in mir keinen Ekel, indem sie ihre Pflichten gegen Gott diskutieren,
Kein einziges ist unzufrieden, kein einziges ist verrückt von der Manie, Sachen zu besitzen,

Kein einziges kniet vor einem anderen oder vor seinesgleichen, der vor Tausenden von Jahren lebte,
Kein einziges ist ehrbar oder unglücklich auf der ganzen Erde." . . .

Peter Boie las Walt Whitmans „Gesang von mir selbst." —

Es war Vormittag, und er war am Tisch über seinen englischen Studien.

Es war heiß, und Peter saß in Hosen und buntgestreiftem Oberhemd, illuminiert von der blauen Farbe der Leinenrouleaux, die er gegen das grelle Sonnenlicht herabgelassen, vor den beiden kleinen Fenstern.

Auf jedes Rouleaux war eine wunderhübsche Alpenlandschaft gedruckt mit braunen Schlössern, blauen Bergen und weißen Firnen. — In der kleinen Kajüte von Zimmer war es heiß wie in einem Backofen.

Das, was Peter da von den Tieren gelesen, gefiel ihm.

Dann aber, mit einem Mal, husch! kam ihm die Erinnerung an eine Malerin, die er in seiner Berliner Zeit gekannt.

Auch sie hatte so halb und halb mit zu dem Klub gehört.

Hin und wieder hatte Peter bei ihr, in ihrem

Atelier, das irgendwo im Westen lag, ein Glas Thee getrunken und eine Cigarette geraucht.

Sie war ein feines, nervöses Wesen, das mit einer leisen, leidenden Stimme sprach. Müd' lag ihr schlanker Körper in dem Sessel, und zwischen langen, weißen Fingern balancierte die Cigarette. Sie war Pessimistin gewesen, mit einem Stich in den Satanismus hinein. Ihr Liebling war Beardsley.

Sie hatte da in, Gott wußte, was für einem chemischen Präparat unter allen möglichen anderen, wohl etwas gruseligen Raritäten ein menschliches Gehirn stehen. Seine Masse nahm sich aus wie Kuchenhefe. Oben lag eine Rose in der Flüssigkeit, in der es ruhte, eine dunkelrote, durch das Präparat ins Blaubräunliche hinein verfärbte Rose. Ueber einem großen Bild, ganz in Blau, das eine Scenerie aus Dantes „Inferno" darstellte und das sie als Ofenständer benutzte, hing ein altersgebräunter morscher Totenschädel.

Der alte Schädel, das Bild und das Gehirn mit der Rose fielen ihm jetzt ein und ihre Studienmappe.

Man verdarb sich für Tage den Appetit, wenn man drin blätterte. Davon abgesehen aber war es ganz interessant, mal einen Blick hineinzuthun.

Da waren zum Beispiel allerlei Leichenstudien in bunter Gouache gewesen, die Martha in der

Leichenhalle aufgenommen hatte. Der Kopf einer Frau, die sich mit Gift ums Leben gebracht; der geschwollene nackte Leib eines dicken Mannes, der ins Wasser gegangen war; der nackte Leichnam eines Erhängten, lang und starr hingestreckt. Er sah noch den kalkig weißen Leib mit seinen grellen Glanzlichtern, dem heraustretenden Thorax und dem eingefallenen Bauch. Er sah die feine, grell giftgrüne Linie von der Herzgrube den Thorax hinunter bis zum Bauch, mit der die Verwesung zu beginnen pflegt; und von unten, vom Rücken herauf nach oben die hellviolette Färbung, die von einem feinen Netzwerk bläulich karminroter Maschen durchzogen war, wie sie auf den dunkelroten Backen schlagflüssiger Menschen sich zeigen.

Und er gedachte anderer Blätter mit Embryostudien.

Da war ein großes Stück Zeichenkarton gewesen mit einer Reihe im Halbkreis geordneter, schon ziemlich ausgewachsener Embryos. Mit gesenkten, süßlich lächelnden Gesichtern, mit faden Armen, Händchen und zusammengekrümmten faden Füßchen hockten sie im Kreis; wie fad gekitzelt und versunken in irgend einen mystischen Lusttraum; oder, wie er's damals, unter der Suggestion des pessimistischen Satanismus seiner sonderbaren Freundin wunderlich empfunden: mit

dem idiotisch-süßlichen Lächeln irgend einer wunderlichen, dunklen und völlig ohnmächtigen Verzweiflung die blöden Schicksale des blöden Zirkels erwartend, durch den zu laufen das Leben in ihnen neu gezwungen war. Dem ewigen Tretkreis des Bewußtseins glücklich entschlüpft, dennoch wieder gezwungen, ihn von neuem zu durchmessen. Und was derartige absonderliche Gedanken mehr gewesen, die ihn beim Anblick dieser Zeichnungen überkommen . . .

Er erinnerte sich des merkwürdigen Milieus dieses halbdunklen Ateliers mit seiner tiefen Mansardennische, das vier Stock hoch unter dem Dach eines Hauses im Berliner Westen gelegen. Er erinnerte sich an die barocken alten indischen, chinesischen und japanischen Geräte, die auf Tischen, Regalen und dem Simse eines alten verdunkelten Intarsia-Schrankes gestanden.

Es wollte sich wie ein Schatten in den schönen sommerlichen Freilicht-Traum dieser Sommerfrische senken.

Nun, was sollte es? Dummes Zeug! —

Aber auch das war ihm damals von nöten gewesen. Und es war ganz gesund und dienlich gewesen, sich auch einmal solchen Impressionen und den Gedankengängen, die sie anregten, hinzugeben.

Eigentlich: nachgerade konnte er ja wohl ein philosophisches Werk schreiben.

Aber was bedeutet es, daß es heute nicht den Sechser wert wäre, für den man sich eine Semmel ersteht?

Genug! Die Menschen haben nun eigentlich hinreichend, was sie brauchen. Sie brauchen nur gescheit genug zu sein, sich zu bedienen . . .

Hm! Zum Exempel: wenn er Geesche heiratete? . . . Er lachte.

XII.

Wenn man die Dorfgasse, die an Frau Mindes Haus vorbei ins Freie führte, weiter verfolgte, dann gelangte man zunächst auf erhöhtem, freien Gelände an den Hügel eines Hünengrabes.

Von langen Gräsern und bunten Wiesenblumen überweht, mit schroffen Lehmwänden, die von sturmüberbogenem Heckenrosengestrüpp gesäumt waren, und mit im Halbkreis aufgestellten verwitterten Granitblöcken wölbte es sich im Schutz einer alten Birke.

Um den Grabhügel führte der Weg dann herum und noch ein gut Stück zwischen Feldern hin, bis man zu einem Gehöft gelangte.

Scheunen und lange Stallgebäude mit weißgetünchten, massiven Wänden und hohen braunen Ziegeldächern schlossen von drei Seiten einen ansehnlichen Hof ein, der gegen den vorbeiführenden

Weg von einem stattlichen Wohngebäude abgeschlossen wurde.

Dieses Wohngebäude wies außer dem Parterre noch einen Oberstock und einen umfangreichen Giebel auf. Seine Doppelfenster mit funkelnden, geschliffenen Spiegelscheiben hatten grüngestrichene Läden. Einen schönen Blumengarten gab es vorm Haus mit künstlich am Spalier aufgezogenen, gestutzten Linden. Von zwei Seiten wurde das Gehöft von sturmerprobten alten Rüstern flankiert. Hinten, auf ein gegen die See hin sanft abfallendes Gelände hinaus, schob sich lang ein großer, von einer geschorenen Rotdornhecke eingezäunter Obstgarten.

Dies Anwesen gehörte einem der reichsten Bauern in der Umgebung von Husum, Klaus Hansen, der hier mit seiner Mutter und zwei Schwestern hauste.

Klaus Hansen hatte in der Nacht, nachdem er in seiner Kalesche an Geesche und Peter Boie vorbeigerast war, einen langen Schlaf gethan und erst am späten Vormittag war er von den warmen Sonnenstrahlen geweckt worden.

Er war, um einen Handel abzuschließen, in Husum gewesen, hatte im Gasthaus gute Bekannte getroffen, sich verweilt, getrunken und im Hazard tausend Mark verloren.

Aus Verdruß über diesen Verlust hatte er sich

gründlich bezecht. Und nun erwachte er oben in seinem Giebelzimmer, das nach dem Hof hinaussah, glühköpfig von der frühen Hitze des Tages, von den Folgen seines gestrigen Rausches und dem noch nicht überwundenen Geldverlust.

Aber das war nicht alles, was ihn plagte und ihn in der denkbar bösesten Laune hielt, und es war vielleicht auch noch nicht mal für ihn das Verdrießlichste. Das bestand vielmehr in der Begegnung mit Geesche und Peter Boie.

Seit einem Monat setzte er die erdenklichsten Anstrengungen ins Werk, bot er die erprobtesten Don Juan-Künste auf, Geesche sich zu Willen zu machen: aber umsonst. — Sie lachte über seine Komplimente und Schmeicheleien, kokettierte und talberte mit ihm wie ein junger Jagdhund, sie ließ sich wohl selbst ein Küßchen rauben: aber sobald all diese Manöver die betreffende Wendung nehmen wollten, hörte es auf. Sie schrie, biß, hieb nach ihm, mit einer naiven, jüngferlichen Sprödigkeit, die zu verstehen und deren Herr zu werden Klaus Hansen nicht der Mann war, die ihn rasend machte und seine Begier bis zum äußersten stachelte. —

Wenn er nur von ihr losgekonnt hätte!

Wußte der Teufel! Er würde ja wohl ganz und gar noch mal eine Dummheit machen!

Freilich! Einen Fehler hatte der brave Klaus

Hansen nun bei alledem: er war geizig. Er hatte es noch nie bis daher übers Herz bringen können, Geesche ein nennenswertes „Cadeau" zu machen.

Jetzt erst hatte ihn seine bis aufs äußerste gestachelte Begier dazu vermocht, seinem Herzen einen Stoß zu geben und Geesche in Husum eine Korallenkette zu kaufen. Es war natürlich eine unechte. Aber Geesche wußte ja den Kuckuck was von echten oder unechten Korallen! . . .

Jetzt bändelte sie ja nun wohl ganz und gar mit dem Hering von Stadtkerl da an, der wie eine Vogelscheuche mit seiner blödsinnigen Blechtrommel in der Gegend umherstorchte. — Er wohnte ja bei ihnen. — Vielleicht war er inzwischen schon am Ziel.

Schnaufend, mit gedunsenem glühenden Kopf und verquollenen Augen schraubte er sich aus dem Bett, tauchte sich ins Waschwasser und machte Toilette, um sich auf die erste Leistung seines gewöhnlichen Tagewerkes vorzubereiten, die darin bestand, im Gasthaus Karlchen Schöns mit guten Freunden eine Partie auf dem amerikanischen Billard zu spielen und den Frühschoppen zu trinken.

Denn sich um die Landwirtschaft zu bekümmern, hielt er sich für zu gut. Er hatte das Gymnasium bis zur Prima durchgemacht, hatte sein

Jahr bei der Kavallerie abgedient und hielt sich infolgedessen für einen gebildeten Menschen.

Als er mit seiner Toilette zu Rande war, repräsentierte er sich stattlich in einem weißgrauen sommerlichen Jaquettanzug, zu dessen Farbe sich sein rotbraunes Gesicht und seine großen, rotbraunen, mit weißen Härchen überflaumten und mit dicken Ringen geschmückten Hände recht schön abhoben. Das Jaquett stand natürlich offen, und man konnte eine dicke, lichtbraune Haarkette sehen mit echt goldenen schweren Fassungen und Berloques. Sogar gelbe Strandschuhe trug er und auf seinem dicken Kopfe balancierte ein jägergrünes, weiches Filzhütchen. Mit zitternden Fingern stopfte er sich ein umfangreiches Etui aus Krokodilleder voll Cigarren und den Geldbeutel voll harter Thaler und schob sich gähnend und grunzend die Treppe hinunter.

Ueber den Hof schritt er, nachdem er sein Frühstück eingenommen, ohne auch nur einen Blick zu verlieren und ging dann an den Rüstern und der langen Rotdornhecke hin, weil er zunächst eine kleine Strandpromenade für ersprießlich hielt.

Schnaufend, die Hände in die Jackettaschen gestopft, die dicke Cigarre im Mundwinkel baumeln lassend, bummelte er dicht an der Brandung hin und warf den Sommergästen, die in ihren hellen Kleidern auf und abpromenierten,

im warmen Sande lagen oder in ihren Körben saßen, halbe Blicke zu. Diese Lehrer, kleinen Beamten und Kaufleute mit ihren Familien imponierten ihm natürlich gar nicht. Sie waren klägliche Hungerleider, die sich hier mal für ein paar Wochen aufspielten und „Saison" machten. — In seinem wut- und alkoholdunstigen Schädel hatte er, wie er sich an ihnen vorüberschob, die despektierlichsten Glossen.

Aber die frische Strandluft und die Schaumspritzer, die von der Brandung zu ihm aufsprühten, thaten ihm wohl. In seinem umnebelten Gehirn klärte sich der Entschluß, der Mamsell Geesche, wenn er ihrer etwa unterwegs habhaft werden sollte, was nicht unwahrscheinlich war, gehörig den Standpunkt klar zu machen.

Ja, das wollte er thun! Das war ein Einfall!

Und er traf Geesche wirklich.

Als er oben auf der Düne stand, um nun an dem Kiefernwald vorbei zum Dorf zu gelangen, sah er sie unten am Weg zwischen den Brombeeren.

Sie hatte sich's bequem gemacht. Sie hatte die Strandhaube auf und war im Leibchen und in kurzen Hemdärmeln. Das Hemd stand über dem Leibchen offen, der Hitze wegen.

Geesche war wieder beim Beerensammeln.

Aber ihr Eifer hatte inzwischen bereits nachgelassen. Das Körbchen lag halb ausgeschüttet neben ihr im Grase. Sie selbst aber lag längelang mit gekreuzten nackten Beinen auf der Dünenböschung.

In der Hand hielt sie eine Tafel graurothen Blockzuckers, die sie sich vorhin im Dorf bei dem Krämer und Postverwalter Jensen gekauft hatte. Sie hatte sich ein Stänglein von der Tafel abgebrochen und knabberte, die Lider vor Wohlbehagen halb geschlossen.

Sie biß aber nicht etwa ein Stück nach dem anderen ab und malmte es mit ihren gesunden weißen Zähnen klein: das nicht. Das war nicht das Richtige. — Nein! Sie hielt die Stange an die Zähne und schürfte ganz langsam und allmählich davon, wie ein Eichhörnchen, ein Pülverlein nach dem anderen los. Man hatte dann viel besser den Blockzuckergeschmack. Es schmeckte viel süßer. Und es war dann noch ein ganz bestimmter Geschmack. So nach Ingwer! — Oder wie Pomade oder bunte Seife riecht! — Veilchenseife oder Rosenseife, oder Heliotropseife, dachte Geesche. Sonst aber dachte sie gar nichts; lag nur längelang, von ihrer Strandhaube beschattet auf der Düne, und schürfte an dem Blockzucker.

Als Klaus Hansen Geesche oben von der Düne so unschuldig daliegen und Blockzucker knab-

bern sah, wurde er blaurot vor Wut und stürzte, die Fäuste geballt, von oben den Hang herunter, daß ihm die Jackettzipfel flogen und ihm die Cigarre aus dem Mund fiel.

„Oha, du Beest!! Du Diert, du!! — Also mit dem Stadtkirl, mit dem — Hering da giebst du dich af!!" schrie er sie an, seinen blauroten Kopf mit vorgequollenen Augen vorgereckt und ihr mit der Faust drohend.

Geesche nahm schnell die Blockzuckerstange vom Mund fort und starrte Klaus Hansen an; Mund und Augen weit aufgerissen. Aber weit entfernt, daß es Furcht war! — Sie hatte sich lediglich erschrocken, wie Klaus Hansen so mit einem Mal vor ihr auftauchte und sie anbrüllte. Und dieser Schreck erregte nur um so mehr ihre Wut.

Sie war sprachlos. Ihre Augen sprühten und hafteten starr an seinem Gesicht. Ihr Kopf schob sich nach vorn. Ihre Lippen zogen sich breit, daß ihr ganzes, kräftiges Gebiß vorblitzte. Ihre Brust fing an, sich von kurzen, harten Atemzügen zu erregen. Wie eine Tigerkatze vor dem Ansprung nahm sie sich aus. Ihr Gesicht war rot bis in die Haarwurzeln hinein. Die Adern an ihrem nackten Hals waren geschwollen; und nun stemmte sie sich mit beiden Fäusten in einer jähen Bewegung halb in die Höhe und brach los:

„Ah, du . . . du! . . . Beest?!! Wer is denn dein Beest?!!

Ihre Entrüstung brach nun erst ganz hervor. Klaus Hansen bekam etwas zu hören.

Und nun gar: noch ein Ruck, und sie war ganz in die Höhe und drang mit zornblitzenden Augen und geballten Fäusten auf Klaus Hansen ein.

Klaus Hansen duckte sich schnell hinter seine beiden, vorgehaltenen Arme, wie ein Junge, der Ohrfeigen bekommen soll. Dann aber entschloß er sich, in ein lautes Lachen auszubrechen.

Na, um Himmelswillen! Geesche würde doch einen Spaß verstehen?! — Zum Spaß habe er sie doch nur erschrecken wollen! — Sie — könne sich — doch, stieß er zwischen den Attacken von Geesches wütenden Fäusten hervor — sich vorstellen, — daß es nur — Spaß gewesen sei! — Sie solle doch hören! — Nun aber solle sie ganz gewiß hören! Und glauben, was er ihr sage! — Sonst würde er wirklich im Ernst böse werden! — Er brauche sich das doch nicht gefallen zu lassen! Wo er doch unschuldig wäre! — Was sie denn nur habe?! — Sie werde doch wahrhaftig einen Spaß vertragen können?!

Geesche ließ sich übertümpeln. Sie sah ihn an und ließ von ihm ab. Schimpfte ihn auch nicht mehr. Blickte ihn nur noch eine Weile mißtrau-

isch an. Wollte dann noch was sagen, brachte aber nur noch ein paar brummende undeutliche Worte zum Vorschein.

Und wie er ihr fortgesetzt seine Unschuld zu beteuern fortfuhr, beruhigte sie sich endgültig und wandte sich mit einer Schmolllippe und noch gerunzelten Brauen wieder ihrem Plätzchen zu, auf dem sie sich mit abgewandtem, aber gleichgültigem Gesicht wieder niederließ. — Ein paar Augenblicke zupfte sie noch in dem Hafer umher; dann aber stieß sie einen tiefen Atemzug hervor, ihre Stirn wurde wieder glatt und sie fing an, mit gekrümmtem Buckel hockend, im Sande nach der Blockzuckertafel zu suchen, die ihr vorhin verloren gegangen war. Sie fand sie, brach eine frische Stange los und fing wieder an, Blockzucker zu knabbern und zu thun, als ob Klaus Hansen gar nicht vorhanden wäre.

Hm! — Nein, so ging die Sache nicht, dachte Klaus Hansen. Das mußte er ganz anders anfangen. Er ärgerte sich, wer weiß wie! — Er hatte ja da vorhin doch eine rechte Dummheit gemacht.

Er zwinkerte mit den Augen, hustete und trat, seine großen braunen Hände mit den weißen Härchen in den Jacketttaschen, vorsichtig ein wenig näher an Geesche heran.

Nu, ob Geesche ihm noch bös wäre?

Aber Geesche that noch immer, als ob er gar nicht vorhanden wäre. Sie saß nur so in dieser lässigen Haltung mit einem prächtigen, vorgekrümmten Buckel da, ihren braunen, nackten Arm in den Sand gestützt und ihre nackten Füße halb unter das Hinterteil geschoben, blickte mit verlorenen Augen irgendwohin vor sich in den Sand nieder und knabberte langsam und behaglich an ihrem Blockzucker weiter.

Klaus Hansen zwang sich zu einem vertraulich freundschaftlichen Lachen.

Innerlich aber barst er vor Wut und Eifersucht.

Er wollte etwas davon und von Peter sagen, aber er bezwang sich und entschloß sich, so liebenswürdig wie möglich zu thun.

Er kam noch einen Schritt näher, beugte sich zu Geesche nieder und legte ihr vorsichtig die Hand auf die Schulter.

Geesche zuckte nur mit der Schulter und schüttelte mit einer kräftigen Wendung seine Hand ab. — Aber es war zu merken, daß sie nicht mehr böse war. — Ihr Gesicht blieb gleichgültig, und sie unterbrach sich noch nicht mal im Knabbern.

Er war ihr in diesem Augenblick so völlig gleichgültig wie irgend so ein Wachholderbusch oder so eine Krüppelkiefer da auf der Düne. Sie dachte weder an Klaus Hansen noch über-

haupt an die ganze Sache; sie hatte sie völlig vergessen. Alles war verraucht mit ihrer Zornanwandlung von vorhin. — Sie dachte überhaupt an gar nichts. Sie saß nur so da, völlig allein und für sich, kaute ihren Zucker und ließ sich von der Sonne wärmen. So völlig allein fühlte sie sich, daß ihr mit einem Male irgend eine kleine Menschlichkeit passierte, die sie nicht im geringsten in ihrer wohlig dämmernden Gemütsruhe störte. Sie bog jetzt nur das Gesicht ein klein wenig nach der Seite und zupfte langsam den Kleidsaum höher, damit sie ein Marienkäferchen besser verfolgen konnte, das ihr das Bein hinaufkroch.

Aber da, in dem Augenblick, als Klaus Hansen sich zu ihr niedergebückt, hatte er plötzlich mit dem Arm an etwas Hartes in seiner inneren Brusttasche gestoßen.

Ah, Wetter! — Daran hatte er ja noch gar nicht gedacht! Das hatte er ja ganz und gar vergessen gehabt! — Es stak ihm ja noch der Karton mit der Kette in der Brusttasche, die er ihr in Husum erstanden hatte!

Schnell zog er ihn hervor und rief Geesche an.

Hier! Da könne Geesche mal sehen, mit was für Absichten er zu ihr gekommen wäre und daß das alles vorhin nur Spaß gewesen sei! — Extra sei er hier nach der Düne herausgekommen, weil

er gewußt hätte, daß sie hier Brombeeren sammle; und extra sei er gekommen, um ihr das hier zu bringen. Und das sei, bei Gott! seine wahre Absicht gewesen!

Geesche geruhte, langsam und ganz phlegmatisch das Gesicht halb gegen ihn herumzuwenden und nach dem Dinge zu sehen, das er ihr da hinhielt. Aus den nach vorn gespitzten Backen und den saugenden Lippen stak ihr ein Stück von dem Zucker hervor.

Als sie aber gewahrte, daß es ein zierliches Schächtelchen war mit einer aufgemalten schönen roten Fuchsiendolde zwischen zwei grünen, gekerbten Blättern und mit einem verschnörkelten, blitzenden Goldrand ringsherum, wurde sie lebendig.

Ah! Er hätte ihr etwas mitgebracht?!

Jawohl! Na?! — Extra hätte er an sie gedacht und hätte es in Husum gekauft. — Trotzdem sie neulich so garstig zu ihm gewesen sei! — Da könne sie sehen. — Nu?

„Ach, zeig'!"

Hurtig hatte sie ihm das Schächtelchen aus der Hand genommen. Der feuchte Blockzucker war wieder in den Sand gefallen.

Mit eiligen Fingern riß sie das Schächtelchen auf. Sie zupfte eine lindrosafarbene feine Watte auseinander und zog eine blaßrote Kette

hervor, die sie mit freudestrahlendem Gesicht, vor Wonne einen Schrei ausstoßend, mit ausgestrecktem Arm vor sich hin hielt.

Ah, es war eine Kette! Eine Halskette!

Jawohl! Eine Korallenkette wäre es. Eine Kette aus echten Korallen. Echten! — Verstünde sie? — So was habe man selten. Das wäre etwas ganz Besonderes und Kostbares. Und das Schloß da oben, das sei aus Gold; aus echtem Gold, müsse sie wissen. Nu?

Das hatte Klaus Hansen gelogen. Es war keine echte Korallenkette und sie hatte auch kein echtes Goldschloß. Sie hatte ihm überhaupt knapp vier Mark gekostet.

Geesche war Feuer und Flamme. Husch! war sie in die Höhe und hatte die Kette um den Hals geschlungen. Und nun stand sie, lachend und vor Freude halbe Schreie ausstoßend, preßte das Kinn gegen den Hals, so weit sie nur vermochte und zog die Kette nach vorn auf ihre nackte Brust, so lang sie sich nur ziehen lassen wollte, um zu bewundern, wie schön sich die blaßroten Kügelchen auf der blanken braunen Haut ausnähmen.

Sie lachte wie toll, schwenkte die Kette, wirbelte sich im Kreis umher und tanzte; und eh' er sich's versah, hatte sie Klaus Hansen ihre langen, runden Arme um die Schultern geschlungen.

Klaus Hansen zwinkerte mit den Augen, räu-

sperte sich und ächzte vor Wohlbehagen und Triumph über seinen schnellen und unerwarteten Erfolg.

Als sich Geesche nun aber endlich wieder im Sande niedergelassen und dasaß, wechselseitig in stiller Seligkeit die Kette zwischen den Fingern drehend und die Fuchsiendolde betrachtend inmitten der blitzenden, verschnörkelten Goldlinie, fand es Klaus Hansen an der Zeit, ihr etwas näher zu rücken und auf das Thema zu kommen, das ihm am Herzen lag.

Nu, sähe sie jetzt nun endlich ein, wie gut er's mit ihr meine?

Er hatte sich näher zu ihr hingebeugt und ihr ins Gesicht gesehen.

Klaus Hansen gefiel ihr in diesem Augenblick wirklich ganz gut. Er roch so angenehm nach der Brillantine, mit der er seinen Schnurrbart angefeuchtet hatte — und zwar gründlich! — und dann duftete er so herzhaft nach Schweiß und Tabak!

Sie duldete es sogar, daß er ihr den Arm um die Taille legte.

Sie konnte mit der Kette und dem hübschen Bildchen gar nicht fertig werden. Die Blockzuckertafel hatte sie völlig vergessen.

Klaus Hansen war nun mit einem Mal in der allerbesten Stimmung. Selbst seinen schweren

Kopf fühlte er nicht mehr. Nur ihre warme, dralle Taille. Er hatte die Hand allmählich sogar nach Geesches Brust hinaufschieben und sie da leise krabbeln dürfen. Geesche spürte es kaum vor Wonne über die Kette.

Sie dachte daran, ihr Sonntagskleid anzuziehen und mit der Kette heute Abend am Strand zwischen den Sommergästen spazieren zu gehen.

Aber nun hielt es Klaus Hansen endlich doch für angebracht, auf Peter Boie zu kommen.

Geesche gehe ja jetzt immer so viel mit dem Sommergast spazieren? Wie er denn eigentlich heiße?

Peter Boie!

Und was er denn eigentlich wäre?

Geesche wußte nicht. Er sammle Blumen und Pflanzen und lese jeden Morgen englische Bücher, weil er nach Amerika gehen wolle.

Aha! Soso! — Nach Amerika wolle er gehen! — Soso! — Na, da werde er wohl nichts taugen. Das werde er wohl müssen. — Sicher hätte er irgend etwas ausgefressen.

Weil er nach Amerika wolle? Warum denn?

O, nu! Er meine nur! — Das wäre ja doch bekannt. Für gewöhnlich gingen ja doch da allerlei Faulenzer und Tagediebe hin, die hier nicht gut thäten, oder hätten sich irgend was zu schulden

kommen lassen, deswegen sie sich dünn spielen müßten. Wegen Geld brauche er doch nicht hin. Vermögen hätte er ja doch wohl? Wie?

O, reich wäre er! Sehr viel Geld!

Hm!

Klaus Hansen hatte das alles mit einer bedenklichen und sehr wichtigen Miene vorgebracht, wie ein Mann, der mit solchen Dingen Bescheid weiß.

Geesche warf ihm einen respektvollen Blick zu. Er hatte ja studiert und hatte in Berlin bei der Gardekavallerie gestanden.

Nun aber schwieg Klaus Hansen einen Augenblick. Sein Gesicht wurde noch bedenklicher und ernster, und schließlich förmlich geheimnisvoll.

Hm! — Das seien übrigens Menschen, vor denen müsse man sich in acht nehmen; solche wie Peter Boie. Er meine... Hm! — Na, man säh's ihm ja schon an. — Hähähä. Er — hm! — hähähä! — Er meine nur, Geesche solle sich lieber nicht so viel mit ihm einlassen. — Wo er denn her wäre?

Aus Berlin! meinte Geesche nach einem kurzen Nachdenken. Sie war immer der Ansicht gewesen, daß Peter Boie aus Berlin wäre.

Klaus Hansen schwieg wieder eine Weile. Er hatte jetzt den Arm von Geesches Taille ge-

nommen und war von ihr abgerückt, weil sich Spaziergänger näherten.

Als sie vorbei waren, fing er von neuem an.

Hm! Ja! — Er wolle Geesche nur warnen! — Er verstehe sich ja auf so was. — Er sei ja selber lange in Berlin gewesen. — Er wisse ja nicht genau: aber, es habe den Anschein, es käme ihm so vor, als wenn — hähähä! — als wenn der Peter Boie da irgend so was an sich hätte. Man könne das ja so an gewissen Zeichen erkennen. Er verstehe sich darauf. Geesche könne ihm glauben. Eine — hm! — so eine Art von Krankheit.

Ach! Eine Krankheit?! Was denn für eine Krankheit?!

Nu behüte! Wie gesagt: er wisse das ja nicht genau. Es wäre ja möglich, daß er sich täuschen könne. Aber — ja! Eine Krankheit! So eine gewisse Krankheit! Sie wäre nicht gerade schön! — Hähä! — Es gäbe so gewisse Menschen: ein Mädchen müsse sich vor ihnen in acht nehmen.

Ach! Da könnte man sich wohl anstecken? Ob es die Schwindsucht wäre? Peter sähe so mager aus.

Hm! — Jajaja! — So was wie die Schwindsucht wäre es! — Allerdings! Das meine er ungefähr! machte Klaus Hansen eifrig. Na, im

übrigen wolle er ja beileibe nichts gesagt haben. Er sage ihr das ja nur, weil er's mit ihr gut meine.

Geesche starrte ihn an mit offenen Augen und Mund. Klaus Hansen hatte seinen Zweck so ziemlich erreicht. Peter Boie war Geesche in diesem Augenblick widerwärtig wie eine Spinne.

I na, und auf alle Fälle! fuhr Klaus Hansen fort. So viel stände fest, daß Peter Boie kein richtiger Mann sei. Gar kein Kerl für ein junges, hübsches Mädchen! — Man brauche ihn ja bloß anzusehen. Da wäre ja doch kein Saft und Kraft drin. So ausgelebt wie er aussähe!

O! protestierte aber Geesche eifrig. Das wäre nicht wahr! Kraft habe Peter! Er hätte vor ein paar Tagen hier auf der Düne einen großen Kiesel bis weit in die Brandung geworfen. Und das im Sitzen! — Nachher wäre er aufgestanden, und habe nochmal geworfen; und noch viel weiter.

So! — Hm! — Na! Aber so ein kleiner Kiesel! Kunststück!

Die Spaziergänger fingen an sich zu mehren. Der Schatten der Düne schien sie anzuziehen. Klaus Hansen fand es für geraten, sich zu seiner Billardpartie und seinem Frühschoppen zu begeben. Aber er ging nicht, ohne daß es ihm gelungen wäre,

mit hundert geschickten Schmeicheleien und Versprechungen Geesche das Versprechen abzulocken, heut' Abend nach Mondaufgang zu einem Stelldichein zu kommen ...

* *
*

Der Mond stand über dem Meer, als Klaus Hansen zu der mit Geesche verabredeten Zusammenkunft aufbrach.

Klaus Hansen schritt zu. Er war in den angenehmsten Hoffnungen und Erwartungen. Denn es war ihm nichts sicherer, als daß er heute einen endgültigen Sieg über Geesche erringen werde.

Das Land, das sich an beiden Seiten des Weges dehnte, gehörte zu seinem umfangreichen Grundbesitz. Auf langen, gemähten Kornbreiten standen die hohen gelben Getreidepuppen und auf einem der Felder waren zwei mächtige Korndiemen aufgeschichtet. Erst heute waren sie fertig geworden. Oben fehlten nur noch die Versicherungstäfelchen. Aber in den nächsten Tagen würden sie hinaufkommen ...

... Es war eine Stunde später, als Klaus Hansen wutknirschend denselben Weg wieder zurückrannte. Seine Backe war schmutzig von verwischtem Blut, das eine Auge war ihm blau an-

gelaufen und dick geschwollen von einem herzhaften Fausthieb Geesches.

Dieser Fausthieb war alles, was er in dieser Nachtstunde von Geesche hatte erreichen können.

Und er hatte alle seine besten Künste aufgeboten, hatte die äußersten Anstrengungen gemacht, die unsinnigsten Versprechungen, hatte vor ihr gebettelt. Aber sie hatte ihn gar nicht verstanden.

Noch nie hatte Geesche sich in aller Naivetät so vergnügt. Halbtot hatte sie sich lachen wollen über diesen vergnüglichen Klaus Hansen.

Schließlich indessen, als Klaus Hansen ernstlich zudringlich geworden und als er gar hatte die äußerste Gewalt brauchen wollen, hatte sie ihn einfach geschlagen. Und da hatte Klaus Hansen sie, von seiner Wut überwältigt, windelweich geprügelt.

Noch in derselben Nacht brannten Klaus Hansens beide schöne, noch unversichterte Diemen Diemen ab ...

XIII.

Klaus Hansen hatte die Sache mit den Diemen anhängig gemacht, und Geesche war, als dringend verdächtig, den Brand angestiftet zu haben, in Haft genommen worden. Indessen, sie

hatte sich so klug benommen, daß ihr nichts anzuhaben war und sie freigesprochen werden mußte.

Dennoch war man im Dorfe von ihrer Schuld überzeugt, und Frau Minde und sie wurden seit dem Vorfall noch mehr gemieden, als es ohnehin bisher der Fall gewesen.

Die einzige Mitwisserin um Geesches Verbrechen war Frau Minde. Sie hatte Geesche in ein scharfes Verhör genommen, und Geesche hatte ihr alles, mit dem, was sie zu der Brandstiftung veranlaßt, gebeichtet.

Mochte der Himmel wissen, was sich nun daraufhin zwischen Frau Minde und Geesche ereignet, jedenfalls zeigte Geesche seit der ganzen Angelegenheit ein verändertes Wesen. Sie betrug sich still und ehrbar, hielt sich mehr zu Hause und war Frau Minde in der Wirtschaft behilflich.

Peter Boie hatte natürlich an der ganzen Sache den lebhaftesten Anteil genommen.

Ob Geesche die Diemen wirklich angezündet, wußte er ja nicht. Es erschien ihm nicht unwahrscheinlich. Wenn sie's nun aber wirklich gethan — sie sollte ja wohl, hieß es, kurz vorher mit Klaus Hansen einen Zwist gehabt haben — und es wurde Peter nicht schwer, sich Veranlassung und Art dieses Zwistes vorzustellen — so verlor Geesche dadurch nicht gerade so besonders an seiner Sympathie.

Erlitt sie ein Unrecht, wer wäre hier gewesen, der sich ihrer angenommen und ihr zum Recht verholfen? Wohl aber war sie diesen Bauerlümmels lange gut, daß sie ihr nachstellten. Sie war ein „Posten". — Und sie war arm und außer Achtung. Was machte es, wenn man sein Möglichstes an ihr versuchte? — Sie aber war der Kerl dazu, sich nichts gefallen zu lassen und unter solchen Umständen sich selbst Recht zu verschaffen.

Hatte sie's gethan, so hatte sie vielleicht recht gethan.

Gott, er stand sich nicht viel anders, als sie der kompakten Majorität des Philisteriums gegenüber das er hinter sich gelassen und das ihn aus dem behaglichen Gefriede seiner Segnungen ebenso ausgeschieden, wie Geesche und ihre Mutter jetzt von dieser ehrenwerten Dorfschaft in Acht gethan wurden.

Die ganze Geschichte brachte ihm Geesche nur näher.

Was verschlug es, wenn man sie beide ausschied? Er für sein Teil konnte ihnen eigentlich nur Dank wissen. Ihn hatte es erst stark, fröhlich und innerlich fest gemacht.

„Wie das Rhinozeros schweift einsam, so wandre allein!"

Er stellte solche Erwägungen ohne jeden be-

sonderen Affekt an. Er konnte nicht anders. Jene auch nicht. Mochte sie der Teufel holen! —

Unter allen Umständen lag etwas Herzhaftes in dem ganzen Vorfall. Humor war darin. Geesche war ein Kerl!..

* *
*

Eines Nachmittags, gegen Abend, wenige Tage nach der Freisprechung Geesches, als Peter mit seiner Botanisiertrommel von einem botanischen Streifzug auf dem Heimweg war, gewahrte er die Verbrecherin, wie sie der Länge nach neben einem Erlenbusch lag. Ihr Gesicht vermochte er der aufgestützten Arme wegen nicht wahrzunehmen. Sie schien in gewohntem, süßen Nichtsthun vor sich hinzuträumen und in den Bach zu starren.

Peter lachte. Mit Gewissensbissen schien sie gerade nicht besonders geplagt zu sein.

Wie er nun aber näher gegen sie herankam, schien es ihm, als ob ihr die Schultern zuckten. Auch fiel es ihm auf, daß sie still lag, während ihre liebe Unruhe sonst bei solchen Gelegenheiten immer wenigstens eines ihrer Gliedmaßen in Bewegung hielt, und wenn sie auch nur zum Zeitvertreib den Zeh gebogen hätte.

Betroffen blieb Peter stehen.

Er klapperte absichtlich mit seiner Trommel,

damit sie sich nicht erschrecke, wenn er sie anrede; denn auf dem weichen Wiesenpfad konnte sie seine Schritte nicht hören.

Sie ließ mit einer jähen Bewegung die Arme sinken und wandte sich gegen ihn um.

Wirklich! Ihre Augen waren ganz verglast, und ihre Backen verschmutzt von Thränen.

„Geesche! Was ist dir?!“ fragte er betroffen.

Aber Geesche antwortete nicht. Sie sah ihn noch nicht mal ordentlich an. Sie blickte nur, den Mund höhnisch verzogen, von oben nach unten an ihm herab. Dann wandte sie das Gesicht wieder von ihm weg und starrte stumm und verschlossen in den Bach.

„Geesche!“ Er war näher zu ihr hingetreten.

Ach, er solle sich packen! Er solle ihr dies und das! —

Ganz wütend hatte sie's herausgeschrieen.

Peter sah, daß nichts mit ihr anzufangen war und ging.

Sie — weinte?...

XIV.

Aber noch eine weit größere Ueberraschung sollte Peter von Geesche werden.

Es war am Tage nach dieser Begegnung.

Am Morgen hatte Peter Frau Minde aus irgend einem Grunde mitgeteilt, er werde Nachmittag den Strand hinaufwandern bis zum nördlichen Ende der Bucht, gegen das ein prächtiger Wald vorsprang. Dort hoffte er Pflanzen zu finden, die ihn interessierten.

Geesche, die bei Frau Minde in der Küche gewesen, hatte das gehört.

Und als nun Peter am Nachmittag dicht an der Brandung hin den flachen Strand hinaufwanderte, traf er weit über das Dorf und die Badehäuser hinaus Geesche, die auf der Bordkante eines auf den Strand gezogenen Fischerbootes hockte. Sie sah aus wie ein kleines Mädchen, das ungezogen gewesen ist, und nun wieder artig sein will.

„Ach, sieh! Geesche?!" rief Peter erstaunt. „Nun, was machst du denn hier?! Willst du mit mir in den Buchtwald?"

Geesche nickte nur, ohne ihn recht anzublicken. Sie glitt von der Bootkante herab und machte, ihn mit einem halben Warten zum Weitergehen auffordernd, eine Bewegung zum Gehen.

„Sag! Hast du mich vielleicht erwartet?" frug neugierig Peter, der zu ihr getreten war und nun mit ihr vorwärts schritt.

Wieder nickte sie, wie vorhin.

Wie war sie denn da plötzlich auf den Einfall

gekommen? dachte er verwundert. Tagelang hatte sie ihn gemieden und noch gestern Abend war sie mit ihm bös gewesen.

Aber sie schien ja wohl ganz und gar etwas auf dem Herzen zu haben?

Endlich brachte sie's heraus. Mit vieler Mühe und vielem Stottern, rot bis in die Haare hinein; ein wenig stockig.

„Ich bin gestern bös mit dir gewesen!"

„Hm! — O laß doch, Geesche!" machte Peter Boie.

Er hatte ein bißchen mit den Augen gezwinkert. Sah geradeaus, schwang den Ziegenhainer im Kreis herum und pfiff vor sich hin.

„Aber warum hast du denn gestern Abend geweint?" fragte er endlich.

Indessen er bekam keine Antwort.

Sie schritten weiter, schweigend so nebeneinander vorwärts.

Der Strand war öde und still. Am Himmel schoben sich träg große weiße und graue Wolken an der Sonne vorüber und ließen wechselnde Schauer von Licht und Schatten durch die Landschaft fließen. Nur das Dröhnen der Brandung lebte und ein Möwenschrei.

„Ich halt's nicht mehr aus!" murrte Geesche plötzlich. Peter nahm wahr, wie ihr Mund zuckte.

„Was ist denn?" fragte er. „Du siehst ja

ganz und gar aus, als hätten dir die Hühner die Butter vom Brot gepickt? Das ist ja noch gar nicht da gewesen?" Peter lachte, um sie aufzumuntern.

Aber es war nichts los mit Geesche.

„Ich halt's nicht mehr aus!" murrte sie noch einmal. „Mutter brummt fortwährend vor sich hin! — Immer kommt sie mir nach, sagt nichts und brummt nur vor sich hin!"

„O, warum denn?"

„Sie läßt mich nicht zufrieden. — Auch in der Nacht, wenn wir im Bette liegen, knurrt sie immer und stöhnt und sagt nichts. Ich kann gar nicht einschlafen. — Hauen möcht' ich sie!" rief sie mit einem Mal ganz wütend.

Sie schwiegen.

Dann fing Geesche wieder an:

„Fortwährend so! — So! — Bewegt sie fortwährend den Mund! — Wispert immer so mit den Lippen! — So!"

Mit einer Stimme, die vor Wut stickte, ahmte sie nach, wie die Mutter machte, wisperte, wackelte mit den Lippen und schrumpfte und kräuselte sie in einer sonderbaren Weise.

„Fortwährend! — Den ganzen Tag! — Ein' Tag wie den anderen! — Und die ganze Nacht! — Sie schläft gar nich' mehr! — Und ich kann auch

nich' einschlafen. — Sie stöhnt fortwährend so schrecklich! — Und brummt was vor sich hin."

Sie fing an zu weinen.

Oha! dachte Peter. Aber er sagte nichts. Er wartete, was Geesche weiter sagen würde. Aber sie schluchzte nur, schluchzte, daß ihr die Schultern zuckten. Und als der Anfall vorüber war, blieb sie stumm.

Endlich langten sie bei der Buchtspitze an.

Sie standen auf einer mächtigen breiten Strandfläche. Weit und breit war der helle Sand mit Geröll bedeckt, mit braunen drübergezogenen Streifen und Haufen von Tang, Algen und Seegras dazwischen.

Wie die ziehenden Wolken oben die Sonne verhüllten und freigaben, lachte die tiefe Einsamkeit in plötzlich und licht erwachten Farben oder verfahlte sich in graue Dämmerung. — Jetzt schimmerte der Sand, daß es einem in die Augen stach; die Tanghaufen färbten sich mit einem leuchtenden, bronzenen Rotbraun, goldig smaragden belebten sich Algen und Seegras; und jetzt wurde alles wieder öde und fahl. Und dann wurden die spritzenden Schäume der Brandung so unheimlich lebendig und in drohendem Schwarzblau dunkelte mit unzähligen gespenstigen Schäumen die Flutenmasse.

Ein Wind strich kühl über die Fläche und er-

regte die thranigen Fischdünste vom Wasser her, strich die hohe Düne hinauf und machte ihre graugrünen Gräser wallen und zischen; erregte winselnde Laute in den dunkelgrünen Wachholderbüschen und dem dunklen, geduckten Kiefergestrüpp.

Hoch und feierlich aber ragte hinter der Düne die Wand der dunklen Waldung.

Es war ein himmelhoher, alter Baumstand.

Eichen, Eschen und Buchen strebten empor mit mächtigen Stammsäulen und uralte Kiefern dazwischen. Sturmzerzaust, trotzig und wetterfest, rauh ragten die alten Riesen mit wunderlichen, bizarren Formen ihres dicken, krummgedrehten und seltsam gewundenen Geästes; ein ernstfinsteres Bollwerk gegen die Wetterstürme des Nordmeeres. Mit spärlichem, von Flechten durchwuchertem Laubwerk, aus dem überall mit abenteuerlichen Konturen das Skelett des Geästes sich hindurch zeichnete. Ein dumpfes, grollendes Brausen der mächtigen, dunklen Massen schob seinen Tiefton in das dröhnende Schellen und schluchzende Donnern und Aechzen der Brandung. Von einer herrlich-erhabenen Melancholie war es, süß, wie ein plötzlich erwachter Waldhornton, wenn das enthüllte Licht seine leuchtenden, bronzenen Reflexe über die gewaltigen Wipfel breitete und

die tiefe Einsamkeit, die feierliche Lust ihrer ernsten Farben entfachte.

Kein Leben war ringsum. Das einzig vertraut Lebendige waren die Segel der wenigen Boote weit draußen auf der dunklen Meerfläche und die langgezogene Rauchlinie eines fernen Dampfers.

Als Peter und Geesche nun aber die Düne hinauf der Waldung zustiegen, da fanden sie zwischen den alten Stämmen und der Düne in geschützter Wärme eine stille, üppig wilde Herrlichkeit.

Eine fette Wiesenstrecke von mäßiger Ausdehnung breitete sich unregelmäßig, von Gebüsch und jungem Baumwuchs bestanden. Hohes, unberührtes Gras, bunt von zahllosen Blumen. Dunkel-blaugrüne Wachholderbüsche in allen Größen starrten aus dem lichten Smaragdgrün des Grases und die alten Stämme stiegen aus einer Wildnis von Brombeergerank und frischlaubigem Untergehölz empor.

Peter warf sich ins Gras nieder. Etwas ab von ihm setzte auch Geesche sich nieder.

Den Kopf gegen den mächtigen Stamm einer vom Sturm niedergebrochenen alten Kiefer gelehnt, blickte er vor sich hinüber, wo drüben zwischen einer Einsattlung der Düne die stahlblaue Meerfläche stand; der einzige Blick, der aus der üppig wilden Enge ins Freie und Weite führte.

„Fern vom klirrenden Haufen entzückungsvolle und selige Stunden zubringend,
Gewahr des frischen, freien Gebers, des strömenden Missouri, gewahr des mächtigen Niagara,
Gewahr der Büffelherden, die auf den Ebenen grasen, gewahr des zottigen, starkbrüstigen Stieres,
Vertraut mit Boden, Felsen, Maiblumen — Sterne, Regen, Schnee mein Erstaunen,
Vertraut mit den Weisen der Spottdrossel, mit dem Fluge des Bergfalken.
Und des Abends, des unvergleichlichen, lauschend der Hermit-Drossel aus den Sumpfcedern."

Wieder einmal citierte er Walt Whitman.

O, lieber als Cowboy am Fangriemen sich schleifen lassen, ein wildes bocking horse zähmend, als im Centrum Berlins mit Kant und Fichte an der äußersten Grenze erkenntnistheoretischer Weisheit und letzten Wissens hockend und allwissend, wie Sokrates, den Bankerott seines Wissens wiederkäuen! . . .

Er sah sich nach Geesche um.

Peter fand, sie nähme sich aus, wie eine von den dunkeläugigen Ozeantöchtern auf dem Bilde von Delobbe. Und, weiß Gott! konnte man sie so nennen! Denn wer hatte sie hier erzogen und ge-

deihen lassen als das Meer und die freie Landschaft?

Aber da merkte er, wie sie unruhig wurde.

Ihre Lippen zuckten ein paarmal, als wollte sie etwas sagen.

Endlich blickte sie ihm in die Augen und sagte:

„Du — sagst es nicht wieder?"

„Nein! — Was denn? — Gewiß nicht!" versicherte Peter ganz verwundert.

Sie besann sich noch einen Augenblick, dann kam es heraus:

„Ich — habe die Diemen doch angesteckt."

„Ach!! — Von Klaus Hansen?! — Die — Diemen?!"

„Ja."

„Ach!" —

„Ja! — Nämlich . . ."

Sie stockte.

„Hahaha! — Und sie haben dich freigesprochen!"

„Ich sollte es wohl sagen?!"

Hei! Sie wurde böse. Ihre Stirn färbte sich rot. Ihre Augen funkelten.

Peter Boie sagte nichts. Er blickte sie nur an durch den Rauch seiner Pfeife. Ihr Zorn amüsierte ihn.

Aber sie sagte es ihm. Niemand wußte es. Ihm vertraute sie es an.

„Hm! — Warum hast du denn die Diemen angesteckt?"

„O, Klaus Hansen hat mich geprügelt. — Ganz blau und blutig hat er mich geschlagen."

„Geschlagen?! — Klaus Hansen?!"

„Er hat mir was thun wollen! — Und da hab' ich ihm mit der Faust ins Auge gehau'n. Deswegen hat er mich geprügelt."

Sie schwiegen.

Plötzlich aber fragte Geesche ganz naiv, in veränderter Stimmung und von dem Thema abspringend:

„Klaus Hansen sagte: du hättest eine Krankheit. Ich sollte mich vor dir in acht nehmen."

„Eine Krankheit? — O sieh mal!" —

Dieser Klaus Hansen war ja ein Sauberer!

Aber wie prächtig sie war!

„Nein, nein!" Peter lachte. „Gewiß und wahrhaftig hab' ich keine Krankheit." Er sei gesund wie ein Fisch. Geesche dürfe ganz ruhig sein. Sie sähe doch, wenn er sie geprügelt hätte, was Klaus Hansen für einer wäre.

Wieder aber, wie gestern Abend, musterte Geesche seine Gestalt.

„Klaus Hansen sagte auch, du wärst nicht wie andere Männer."

„Soso!" lachte Peter. „Und wie ist denn ein Mann?"

Geesche schwieg. Sie wußte nicht gleich, was sie sagen sollte. Aber sie hatte so eine dunkle Vorstellung von einem richtigen Manne. Der mußte eine breite Brust haben und breite Schultern und dicke Lenden und Arme. So wie Klaus Hansen war. Peter aber war langbeinig und schmächtig und hatte zarte Hände und einen kleinen, mageren Kopf.

Aber dann mußte sie daran denken, wie Peter damals die Kiesel geworfen hatte. Und nun war sie verwirrt und wußte nicht, was sie sagen sollte.

Ganz scheu blickte sie ihn an.

Und dann sah er immer mit so großen, hellen und ernsten Augen vor sich hin. Und was er sprach, war gar nicht zum Lachen. Klaus Hansen hatte ihr immer so viele vergnügliche Dinge zu sagen gewußt, daß sie manchmal aus dem Lachen gar nicht herauskam. Nie hatte aber Peter Boie so etwas zu ihr gesagt.

Und doch hatte sie Respekt vor ihm. Klaus Hansen log und Peter Boie sagte immer die Wahrheit.

Sie schwiegen eine lange Zeit.

„Die Mutter sagt", fing Geesche plötzlich an, „das wäre ein böser Geist gewesen, daß ich die Diemen angesteckt hätte."

Sie sprach leise und als ob sie Angst hätte.

Es schien Peter, als hätte sie die Worte der Mutter ganz wörtlich genommen. Er lächelte.

Es konnte wohl auch vielleicht möglich sein, daß es Frau Minde wörtlich gemeint. Immerhin, fand Peter, war eine solche Methode in Geesches Fall nicht gerade unverständig. Drastisch, aber wirksam! —

„Glaubst du auch, daß es ein Geist gewesen ist?" fragte sie.

„O! — Man kann am Ende wohl sagen, daß es einer gewesen ist!" sagte Peter bedächtig. „Denn es giebt so Geister. — Ich hatte einen Freund, der konnte sie sehen."

„Leibhaftig?"

Geesche nahm sich aus wie ein kleines Mädchen, das sich gruselt.

„Hm! — Wohl auch! — Manchmal konnte er sie auch mit den Augen sehen. — Aber er konnte sie immer sehen. — Aber noch anders als mit den Augen. — Man kann das nicht so sagen. — Na, hab' nur keine Angst. Er wird schon nicht wieder kommen."

Es war denn doch nicht rätlich, daß Geesche immer gleich Diemen abbrannte! —

Er beobachtete Geesche.

Aber, sonderbar! Sie schien gar nicht mehr

ängstlich. Sie sah nur sehr nachdenklich aus. Sie war schon wieder bei etwas anderem.

„Mutter ist krank gewesen", sagte sie mit einem Mal leise und sah vor sich hin.

„Sieh!" dachte Peter. Aber er schwieg, zog die Brauen hinauf und stopfte sich umständlich eine frische Pfeife.

Geesche fing wieder an zu weinen . . .

XV.

Ein paar Tage nach diesem Zusammensein mit Geesche im Wald an der Buchtspitze hatte sich gegen Mittag ein schweres Gewitter entladen.

Es verregnete Peter den Nachmittag. Er mußte zu Hause bleiben.

Mit seiner Pfeife hockte er auf dem Tisch am Fenster und vertrieb sich die Zeit damit, daß er durch das geöffnete Fenster in den Regen hinausblickte.

Peter war recht wohl, seitdem ihm Geesche da draußen ihr Geheimnis anvertraut hatte.

Jemand bedurfte seiner.

Es kann nichts Schöneres und Wohlthuenderes geben, als das Vertrauen eines Kindes zu haben. Und Geesche war, trotz ihrer achtzehn Jahre, wie ein großes Kind.

Sie bedurfte seiner, schenkte ihm Vertrauen, holte sich bei ihm Rat.

Das war ihm eine ganz neue Empfindung. Noch nie hatte er das erlebt! —

Durch das offene Fensterchen drang wonnig der schöne Ozon der abgekühlten Lüfte in das kleine Zimmer und erfüllte es mit seinem köstlichen Odem. Die frische Regenfeuchte sprühte ihm ins Gesicht.

Aus einer überragenden Wasserrinne rauschte ein dicker, gelber Sturz hernieder. Die Gasse unten stand voller Tümpel und Lachen, auf denen die zahllosen Blasen des Landregens aufhüpften und wieder zerplatzten. Grau dehnte sich der Himmel weit und breit über die Landschaft und verhing sie mit niederpeitschenden Güssen, durch die die weiten Wiesenflächen mit ihrem erfrischten Smaragdgrün schimmerten wie mit einem eigenen Licht, das sich munter und erquicklich in all das Grau hineinwob.

Peter dachte daran, seine Mappen hervorzuholen.

Aber die alte, dumme Botanik!

Indessen, fiel ihm ein, er konnte wohl mal wieder ein wenig in seinen alten Tagebüchern blättern.

Der Einfall sagte ihm zu. Flugs sprang er auf und kramte sie aus dem Reisekorb hervor.

Seit seiner Schülerzeit hatte er über all seine Erlebnisse Tagebuch geführt.

Der Vater hatte ihn dazu angehalten.

Es lag auch in einem angeerbten Ordnungssinn.

Und er hob sich das alles mit manchen anderen Reliquien der Vergangenheit auf.

Eine solche Pietät lag in der Familie. Sie hatten zu Hause ein förmliches Archiv von dergleichen Dingen gehabt: von den ersten Schuhchen, die er und die Geschwister abgelaufen, den ersten Schiefertafeln, Diarien und Schreibebüchern, bis zu der ersten bunten Studentenmütze, dem ersten Fuchsen- und Burschenband und der ersten Kollegmappe. In einem kleinen geschnitzten Holzkästchen war sogar ein Knochensplitter aufgehoben, den der älteste Bruder, er hatte leider bei der Gelegenheit das Leben eingebüßt, auf einer Säbelmensur verloren.

Hurtig und mit einem halbwegs begierigen Lächeln setzte sich Peter mit den Heften an den Tisch und fing an zu blättern.

Es waren einfache Hefte aus gelbem Conceptpapier in blaue Pappschalen geheftet, sauber und accurat geschrieben, in denen er die Erlebnisse und Eindrücke jener Berliner Semester niedergelegt.

Es gab da Seiten, auf denen es Peter Vergnügen gemacht, eine Reihe kurzer Charakter-

schilderungen seiner damaligen zahlreichen Freunde und Freundinnen zu versuchen. Und aus irgend einem Trieb heraus waren es die letzteren, die ihn in diesem Augenblicke interessierten.

Aber er verweilte zunächst bei der ersten Aufzeichnung, die er kurz nach seiner Ankunft in Berlin zu Papier gebracht.

„Ich bin aus Heidelberg hier angekommen und habe mir im Berliner ‚Lateinischen Viertel', in der Louisenstadt, vier Stock hoch am Louisenplatz bei der Witwe eines Postsekretärs ein Zimmer gemietet. Alle meine Freunde wohnen hier. Nur der schöne Erich haust im Westen. Er studiert Kunstgeschichte und fährt jeden Tag im Halbcylinder und gelben Glacés zur Universität. Ich habe nun zwei prächtige Sommersemester gründlich um die Ohren geschlagen; habe eine Säbel- und drei Schlägermensuren ausgefochten. Resultat: eine herzhafte Hochterz. —

Und hier? Lust zum ‚Arbeiten' hab' ich noch gar keine. Die Juristerei kann mir gefälligst noch lange vom Halse bleiben. Es giebt hier zunächst so viel anderes zu studieren, von dem ich mir zudem zehnmal so viel Gewinn verspreche. — Zum Justizminister oder Reichsgerichtspräsidenten fühl' ich mich nun mal doch nicht berufen. Non scholae, sed vitae discimus! —

Berlin hat mich nicht zum besten in Empfang

genommen. Grau, und ein ganz verwünschter und abscheulicher Rieselregen.

Ich mache ‚Studienwanderungen‘ durch die Reviere des Nordens. Die Sympathieen mit dem ‚vierten Stand‘ sind unter uns an der Tagesordnung. Auf unseren Buden haben wir über den Notstand des arbeitenden Volkes die gründlichsten Disputationen. Aber es giebt da unter uns bereits eine Anzahl von ‚Herrenmenschen‘, die von Stirner und Nietzsche aus Widerpart halten und ziemlich höhnisch und hochnäsig dazwischenfahren. — Sehr häufig kommen wir in der Wohnung eines ganz merkwürdigen Menschen und Philosophen zusammen, der im Rosenthaler Viertel in einem alten Haus aus dem 18. Jahrhundert in der Gipsstraße wohnt und Dr. Emanuel Liesegang heißt.

Ich werde nun hier die ganze moderne Kultur mit allen ‚Fragen‘, ‚Problemen‘ und sonstigen Chicanen zu verdauen bekommen. Aber ich bin dabei; und zwar herzhaft! — Noch nie habe ich mich so im ‚Zug‘ gefühlt! — Wer weiß, wo ich mit alledem hingelangen werde. So viel steht aber fest: ich halte mich unparteiisch. Es ist mir noch nie gelungen, mit irgend so einem ‚Programm‘ durch dick und dünn zu gehen.

Aber was mir alles entgegenkommt! — Politik, die neue Kunst, die Litteratur, die ‚ethische Bewegung‘, Philosophie, Nationalökonomie, die

Naturwissenschaften; Büchner, Häckel, Wagner, Darwin, Nietzsche, Stirner, Kant, Fichte, Ibsen, Björnson, Zola, Flaubert, die Goncourts, Dostojewskij, der Buddhismus, die japanische Malerei und wer weiß, was noch alles! — Interessanter aber als alle ‚Moderne‘ sind mir die Menschen, die sie traktieren. Ich bin unersättlich, Bekanntschaften zu machen. — Das ist doch nun wieder ein ganz anderer Schlag, als die Couleurbrüder und fidelen Bierhühner in Heidelberg. — ‚Altheidelberg, du feine!‘ — Ich müßte mich ja nun wohl ganz und gar deiner schämen! — Aber, hol's der Kuckuck! Das thu' ich n i c h t! — Schön war's doch! — Im übrigen möcht' ich nicht zurück. Es liegt ein ganz anderes Leben in dem neuen Verkehr hier! — Ich lerne sozusagen hier erst recht denken. Gar mancher Staar, ich fühl's, wird mir hier gestochen werden. Mir ist nicht gerade immer besonders wohl zu Mut. Die neue Menschheit hier nimmt das Leben verteufelt ernst!" . . .

Dann gab es da unterschiedliche „Milieustudien", in denen er die Eindrücke, die er bei seinen Wanderungen durch die verschiedenen Stadtviertel Berlins gewonnen, in ausführlichen und sehr sorgfältigen Schilderungen niedergelegt.

Vor allem nun aber hatten sie's damals auch mit der Frauenfrage gehabt. Und, versteht sich!

nicht bloß in der Theorie. — Sie hatten da, die vielen Freunde, alle so ihre mehr oder weniger interessanten, weiblichen Anhängsel gehabt. Und auch darüber hatte Peter Boie, der, abseits stehend, auch in dieser Hinsicht mehr den Beobachter gespielt, gewissenhaft Buch geführt.

Diese Stellen nun waren es, die ihn jetzt besonders interessierten.

„Die meisten Frauen, von denen ich hier berichte, — es sind alle ‚Moderne' und ‚Bewußte' und haben ihre Beziehung zur heutigen Frauenfrage — habe ich in unserem Klub oder an den Abenden kennen gelernt, die Dr. Liesegang in seiner Wohnung in der Gipsstraße hin und wieder veranstaltet; ein paar davon, meist die verheirateten, in einem litterarischen Klub, den wir ab und zu besuchen.

Bei Dr. Liesegang habe ich eine junge Dänin kennen gelernt, die Therese Nissen heißt und mit dem Dichter Arnold zusammenlebt. Sie ist die Tochter eines dänischen Justizbeamten und aus Jütland gebürtig. In Kopenhagen ist sie erzogen worden und hat dort eine standesgemäße Ausbildung genossen. Aber sie hat nicht recht einschlagen wollen und hat in Kopenhagen die modernen Ideen und die Frauenfrage kennen gelernt und sich durch Hans Jägers ‚Kristiania-Bohême' für die freie Liebe begeistern lassen. — Sie ist mit

einem Ingenieur durchgebrannt, ist von ihrer Familie enterbt und verstoßen worden. Ueber einen anderen, einen russischen Edelmann, dessen Bekanntschaft sie in Genf gemacht, ist sie dann an Arnold gekommen. Sie nimmt sich aus wie aus einem Roman von Jens Peter Jacobsen lebendig geworden. Ich muß immer an den ‚Niels Lyhne' denken; an die Edele Lyhne und die Fennimore Claudi. Sie ist eine Synthese aus beiden. Sie hat die Intelligenz, den kühlen Verstand, den feinen Takt und ästhetischen Geschmack von Edele und die bis zur Vergessenheit heftige Liebefähigkeit von Fennimore. Hochgewachsen ist sie, schlank und schmal, mit einem süßen Gesicht von licht weizenblondem köstlichem Haar umrahmt, das in zwei herrlichen Wellen vom Scheitel über die Schläfen geht. Sie hat große, lichtblaue Vergißmeinnichtaugen mit immer halbgeschlossenen Lidern. Alle Mannsleute hier sind einfach toll auf sie und aus dem Häuschen, wo sie sie nur zu Gesicht bekommen. Sie wirkt wie eine Großdame aus der italienischen Renaissance. Süß und toll wie Lucrezia Borgia. Sicher aber wird sie auch gelegentlich so abenteuerlich enden wie so eine Renaissance-Dame. — Liesegang nennt sie eine ästhetische Natur. Sie ist außerordentlich sensibel. Aber es ist nicht krankhaft. Liesegang nennt es eine Nervosität der

Ueberintelligenz. Das ist für mich ein ganz neuer Begriff. Aber ich finde, daß irgendwie etwas daran ist. — Ich glaube, Liesegang nannte sie auch mal eine chercheuse. Aber er meinte das nicht in dem pathologischen Sinn, den die Pariser mit dem Begriff des chercheur verbinden. Er meinte es noch anders, mehr übertragen. Liesegang redet so viel von einem in der Bildung begriffenen, modernen, nervös-sensiblen Neutypus. Ich lasse das gut sein. Ich werde sehen, was es damit für eine Bewandtnis haben soll.—Liesegang sagte: Therese könne nur die Sonnenseiten des Lebens vertragen. Sie will immer in der Schönheit leben, wie der Schmetterling in der Sonne. Im Kalten und Grauen müßte sie sterben, wie ein Schmetterling von einem Regenguß. Sie leidet keine Ernüchterungen und keine Prosa. Sie wäre wie aus einer ganz anderen Lebenssphäre. Liesegang sagt das so eigen, als meine er es ganz wörtlich. In irgend einem geheimnisvollen Sinn, den ich wieder nicht verstehe. Sie geht immer nur zu Männern, die eine interessante, und, wenn man so sagen will, romantische Charaktereigenschaft haben. Treue kennt sie hierbei nicht. Treue ist für ihre seelische Konstruktion etwas viel zu Brutales, Plumpes und erdhaft Schwerfälliges. Die tüchtigsten Kerle sind nach ihr reinweg wahnsinnig. Darin

liegt schon der Keim eines Konfliktes, der ihr wohl noch einmal das Leben kosten wird. Liesegang meint auch, es sei sicher, daß sie keines natürlichen Todes sterben werde. — Was sie für feine und anmutige Scherze machen kann! Gelegentlich hatten wir einen ländlichen Ausflug gemacht. Und mit einem Mal tritt sie da aus einem Garten hervor, hoch, aristokratisch schlank und mager, mit weiten, dunkelblauen, übermütigen Augen, und trägt eine riesige gelbflammende Sonnenrose vorn in den Busen gesteckt. — Sie in einem Schaukelstuhl liegen zu sehen, eine Seerose im seidenen Gürtel, lächelnd und die weißen Lider halb geschlossen, die Cigarette zwischen den Lippen oder zwischen den schlanken, weißen Fingern, kann einen toll machen. —

Unsere Weiber sind hier alle sehr bewußt und emanzipiert. Selbst Josts, des Malers, „Schneck", wie er sie nennt — eigentlich heißt sie Fränzel und ist ganz schlichtweg ein Schneidermädel — so allerliebst dumm er ist, raucht tapfer und unentwegt Cigaretten und seine Augen leuchten, wenn sie von „Emanzipation", der „modernen Frau" und dem „Sklavenaufstand des Weibes" sprechen.

Sogar eine „verheiratete Frau", die Frau eines steinreichen Bankiers verkehrt gelegentlich mit in unserem Zirkel. Sie ist olivenhäutig, schwarzhaarig

und koptisch stilvoll. Ihr Liebhaber ist ein junger Bildhauer aus unserem Kreis; ein frischer, blonder Kerl. Sie wird wohl nächstens ihrem Sammy mit ihm durchgehen.

Dann haben wir eine gewisse Natalie, Natascha, wie sie genannt wird, weil sie so russisch aussieht. Für die liebe Welt ist sie Telephonistin. Eigentlich aber schreibt sie sehr leidenschaftliche und intelligente Gedichte. Sie ist, dank einer kleinen Erbschaft, die sie machte, viel gereist, ist in Paris und London gewesen und wer weiß wo noch. Sie spricht verschiedene lebende Sprachen wie ihre Muttersprache und schreibt sehr intelligente Aufsätze über die Frauenfrage. Sie ist schön, ein wenig üppig gewachsen und hat, in einem bräunlichen, unregelmäßigen Gesicht zwei heiße, schwarze Augen. Sie ist vielleicht die selbständigste Person unter unseren Weibern. Es geht ihr pekuniär schlecht, aber sie hält sich eine prächtige weiße und sehr verwöhnte Angorakatze. Auch an ihr bemerke ich die seltsame Sensibilität wie bei Therese, wennschon die ihre eine andere, individuelle Nuance hat. Einen Fehler hat sie für mich: sie analysiert und reflektiert mir zu viel, mit zu viel Gehirn, möcht' ich sagen. Sie hat einen leisen Stich ins Viragohafte.

Altschlägiger als alle anderen kommt mir Olga vor, die Braut des Chemikers Horn. Ich

habe den Eindruck: sie ist die einzige von ihnen allen, die Aussicht hat, es zur Matrone und Patriarchin zu bringen. Sie raucht nicht, und scheint mir von durchaus monogamer Veranlagung. Und doch gehört auch sie mit dazu.

Dann Josepha, die russische Studentin. Sie trägt ein wunderliches Kleid, in dem sie sich ausnimmt wie ein großes Baby, und hat ein ganz sonderbares, schnurriges Ding von dunklem Filzhütchen auf einem dicken, bis auf die Schultern hängenden schwarzen Haarbusch. Sie nimmt sich aus wie eine junge Indianer-Squaw; sie hat schwarze melancholische Augen. Aus Koketterie thut sie etwas naiv und kindlich. Im übrigen ist sie, glaub ich, sehr raffiniert und ein „Beest". Sie spricht leise und leidend, und beobachtet einen immer auf die Wirkung, die ihre Worte machen. Ihr Deutsch ist entsetzlich. Und aus Koketterie spricht sie es schlechter, als sie vermag. Noch entsetzlicher aber ist ihr kunterbuntes, schlecht verdautes Wissen. Intelligent ist sie. Ihre äußere Saloppheit ist haarsträubend. Unerschütterlich aber ist ihr Selbstbewußtsein. Sie ist Egoistin von Natur, thut aber, als ob sie's aus Prinzip wäre. Sie schwärmt augenblicklich für Machiavell, von dem sie weiter nichts kennt, als den Titel. Aber Nietzsche! — Im übrigen ist sie mannstoll und heißt das freie Liebe.

— Immerhin ist sie zäh wie eine Katze, trotz allem, was sie sich bei einer schwachen körperlichen Gesundheit in veneribus zumutet. So ab und zu ist sie mal für ein paar Monate krank, daß man schwört, sie kratzt diesmal ab. Aber siehe da! wer eines schönen Tages wieder mitthut und ganz krill und munter wieder auf dem Plan ist, ist die gute Josepha! — Sie kennt halb Europa. Was sie sich vorsetzt, führt sie mit der erstaunlichsten Energie durch. Ihre Lebenslust ist unverwüstlich, noch mehr wie ihre Genußwut. Mit beiden bringt sie's womöglich trotz allem zu einem gesegneten Alter.

Am sympathischsten ist mir noch ein junges Weib, das mit bei uns verkehrt, und das Liesegang in die Kategorie des „unbefriedigten Weibes" einrangiert. Sie ist kinderlos; die Gattin eines Antiquitätenhändlers. Sie ist von einer feinen, intelligenten, aber etwas leidenden Sensibilität, die einen Stich ins Hysterische hat. Aber sie ist dabei so wunderbar weiblich. So überaus angenehm und wohlthuend weiblich. Man fühlt sofort: sie müßte Mutter sein. Sie ist von Natur dazu bestimmt. Und es ist ihr versagt. — In ihrem Wesen ist nichts Unechtes und Gemachtes, nichts Aufdringliches; auch in ihrem Leiden nicht. Sie ist von einer oft geradezu bestrickenden Herzensgüte. Sie kocht vorzüglich und ist die denkbar tüchtigste

Hausfrau. Dazu ist sie beauty, wie Horn sagt, der ein Schwerenöter und Lebemann ist. Eine Tugend ist es schon, daß ich nicht so viel und nicht so geschickt — zuweilen bei ihrer natürlichen Bescheidenheit mit einer wunderbar liebenswürdigen Unbeholfenheit — spricht wie die anderen; daß nicht so viel Gehirn in ihrer Rede ist, und daß ihre sehr brave Intelligenz und ihr allerliebster Mutterwitz mehr aus dem Instinkt kommt. Ich bin verliebt in ihre Hand. Es ist eine weiche, elfenbeinweiße, schöne, runde, liebe, gütige Hand und dabei so fein und klug. Auch Liesegang verehrt ihre Hand und pflegt sie gern und mit ehrerbietiger Andacht zu küssen. — Ich schau' ihr gern in die Augen. So liebeerfahren sehen sie aus und doch so gut und klug und so — jüngferlich. — Sie fühlt sich bei uns wohl. Und sie ist wohl unser aller Liebling.

Und dann ist eine Privatière da. So eine Art von Kunstliebhaberin und Lebenskünstlerin. Sie ist in den Dreißigern. Sie lebt, wie Liesegang, von den Zinsen eines ererbten Vermögens. Es ist eine Enttäuschte, wie mir Liesegang gesagt hat. Sie hat ja wohl eine unglückliche Liebe gehabt. Aber Liesegang hat darüber noch so ganz besondere Ansichten. Er meint, sie sei eigentlich nicht recht zur sinnlichen Liebe geschaffen. Er hat so ganz besondere und delikate

psychologische Begriffe und Unterscheidungen, auf die ich mich nur soso verstehe. Sie hat so eine merkwürdige, vergeistigte Gestalt, einen Körper, wie ihn etwa Beardsley in seiner Weise stilisiert. Liesegang spricht von einer sklerotischen Schönheit. — Die arme Mary thut mir leid! — Sie ist sehr sanft, sehr klug und liebevoll. Aber sie muß, *muß* irgendwie immer durch eine Liebe leiden. Sie muß den denkbar äußersten Altruismus üben können, einen Altruismus, der ihr Schmerz bereitet. Sie muß und *will* irgendwie enttäuscht sein. Immer wieder hat sie das von nöten. Und sie fühlt sich immer wieder dann erst wohl, hat — wenn man's so cynisch sagen will — immer erst dann etwas von so einem Verhältnis, wenn sie wieder in einer milden, melancholischen Einsamkeit ist. — Wenn man den englischen Neuidealismus und Maeterlink verstehen will — aus denen beiden ich mir übrigens nicht viel mache — wenn man mal aus dem Leben heraus deren Suggestion haben will, so bekommt man sie bei Mary. Als wäre man mit einem mal in eine Sphäre gerückt, wo alles gedämpft, fein ätherisch und verklärt ist. Ich habe bei ihr jetzt auch erst Novalis verstehen gelernt, mit dem ich bis daher nie etwas rechtes anzufangen wußte." ...

Peter Boie klappte das Heft zu.

Sie waren doch alle miteinander eine ganz besondere und eigenartige Menschheit gewesen! Mit Freuden, Leiden, Körpern, Seelen, Gehirnen und Nerven so anders als andere Menschen! Er hatte sich damals in diesem Milieu wie in einen Dostojewskijschen Roman versetzt gefühlt; etwa die „Brüder Karamasoff"; in eine Welt, in der es kraus und „übermenschlich" genug zugeht . . .

Wie er so versonnen in den Regen hinausblickte, ging ihm eine Strophe Paul Verlaines durch den Kopf. Er hätte sie als Motto vor diese Aufzeichnungen stellen können.

„Je ne vois plus rien,
je perds la mémoire
du mal et du bien;
ô la triste histoire!"

„Im neuen Werden!" — Dictum von Liesegang.

Aber da dachte er Geesches.

Sie und all diese Berliner Weiblichkeit!

Unbewußt alle Freiheit haben! — Unbewußt drüben sein! — Jenseits! — Jenseits! — Geesche! Geesche Minde! . . .

Er lachte.

Drüben in den Waldfernen zeichneten sich jetzt lange mattgelbe und mattrosafarbene Risse in das lichtere Grau des Himmels, die größer

und größer wurden. Das Rauschen und Prasseln draußen stillte sich und das muntere Rieseln, Plätschern und Brausen der Rinnsale unten auf der Gasse und aus den Dachrinnen herab wurde lebendiger und fröhlicher.

Das Wetter hellte sich auf . . .

XVI.

Es war früh am Morgen. Peter war zum Strand hinabgegangen, um sein Bad zu nehmen.

Eine Brise wehte. In der tiefen, schönen Morgeneinsamkeit lebte am Strand nichts als das Gedröhn der Brandung und der helle, ferne Schrei der Möven aus dem ersten blassen Sonnenlicht der Höhen.

Nur der alte Pitter Mewes war schon vorhanden. Die Halbpfeife in seinem ehrbaren, bieder-breiten, alten Schiffermaule kraxelte er unten an den Pfählen des Badehauses herum, die er mit einem frischen Theeranstrich versah.

Sein Gesicht mit den lichtblauen Augen und sein runzliger Hals waren braun wie eine Niggerhaut. Auf seinen langen, schlohweißen Haaren, die über die Schläfen und die Backen herab in einer schönen, fransigen Mauerfreese um das breite Kinn herumgingen, trug er einen alten olivigen Kalabreser. Er hatte ein rot- und weiß-

gestreiftes Barchenthemd an, und seine krummen Beine, wie das Hemd über und über mit schwarzen Theerflecken gesprenkelt, staken in eine paar hellblauen, kreuz und quer geflickten und bepatzten Leinenhosen. Sie wurden durch einen Ledergürtel gehalten, über den, an einem der hinteren Hosenknöpfe, ein Dolchmesser mit rundem, gelben Griff in einer mit rotem Leder ausgelegten Messingscheide hing, ein Messer, wie es in Skandinavien getragen wird.

Peter begrüßte seinen Namensvetter und blieb bei ihm stehen, um ihm ein Weilchen zuzuschauen.

Pitter Mewes war die einzige Seele mit der er hier ab und zu mal, wenn er frühmorgens als der erste zum Baden herabkam, einen gemütlichen kleinen Speech hielt.

Pitter Mewes war Badewärter. Er nahm die Bademarken in Empfang und verlieh gegen ein kleines Entgelt Laken und was etwa sonst zum Baden von nöten war. Er war eine biedere alte Seeratte, die auf ihre alten Tage — Pitter Mewes zählte seine guten Fünfundsiebzig — weil er das Nichtsthun nicht vertragen konnte und er nun doch mal zu nichts anderem mehr taugen mochte, den Badewärter spielte.

Es lohnte sich, ihm zuzuschauen, wie er mit

seinem alten blechernen Theereimer und dem Pinsel herumhantierte.

Wetter, was er für Handgelenke hatte! — Ihre rotbraune, schrumpflige Haut war mit einem förmlichen Vließ weicher, weißer Härchen überzogen, das sich über den Handrücken zog und gegen die Spitzen der dicken, rissigen Finger hin verlief. Seine Hände, breit, dick und steif von Knoten, Schwielen und Narben nahmen sich aus, als wären sie von Bienenstichen geschwollen.

Pitter Mewes hielt den Pinsel fein sorgfältig und sachverständig liebevoll und in einer Art, die man graziös nennen konnte, wie man einen Federhalter hält: den Daumen an die Seite und den Zeigefinger, mit seinem dicken, bleichen Nagel im tiefen Braun der Haut, mit der Kuppe oben auf den Pinselstiel gedrückt. Und so nun tauchte er, seinen krummen, immensen Buckel langsam und bedächtig niederbeugend, an seiner Halbpfeife brodelnd, den Pinsel langsam, bedächtig mit zwei, drei kurzen Tupfen in den Theereimer, hob den triefenden langsam, bedächtig und strich, langsam, bedächtig, den schönen rotbraunen Theer auf die Stützpfähle des Badehauses.

Wie prächtig das duftete in der köstlichen, frischen Brise und sich mit ihrem herzhaften, fischigen Thrangeruch vermischte!

Aber Peter wunderte sich. Pitter Mewes

schien heute schlechter Laune. Er schien gar keine Neigung zu haben, sich mit Peter, wie sonst, in eine Unterhaltung einzulassen. Dazu machte er ein so wichtiges, gekniffenes und zurückhaltendes Gesicht? —

Sie sprachen einiges so hin. Aber mit einem Mal, weiß der Kuckuck wie? war er bei Geesche Minde, dem Brand der beiden Diemen und Geesches Untersuchungshaft in Husum.

„Un' se hett de Diemen doch an'steckt!" sagte er plötzlich, die weißen Brauen ganz hoch gegen die Stirn ziehend und, ohne Peter anzublicken, drauflospinselnd und mit zwei, drei kurzen, harten Zügen eine mächtige Rauchwolke aus seiner Pfeife ziehend.

Peter Boie merkte auf.

„Aber se hebbn ehr doch in Husum frisproken?" sagte er.

Pitter Mewes schwieg eine Weile. Aber plötzlich drehte er sich mit seinem Pinsel gegen den Theereimer herum, stupfte zwei, dreimal hinein und sagte noch einmal:

„Un' se hett de Diemen doch an'steckt!"

Danach aber sprach er kein Wort mehr und ließ Peter stehen, als ob er gar nicht mehr da wäre.

Oha! dachte Peter und zwinkerte mit den Augen. Schaut's dahinaus! Das nahm sich

ja doch wohl ganz und gar wie eine feine Andeutung aus? Und zielte auf ihn?

Er machte zur Probe noch einen Versuch, auf ein anderes Thema überspringend die Unterhaltung noch einmal in Gang zu bringen: indessen, die Sache hatte ihre Richtigkeit! Pitter Mewes blieb stumm wie ein Fisch und pinselte, ohne Peter auch nur einen Blick zuzuwenden, auf seine Pfähle los.

Es blieb Peter Boie weiter nichts übrig, als ihn denn pinseln zu lassen und zu den Badezellen hinaufzusteigen.

Nach einem Kommentar zu Pitter Mewes Orakelworten brauchte er nicht erst lange zu suchen. Die Geschichte war klar und deutlich genug. Geesche war durch die öffentliche Meinung in Acht und Bann gethan; und — mitgegangen, mitgehangen! — auch gegen ihn, den man jetzt wieder täglich mit ihr durch Feld und Flur streichen sah, und den man so wie so nicht recht deklinieren konnte, bestand Mißtrauen; und zwar denn doch wohl schon ein recht bedenkliches, wenn Pitter Mewes, mit dem er bis dahin so gut Freund gewesen, sich so zugeknöpft verhielt. Das nahm sich ja, weiß Gott! aus, als bekäme er von der ehrenwerten Dorfschaft einen Wink mit dem Zaunpfahl, sich „bi lütten" dünn zu spielen?

Na, mochte sie der Teufel holen! . . .

„In Bann! In Acht und Aberacht!" dachte Peter Boie, als er sich drinnen in seiner Badezelle die Kleider vom Leibe streifte, und lachte. — „In Bann! In Acht und Aberacht!" Vor fröhlichstem Uebermut sang er es nach einem bestimmten Rhythmus vor sich hin. Und nach diesem Rhythmus streifte er sich auch die Kleider vom Leibe. — „In Bann! In Acht und Aberacht!" — Hahaha! Die Sache ließ sich doch wohl nicht ganz und gar nach einem bevorstehenden „Krach" an? — Es wollte wohl ganz und gar Leben in die Windstille kommen?!

„In Bann! In Acht und Aberacht!" — Und wieder lachte er drinnen in seiner Zelle, so laut und lustig, daß draußen Pitter Mewes denken mochte, er wäre mit einem Mal übergeschnappt. Und also lachend rannte er dann in gestrecktem Lauf, frei und bloß wie Gott ihn geschaffen, über die Bretter des langen Badesteges und hinein in die große, sonnige, frische, freie Klarheit seines geliebten Meeres . . .

XVII.

Fast jeden Nachmittag brachten Peter und Geesche jetzt draußen im Wald an der Buchtspitze zu.

Der alte Wald war ihr Reich, das niemand mit ihnen teilte, als die Tiere dieser Wildnis,

durch die nur wenige fahrbare und sehr sandige Wege führten. Die Hauptwege des Verkehrs gingen, wie er sich verhältnismäßig schmal lang an der Bucht hinstreckte, weit draußen an seinem Saum vorüber.

Sein Gefriede gehörte ihnen, und die Dünen unten, der Strand und das weite blaue Meer.

Da waren sie nun nach einem langen Streifzug zu einem weiherartigen Tümpel gelangt, der mitten in der Tiefe des Forstes auf einer kleinen Lichtung lag.

Geesche suchte zwischen den Bäumen und dem Unterholz nach Beeren. Peter lag im Grase und blickte in den braunen Spiegel des kleinen Wassers.

Er fühlte sich wohl, wie ein dröselnder Junge. Fühlte nichts als die Freude auf die Beeren, die Geesche nachher bringen würde.

Auf einem lichtblauen Teppich von Wasservergißmeinnicht, der sich am Rand des Tümpels hinzog, lag er, von einem Haselbusch beschattet, und blickte in die ätherklare Stille der Fläche.

Gelbe und weiße Teichblumen ruhten im tiefen, ruhigen Braun zwischen den Arabesken erhabener Spiegelungen und in goldbernsteingelbem Gezitter und Gefunkel, das süß war und träumerisch wie ein Waldhornakkord.

Kein Vogel sang in der Stille. Kaum, daß

aus den hohen, blauen Dämmerungen ganz von fern das Pochen eines Spechtes hallte. Und der metallische Laut der Insekten über die Blumen der kleinen Wiese, die den Tümpel umgab. In sein wohliges Träumen tönte es wie ferne feierliche Musikchöre eines mystischen Lobgesanges und Gottesdienstes. Die alten Baumriesen ragten wie erhabene Träume. Hoch oben in ihren mächtigen, sturmerprobten Kronen, zuoberst, wie ein Traum der Seligkeit, ruhte und bebte ein Goldglanz, der hinabschlüpfte in die blauen Tiefen und da unversehens Farben weckte und Bildungen. Eine einzige große Orchidee leuchtete aus dem blauen kühlen Dunkel wie eine stille bunte Lichtflamme. — Ein Wasserinsekt zog seine feinen Spiralen. Peter verfolgte sie. Sie interessierten ihn, erregten aus der wohlig dämmernden Gleichmäßigkeit seiner Stimmung Gedanken. Er blickte ihnen nach mit einer halbverträumten Spielerei. — Köstlich! — Es hypnotisierte ihn förmlich. — Was besagten diese Kurven? Was war ihr seelischer Gehalt? Er fühlte die wundersame Kraft ihrer Linien in seinen Nerven. — Ideenverbindungen lösten sie aus, außer aller Willkür des Bewußtseins. — Man konnte lauschen, als wenn einem ein Märchen erzählt wurde. Er fühlte, dies war ihre Sprache: das konnte man die Geister nennen . . .

Man fühlte, wie es aus der wärmeflirrenden Stille kam, von blauen Schatten her und Goldlichtern, aus wispernden Büschen, aus dem Duft der Blumen, aus dem Lied der Insekten. — Für einen Augenblick führte ihm ein sanfter Lufthauch einen Duft von Thymian zu und sogleich ward dieser identisch mit einer Melodie, einem ganz bestimmten musikalischen Motiv. — Wie konnte dieser unscheinbare Duft wirken! In seine Einbildung hinein! Wie aus dieser in seine Willenszentren! Was für Folgen und Handlungen in die Zukunft wirken und bestimmen!

Die Geisterwelt! — Die Stimmen! — Ihre Wonnen und Gefahren!

Aber — haha! — es war für diesmal nur ein Fetzen von dem bretonischen Lied, das Geesche in jener Nacht gesungen, als sie vom Meer herauf durch den Mondglast über die weite Wiese auf seine Esche zugeschritten kam; märchenhaft im großen Frieden der Sommernacht wie eine meerentstiegene Nymphe! . . .

Amerika! Und die Auswanderung! — Nein, nein! Das war es gar nicht mehr. Das war nun so etwas unsäglich Nebensächliches! — Was lag denn darin für eine zwingende Notwendigkeit, nach Amerika zu gehen? M u ß t e das sein? Warum denn nicht ebensogut irgend etwas anderes?

Er hatte wohl auch gelegentlich daran gedacht, daß er ja dort in Amerika eine Familie gründen könne. Aber auch darin lag keine Notwendigkeit.

Das ist ganz, ganz etwas anderes! Das ging ihm nun erst auf, da er mit Geesche hier umherstreifte in „Bann, Acht und Aberacht" der Welt, auf die er pfiff! —

Das war wie ein Wunder! Das Wunderbare, von dem er früher immer in Ibsens Dramen gelesen hatte; in denen irgend so ein Thunichtgut, so ein verfehmter und ausgefallener „verrückter Engländer", wie er, auf das „Wunderbare" harrte, das sich irgendwoher ereignen mußte! . . .

Er hatte immer darüber nachgedacht, was in aller Welt es wohl sein könnte. Und jetzt — wie das nur war! Wie man es nur aussprechen konnte! — Jetzt spürte er seinen Hauch. Es nahte! — Das Wunderbare! Das Schicksal! Die Notwendigkeit! Die wirkliche Notwendigkeit! . . .

Da trat sie aus dem Untergehölz hervor auf die Lichtung. Hoch, schlank, aufrecht, gesund, mit wehendem Stirnhaar und jauchzenden Augen.

Laut lachte sie und rief ihn an mit einem hallenden Schrei.

Und dann hatte sie so eine Geste, die ihn herzlich erfreute.

Sie hielt ihren runden, kräftigen, braunen Arm steil aufrecht und drehte in der gespreizten Hand die Blechtrommel, in die sie die Beeren gepflückt hatte, in der Form des liegenden Kreuzes.

Das ist ja in manchen Landstrichen das Symbol der Vermählung, das liegende Kreuz!

Aber ihre Geste war es! Die gesunde frische Energie ihrer Geste!

Und so, lachend, jauchzend und die Trommel drehend, kam sie mit hurtigen und, der Trommel wegen, doch achtsamen Schritten auf Peter zugegangen.

Und hurtig, voll Eifer und Stolz, ließ sie sich neben ihm nieder und zeigte ihm in der Trommel die duftige Fülle der gesammelten Beeren, begierig sein Lob entgegenehmend, schwatzend und lachend wie eine Elster.

Er hatte Durst und Hunger; und sie kam, brachte Beeren und erquickte ihn, mit eifriger Freude, ihn zu laben.

Darin war ein so tiefer Sinn. — Darin war Notwendigkeit. Und in dem herzhaften Dankgefühl, das er dafür gegen sie empfand. Er, der nie die Sklaverei einer Dankbarkeit oder eines Dankes gekannt. — Aber d i e s war Notwendigkeit. War süße, tiefbedeutsame Verpflichtung! . . .

XVIII.

Doch die Rätsel und Wunder, die Geheimnisse noch süßerer Notwendigkeiten und Verknüpfungen begannen, von Tag zu Tag mehr, sich ihm an ihr zu enthüllen.

Ja, das war völlig ein Wunder!

Alles, alles war ihm neu. Noch nie hatte er das erlebt! — Seine ganze Seele war ein einziges Staunen.

Die kleinste Wahrnehmung, die leiseste seelische und körperliche Berührung löste Lustempfindungen in ihm aus von einer Kraft und Frische, die einem Erfahrenen der Liebe unbegreiflich sind.

Wer erklärte die magische Macht, die der Schwung ihrer Hinterkopflinie auf ihn übte? Wer mochte das sympathetische Geheimnis erklären, das in diesem ganz bestimmten und individuellen Flimmern ihres Haares, in diesem ganz bestimmten und individuellen Fluß seiner Wellenlinien lebte? Wer vermochte den Bann ihrer Wangenlinie, den feinen bronzenen Schimmer ihrer Haut zu erklären? Das Rätsel, das im Klang ihrer Stimme, in ihrem Gang, in dem Duft ihres Leibes, in der Form ihrer kräftigen, kleinen, braunen Füße, ihrer Hände lag? ...

Draußen, unterhalb der Düne, hocken sie nebeneinander auf der weißen Sandfläche im

Sausen der Brise. Sie sind auf den Einfall geraten, vor Sonnenaufgang hier zu sein.

Sie betrachten das Spiel der Quallen, finden wunderliche Gallertmassen und Schleimkügelchen zwischen feuchtem Tang, zwischen Algen und Seegräsern.

Und in seiner überlegsamen, knapp-deutlichen Art erzählt Peter, wie sie es verstehen kann, Geesche das neue, wundersame Märchen vom Protoplasma; und baut den erhabenen Bau der organischen Wesensreihen von den Protisten, den ersten Teiltierchen, bis hinauf zum Menschen.

Aber er fühlte und vernahm, was er ihr nicht erzählen konnte! Was von Anfang der Zeit nie ein Liebendes einem Liebenden noch je auserzählen konnte! Er fühlte und vernahm, was sie selbst ihm erst offenbart, die dumme, wilde Geesche, mit einer Sprache, für die noch niemand das letzte Wort gefunden! Was sie ihm erst mitteilte und offenbarte mit der Wärme ihrer Nähe, mit den leisesten Gesten und Bewegungen ihres schönen, gesunden, jungen Leibes . . .

Er sieht, hockend unter der riesigen, von weißen Nebeln verhüllten Flutenwucht, umdröhnt von ihrem heiligen Hymnus, und gewahrt die Blasen auf dem befeuchteten Sand zwischen weißem Gischt zischend zurückweichenden, letzten Wasserdranges; hört dies leise Zischen, Brühen

und Gähren des verebbenden Rhythmus äußersten Wellengeschlürfs den Sand hinauf, bis zu ihren nackten Füßen; gewahrt wunderliche Sporen, Zellen und Schleimgebilde; primitive Bildungen, Erstlingsgeburten erster, rohester Elementenmischung. Bildungen der Tiefen sieht er beben und schwanken wie in der Wollust eines ersten, keuschen, seligen Daseinstraumes. Erste primitive Regung und Bewegung. Aber bereits Entwicklungsbedingung in dieser Bewegung. Physikalische Dynamik in ihr. Und diese ist bereits organischer Trieb, Drang, Sehnsucht. Freude, Erstaunen leuchtet auf, wie ein erster, ferner Frühschimmer erwachenden organischen Bewußtseins in dem lebhaften Hellgrün dieser Moos- und Binsengebilde, in den zarten Farbentönungen dieser Quallen. Und er spürt es wie Wirkung, wie Mitteilung, wie eine Suggestion, die davon ausgeht, die ihn mit alledem identisch macht, die ihn mit den jungfräulichen keuschen Wonnen ersten, erwachenden Daseinstraumes umhüllt. Noch glüht hier der Lebensdrang nicht, brennt und schmerzt noch nicht. Noch ruht er in der linden, reinen, wonnigen Kühle des urmütterlichen Schoßes; im mütterlich Feuchten und Sanften. Noch ist Ruhe und Friede. Leises, leises, unmerkliches Lösen nur erst. Du fühlst das, seligen Ursprüngen nah. Bist gestillt, beglückt, begnadet mit den Seligkeiten

des Urtraumes, entbunden von der Tragik und den Sünden des Strebens und der Lebensgier.

Die Minuten gleiten. Sie schmeicheln, fächeln wie mit einer heiligen mütterlichen Kühle. Wie der unsägliche Wohllaut heimlicher, mystischer, ferner Lieder und Hymnen aus seligen Gefilden weht es aus der Dynamik dieser frischen, ersten Farben, dieser thranigen Urdüfte, aus den stillen, gluckenden, plätschernden und summenden Lauten letzten, verebbenden Wasserdranges.

Die Minuten gleiten und gleiten; und das Licht gebiert sich.

Es ist wie ein leises, großes Zucken; ein stilles, allweites, heiliges Zucken. Wie das Zucken eines Augenlides, das sich vom Bann des Schlummers befreit. Lebhafter wird in den Höhen die gleitende Bewegung der Nebel. Sie verdünnen sich, zergehen, enthüllen mehr und mehr, erwachender und freudiger das vertiefte Blau der Himmelsweiten. Mit Silberfunken, mit tausend und abertausend zuckenden Lichtern werden die Wassermassen lebendig; befreien sich, dehnen sich weiter und weiter, größer und prächtiger. Und jetzt werden die weichenden Nebel lebendig von einem alabasternen Hauch von Karmin, und lila und blaßrosa Lichter huschen über die Weiten; schaukeln, lachen, locken und schmeicheln. Die Mor-

genröte beginnt ihre himmlischen Lichtrosen zu streuen.

Das zuckende Leben dieser ersten Gallert- und Schleimgebilde in den hundert licht erwachten Farben des Wassers mit ihren ersten Teilungen und Vereinigungen: das ganze Spiel des geeinten Urzwiespaltes in einem einzigen Blick.

Und wer war's, der ihm das alles sagte, als diese alte, dumme, wilde Geesche?

Er lag unter ihr. Sie, auf ein wenig erhöhter Strandfläche hockte über ihm, hoch auf einem mächtigen Tangberg. Sie war barfuß und hatte außer ihrem Hemd und ihrem blauen, dünnen Kattunkleid nichts auf dem Leibe. Nun hatte sie sich da unbewußt in ihrer hockenden Stellung entblößt. Er hatte wohl oft schon Blößen ihres Leibes gesehen. Aber noch nie hatte das so seltsam auf ihn gewirkt, wie in diesem Augenblick! — Er war rot geworden und hatte den Blick schnell von ihr abgewandt.

Das Blut rauschte ihm in den Schläfen. Sein Herz pochte schneller.

Aber er fühlte: weil er sie gern mochte! —

Es war so eine merkwürdige, pulstosende Blödigkeit.

Nicht um alles hätte er Geesche jetzt berühren können! . . .

XIX.

Ein andermal hatte er die „Grashalme“ Walt Whitmans mit hinausgenommen.

Während Geesche zwischen dem Unterholz umherspürte, las er.

Dann aber, als sie zu ihm zurückkam, war sie neugierig und wollte wissen, was er läse.

Er lachte im vergnüglichen Vorgefühl, was sie für ein köstlich dummes Gesicht machen werde, wenn sie das hörte, und las dann.

Es war aus dem „Lied von der Holzaxt“.

— — —„Ich sehe das mächtige und freundliche Sinnbild der Macht meines Volkes, des jüngsten größten Volkes.

* * *

Amerika! Ich prahle nicht mit meiner Liebe für dich,
Ich weiß, was ich habe.
Die Axt hüpft!
Der feste Wald giebt fließende Laute von sich.
Sie stürzen hervor, sie heben, sie ordnen sich;
Hütte, Zelt, Landungsplatz, Vermessung,
Flegel, Pflug, Spitzaxt, Brechstange, Spaten,
Dachschindel, Querbalken, Tragbalken, Getäfel, Pfosten, Latten, Füllung, Giebel, Citadellen,

Wirtshaus, Akademie, Orgel, Ausstellungsgebäude, Bibliothek,
Hauptgesims, Gatter, Randpfeiler, Balkon, Fenster, Turm, Veranda, Karst, Rechen, Heugabel, Bleistift, Wage, Maßstab, Säge, Hobel, Hammer, Keil, Sense,
Stuhl, Zuber, Faß, Tisch, Pforte, Wetterfahne, Fensterrahmen, Fußboden, Werkzeugkasten, Kiste,
Hauptstädte der Staaten und Hauptstadt der Nation der Staaten,
Streichinstrument, Boot, Gerüst, und was sonst noch,
Lange stattliche Häuserreihen, Hospitäler für Waisen, oder für Arme und Kranke,
Manhattans Dampfschiffe und Schnellsegler, alle Meere durchmessend.
Die Gestalten erheben sich!
Gestalten des Axtgebrauches, die Axtschwinger und alle, die mit ihnen in Verbindung stehen,
Die, welche Bäume fällen, und die, welche sie nach dem Penobscot oder Kennebec schleppen, Hüttenbewohner der Berge Kaliforniens, oder der kleinen Seeen, oder des Columbiaflusses,
Südliche Bewohner des Ufers des Gila oder Rio Grande, heitere Versammlungen, Originale und Spaß,
Bewohner des St. Lorenzflusses, oder nördlich in Canada, oder unten am Yellow Stone, Be-

wohner der Küste oder des Inlandes,
Seehundfänger, Walfischfänger, Nordpolfahrer, Wege durch Eis brechend.
Die Gestalten erheben sich!
Gestalten der Fabriken, Arsenale, Gießereien, Märkte,
Gestalten der Brückenbalken, ausgedehnte Gerüste, Bögen,
Gestalten der Barken, Schleppschiffe, See-, Kanal- und Flußschiffe,
Schiffsbauhöfe und Fluthäfen längs den östlichen und westlichen Seeen und in manchen Buchten und abgelegenen Plätzen,
Die unverwüstlichen, eichenen Kielschweine, die Bretter der Harztanne, die Speichen, die Wurzel des roten Lärchenbaumes für Knieholz,
Die Schiffe selbst auf ihrer Reise, die Reihe der Holzgerüste, die Arbeiter beschäftigt innen und außen,
Die Werkzeuge umherliegend, der große Bohrer und der kleine Bohrer, Meißel, Riegel, Meßschnur, Winkelmaß, Stemmeisen und Hobel.

* *
*

Die Gestalten erheben sich!
Die Gestalt gemessen, gesägt, gehobelt, zusammengefügt, bunt gefärbt;

Die Sarggestalt für die Gestorbenen, um darin in einem Totenhemd zu liegen,

Die Gestalt aus Pfosten errichtet, das Bettgestell, das Gestell des Brautbettes,

Die Gestalt des kleinen Troges, die Gestalt der gewölbten Schaukelbretter darunter, die Gestalt der Kinderwiege,

Die Gestalt der Bretter des Zimmerbodens, des Bretterbodens für die Füße der Tänzer,

Die Gestalt der Bretter für die Familienwohnung, Die Gestalt freundlicher Eltern und Kinder,

Die Gestalt des Daches der Heimat des jungen, glücklichen Mannes und Weibes, das Dach über dem glücklich verheirateten jungen Mann und Weibe,

Das Dach über dem Abendessen, freudig gekocht vom reinen Weibe, und freudig verzehrt vom reinen Manne, zufrieden nach seiner Tagesarbeit." — — — —

Geesche hatte sich entsetzlich gelangweilt. Aber eine ganze Zeitlang hatte sie, weil Peter so ernsthaft und sorgsam betonend las, andächtig zugehört.

Nachher war sie eingeschlafen. So fest, daß sie schnarchte.

Er schlang die Hände um die Kniee, lachte und unterhielt sich, sie zu betrachten.

„Das Dach über dem Abendessen, freudig gekocht vom reinen Weibe, und freudig verzehrt vom reinen Manne, zufrieden nach seiner Tagesarbeit.“

Hach! —

Er reckte die Arme nach beiden Seiten und stieß einen tiefen Seufzer hervor ...

XX.

„Nie sprichst du so was zu mir, wie Klaus Hansen!“ sagte Geesche gelegentlich einmal zu Peter.

„Was hat denn Klaus Hansen zu dir gesprochen?“ fragte er.

Geesche erzählte.

Hm! Nun, Klaus Hansen verstand sich ja wirklich aufs Komplimentieren; das mußte man sagen. Sehr erbauliche und spaßhafte Dinge hatte er ihr gesagt! ...

„Nun und das hast du denn wohl gern gehabt?“

„Ach ja!“ Geesche lachte. „Es war so spaßig!“

Hm! Na natürlich hatte sie es gern gehabt!

„Aber nachher hat er dich also geprügelt.“

Peter hatte ein bißchen den Mund schief gezogen.

Er war ein klein bißchen verlegen. Er verstand sich gar nicht darauf, einem Weibe Karessen zu machen. — Aber doch, hm! es gehörte ja doch dazu! — Er kam beinahe in Gefahr, verstimmt zu werden.

Sie saßen am Strand. Er begann, Kiesel ins Wasser zu werfen.

Er hatte Geesche auch noch nie angerührt. Außer wenn das durchaus notwendig war. Etwa im Eifer eines Spieles. Etwa, wenn sie auf den Einfall kamen, um die Wette zu laufen oder sich zu haschen.

Dagegen hatte sie ihm, wenn sie zusammen wanderten, oft kameradschaftlich die Hand auf die Schulter gelegt. Oder sie ergriff seine Hand und pendelte mit kräftigem Schwunge seinen Arm hin und her. Oder stützte, wenn sie etwa gemeinsam etwas betrachteten, das Kinn auf seine Schulter.

Nie grinste Peter so und kniff die Augen in einer so sonderbaren Weise, wie Klaus Hansen das gethan, drängte sich auch nicht so an sie heran und krabbelte ihr mit der Hand an den Hüften oder an der Brust. Auch sprach er immer zu ihr mit einer ruhigen und klaren Stimme und sah ihr mit offenen, ruhigen Augen ernsthaft ins Gesicht. Er sprach zwar für gewöhnlich nicht viel und nicht mehr als notwendig war; aber dann

konnte er ihr auch wieder so viel schöne Dinge erzählen. Von Amerika und dem Urwald, von Berlin, Heidelberg und Ostfriesland, von all den Reisen, die er gemacht. Von Italien, Frankreich, England und dem Nordkap, wo ein halbes Jahr Tag und ein halbes Jahr Nacht ist....

Geesche rückte zu ihm hin und lehnte sich mit der Schulter an ihn an. Aber sie war ganz ruhig, blickte mit gelassenen, behaglichen Blicken den Kieseln nach, die er warf, und kaute an einem Blumenstiel.

Aber noch wegen einer anderen Angelegenheit war Peter in unruhiger Stimmung.

Er mußte Geesche eine Mitteilung machen.

Er hatte ein amtliches Schreiben bekommen. das ihn nach Oldenburg lud. Es handelte sich um eine Erbschaftsangelegenheit. Ein Vaterbruder war gestorben und hatte ihm und seinen Geschwistern jedem ein nicht gerade unbeträchtliches Legat ausgesetzt, das Peter in diesen Tagen in Oldenburg ausgehändigt werden sollte. Er mußte denn also deswegen für ein paar Tage verreisen.

Er wußte wahrhaftig nicht, ob er sich freuen oder verdrießlich sein sollte. Er war eher verdrießlich. Es waren zwar immerhin 8000 Mark. Aber was sollte er damit? Allenfalls, wenn er etwa mit Geesche ... hm! — Aber es ging doch

eigentlich auch wieder gegen seine Vorsätze. Er wollte kein Geld. Er war in der Durchführung solcher Vorsätze für gewöhnlich, und mochten sie zuweilen auch mal Grillen sein, ebenso korrekt und peinlich wie in anderen Angelegenheiten. — Kurz und gut: er war in einer fatalen Ungewißheit. — Morgen nun mußte er die Reise antreten.

„Weißt du? Ich verreise morgen!" sagte er plötzlich zu Geesche.

„Du willst fort?!"

Geesche machte ein verdutztes Gesicht.

„Ja! Morgen!"

Peter sah sie an und lächelte.

„Nach — Amerika?"

„Aber, nein! — Hahaha! — Nach Oldenburg!"

„Und dann gehst du nach Amerika?"

„Nein! Noch nicht!"

„Kommst du wieder her?"

„Na aber ja doch!" Wie er sich freute! „Ich kriege in Oldenburg Geld! — Viel Geld, Geesche! — Ich habe eine Erbschaft gemacht!"

Sie waren eine Weile still.

Endlich sagte Peter:

„Wenn ich nun nicht wiederkomme?" Er sah sie mit einem sonderbaren Blick an. „Dann — fallen sie hier alle über dich her. Dann hast

du niemanden. Dann bist du ganz allein. Deine Mutter ist ja auch noch krank."

Geesche sah vor sich hin. Ganz still und verzweifelt.

„Du nimmst mich doch mit nach Amerika?"

Sieh! Sie sagte das, als wenn es ihr schon längst ganz selbstverständlich wäre! Und sie hatten doch eigentlich noch nie ernstlich davon gesprochen?

„Ach!" sagte Peter. Er lachte vor Freude. „Möchtest du mitkommen?"

„Ach ja!"

„Mit mir?"

„Ja!"

„G a n z im Ernst!"

„Ja!"

„Aber das ist nicht so einfach, he? — Denkst du, daß das so einfach ist? — Niemals kommen wir wieder zurück! — Und dann werden wir mit lauter fremden Leuten im Urwald sein. — Und wir werden tüchtig, aber ganz gehörig werden wir arbeiten müssen. Verstehst du? — Und — haha! — nicht wahr? Du bist ein rechter Faulpelz?"

Er dachte, Geesche würde böse werden.

Aber sie war ganz still und kleinlaut. Und mit einem Mal fing sie an zu weinen. .

XXI.

Peter war acht Tage in Oldenburg und erledigte die Erbschaftsangelegenheit.

Es war ein nichts weniger als angenehmer Aufenthalt.

Es verstand sich, daß er mit seinen Geschwistern zusammentraf; steifen Juristen mit ihren Damen, die über den zweifelhaften Schwager in seinem unscheinbaren Touristenanzug die Nase rümpften und ihn ansahen mit Augen, als ob er ein Scheusal aus einem Hintertreppenroman wäre. Die Unterhaltungen, die er mit den Brüdern hatte, waren auch nicht gerade die angenehmsten. Man gab ihm die Meinung, die man von ihm hatte, mit aller Deutlichkeit zu verstehen. Er hatte ja wohl durch seinen Lebenswandel ganz und gar den Tod des Vaters auf dem Gewissen. Ein Wilder, ein Heide, ein gottverlassener Mensch ohne Pietät war er. Obenein bekam er den ziemlich durchsichtigen Neid auf die 8000 Mark, die sein Teil von der Erbschaft waren, zu kosten. Das waren die Geschwister Boie.

Peter war heilfroh, als er nach Ablauf der acht Tage wieder in seinem Coupé saß und Geesche, ihrem Wald und seinem lieben Meer zusteuerte.

Bei seiner Ankunft bekam er eine Ueberraschung.

Es war gegen Abend, als er, nach einer Fußwanderung von Husum her, mit seiner Reisetasche über der Schulter, bei Frau Mindes Haus anlangte. Und: das war, so lange er hier wohnte, noch nicht dagewesen: Frau Minde hielt Feierabend! — In ihrem schwarzen Kleid, die Strandhaube auf, saß sie in dem blumenbunten Vorgärtchen auf der Bank neben der Hausthür, mitten im Gerank des japanischen Hopfens, und hielt Feierabend. Indessen sie machte einen ziemlich verstörten und unruhigen Eindruck.

Also Geesche hatte es mit dem Arbeitsfieber bekommen. Die ganze Zeit über hatte sie nicht geduldet, daß Frau Minde auch nur einen Finger rührte. Sie hatte die Haustiere versorgt, gefegt, gescheuert, die Geräte geputzt, gekocht und gewaschen. Sie war nicht aus dem Hause gekommen. Jetzt saß sie sehr ehrbar neben der Mutter auf der Bank und nähte sich einen Stoß an ihr blaues Kleid.

Frau Minde fand Peter immer noch nicht bei gutem Befinden. Offenbar vertrug sie zudem nicht die ungewohnte Muße, die sie unruhig machte. Sie klagte über Gliederschmerzen, Ohrenbrausen und Schwindelanfälle ...

Fast die ganze nächste Woche regnete es. Peter konnte das Zimmer nicht verlassen. Und während Geesche unten mit unverdrossenem Eifer

und seltener Beharrlichkeit die Wirtschaft versah, saß Peter oben im Stübchen über seinen englischen Büchern.

Zwischendurch kamen und gingen allerlei Gedanken, die nicht gerade unangenehm waren.

Sie erwuchsen und spannen sich aus einem Gefühl von Heimatlichkeit, das ihm erst diese verdrießliche Oldenburger Reise jetzt so recht zum Bewußtsein brachte.

Er lauschte wohl, von seinen Büchern und Papieren weg, auf die Laute unten im Hause. Geesche war anders geworden. Das letzte Gespräch, das sie mit einander gehabt, war ihr eindringlich gewesen. — Wie sie da unten scharwerkte! — Er lachte. — Wie ihm das wohlthat!

Zwei gesunde Menschen, von kräftigem, freien Selbst- und Eigengefühl, die Wohlgefallen aneinander haben, und sich verbinden, ohne sich in die Sklaverei irgend einer sogenannten heiligen Institution oder eigener Leidenschaft zu geben!

Wie schön das zu denken war! ...

XXII.

So sehr es nun Geesche auch bei der verehrlichen Dorfgenossenschaft verthan haben mochte; es hinderte nicht, daß die jungen Kerls nach wie vor hinter ihr her waren.

Ja, jetzt, wo sie völlig vogelfrei, noch mehr als zuvor.

Wenn sie nicht allzu große Belästigungen erfuhr, so kam es daher, weil sie selten ohne Peters Gesellschaft war.

Vor allem hatte Klaus Hansen, trotz der Geschichte mit den Diemen, seine Absichten nicht aufgegeben. Sie erneuten sich vielmehr gar bald und setzten ihm mit größerem Ungestüm zu, als je zuvor.

Der Schwarm der Sommerfrischler hatte sich verloren. Nur ein paar Nachzügler bummelten, außerhalb der Saison, noch auf dem vereinsamten Strand umher. Das Erntefest stand dicht vor der Thür.

In dieser Zeit geschah es, daß sie eines Abends im Wirtshausgarten eine Kegelpartie abhielten.

Das Wirtshaus war ein zweistöckiges Gebäude mit schwarzer Theerpappe überzogen, an der wilder Wein um weißgestrichene Fensterborten bis zum Dach mit seinen frischroten, holländischen Hohlziegeln hinaufwucherte. Die Stockwerke wurden während der Saison an Sommergäste vermietet. Unten befanden sich die Gaststuben. — Hinten aber, hinter dem umfangreichen Hof, dehnte sich ein ansehnliches Gartengrundstück. Auf der einen Seite wurde es von einem langen, neu-

angebauten Tanzsaal abgegrenzt, auf der anderen Seite zog sich an einer dichten Fliederhecke die Kegelbahn hin.

Der vordere Garten hatte in der Länge der Kegelbahn gelbe Kieswege mit Stachelbeer- und Johannisbeerbüschen. Auf den Rabatten wuchsen Kaiserkronen, Lilien, Akley, buntes Löwenmaul und Bauernrosen, Nelken, Stiefmütterchen und hochgestengelte weiße, rote und gelbe Rosen. — Nach hinten, gegen einen Grasgarten hin mit Obstbäumen, gab es Spargel-, Gurken- und Gemüsebeete.

Das Grundstück gehörte Karlchen Schön, einem kleinen, wetterbraunen, runzeligen, schwarzhaarigen Kerl von Wirt, der halb wie ein niederdeutscher Schiffer und halb wie ein indischer Fakir aussah. Er dutzte sich mit den jungen Burschen, trank und spielte mit ihnen vorn im Gastzimmer auf dem amerikanischen Billard und drückte ein Auge zu, wenn sie Abends bis in die späte Nacht hinein hinten in einem neben dem Tanzsaal gelegenen Zimmerchen ihr Spielchen machten.

Also Klaus Hansen und seine Freunde kegelten.

In Weste und Hemdsärmeln standen und hockten sie im Kegelschuppen umher, tranken Bier und rauchten Cigarren. Auf den weißgetünchten Wänden des Schuppens spie der Vesuv Feuer,

dehnte sich die Bucht von Napoli und tiefte sich die Grotte von Capri; und alles im schönsten giftigsten Grünblau.

Aber sie spielten heute nicht besonders aufmerksam.

Ihre Ungeduld des „Stadtkirls" wegen, unter dem sie Peter Boie verstanden, war nachgerade im Begriff, den Siedepunkt zu erreichen.

Man hatte in der letzten Zeit heimlich alles mögliche gegen ihn in Scene gesetzt, bis zu diesen und jenen direkten kleinen Schurigeleien.

Aber es war ihm nicht anzukommen. Partout nicht! — Er blieb und hielt stand. Schien überhaupt von alledem nicht das geringste zu merken.

Nun gestaltete sich denn also die Kegelpartie zu einer Art von hohem Rat, was in der Sache zu thun sei.

Fritz Carsen meinte: man solle ihm auflauern, ihn rempeln und ihm die Jacke ausklopfen. Er fand, daß Peter Boie ekelhaft aussähe und erklärte es für sicher, daß er ein Zwitter sei.

Detlev Möllers hieß ihn einen Wischlappen; und Karl Jacobsen wollte wissen, daß er ein Sozialdemokrat sei.

Alle waren der Ansicht, daß er auf irgend eine Weise „fortgeekelt" werden müsse.

Klaus Hansen saß ganz still und stumpfsinnig

auf dem Biertisch, und ließ die Cigarre aus dem Mundwinkel baumeln. Er hatte sich heute beim Frühschoppen betrunken. Der Kopf war ihm schwer. Seine Augen waren geschwollen und entzündet. Er blinzte beständig mit den Lidern.

Er hatte lange garnichts gesagt. Er hatte wohl nicht einmal zugehört. Hatte nur so mit seinen entzündeten, blinzelnden Augen vor sich hingeblickt, als ob er über etwas ganz Verschmitztes nachdächte. Das hatte er denn auch gethan.

Und plötzlich stieß er ein Kichern hervor, aus dem Bauch herauf, das sich ausnahm, als wenn ein Pferd wieherte, und gab seine stillen Gedanken zum besten.

Een' Zwitter! — Hehehe! — Dat seggt hei ook! Dat unnerschriew' he! — Ein Kerl wäre Peter Boie wie ein Frugensminsch: Aber gerade in solche wären die Weiber wie nicht gescheidt. — Und das wäre gerade das Richtige. — Sie sollten die beiden nur zusammen gehen lassen. — So einer könne ja mit einem Mädel doch nichts anfangen. — Aber er könnte ihr's beibringen. Und zwar gründlich! — Und das wäre eben das Richtige. — Und dann würde schon was mit ihr anzufangen sein. — Hähä! — Er verstehe sich auf so was. — Er garantiere dafür. — Es würde schon zwischen den beiden zum Krach kommen. —

Gar nicht lange würde das dauern. — Sie sollten sehen! — Und dann werde er schon zum Kuckuck gehen. — Dann könnten sie mit ihr anfangen, was sie wollten. —

Er kniff die Augen klein, kniff die Zunge zwischen die Zähne und knippste mit den Fingern vor sich hin.

Fritz Larsen, Detlev Möllers und Karl Jacobsen sperrten Maul und Nase auf vor Respekt.

Und dann schlossen sie auf die Sache eine hohe Wette ab ...

XXIII.

Während man also in Karlchen Schöns Garten Kegel schob und gegen ihn konspirierte, lag Peter Boie im schönen Meerabend auf der Wiesenfläche über der Düne unter der alten Esche und las in Walt Whitmans „Grashalmen".

Es war eins seiner Lieblingsgedichte, an das er geriet.

Es betitelte sich „Mein Programm".

Sein Inhalt umhüllte ihn mit einer schönen, großen Sicherheit. So einfach war er und so unsagbar klar. — Es war wahrhaftig auch sein Programm. Er kannte kein anderes.

„Ich höre, daß man mich anklagt, ich wolle die
Institutionen zerstören,

Doch ich bin weder für noch gegen die Institutionen.
Was habe ich überhaupt mit ihnen gemein, oder was mit ihrer Zerstörung?
Ich will nur errichten auf Mannahatta und in jeder Stadt dieser Staaten, im Inland und an der Seeküste,
Und in den Feldern und Wäldern und über jedem Kiel, groß und klein, der das Wasser kerbt,
Ohne Bauwerke, oder Regeln, oder Vertrauensmänner, oder Beweisführung
Die Institution der teuren Liebe der Kameraden."

Die Institution der neuen Elite! — Die Institution der Kraft und des Friedens, der einfachsten, naturgeeinten Erkenntnis! — Das neue Reich, die neue Heimat der sich heraussondernden Elite! — Das Drüberhinaus über die Gespenster der Not und der Institutionen; über das wirrsälige, verzwickte Gerümpel all der Gesetze, Gesetzchen, Paragraphen, Tüttel und Tüttelchen, der Konventionen und Konventiönchen, über Satans verzwicktes Sophismengewebe! —

Er dachte an Liesegang, der gestorben war wie Mose auf Nebo. Kein Gesetz als die Kraft, die Liebe und den Trieb der Natur! — Sich selbst lebendiges Gesetz und allen Gesetzes satzungsbefreiter Sinn! — Dieser neuen Sonne und dieser neuen Sphäre zu, ein neuer Anbauer! — Er

wird die Seinen finden, wenn diese Mannheit ganz aus ihm hervorgebrochen sein wird! — Aus sich selbst wird er sie zeugen. Der neue Anbauer! . . .

Und die neue Wahl! — Die Wahl der Kameraden und Geliebten! Die Suche!

Er blätterte weiter. Da war noch ein anderes Gedicht, das ihn interessierte.

„Fragen" war es überschrieben.

Die Suche und die Wahl war kein Kinderspiel. Rauh war ihre Sphäre, voller Wehen und Kämpfe. Alle Mittel und alle Vorsicht geboten. Losringen, Abschied und Abscheiden, Härte, List und schlichekundigste Mannheit war in der Suche und in der Wahl der Kameraden.

Er las:

Fragen.

„Bist du die neue Person, die sich zu mir hingezogen fühlt?
Sieh dich vor! Ich bin sicherlich sehr verschieden von dem, was du erwartest!
Glaubst du in mir dein Ideal zu finden?
Glaubst du, es sei so leicht, daß ich dein Geliebter werde?
Glaubst du, daß meine Freundschaft ungetrübte Befriedigung gewährt?
Glaubst du, daß ich zuverlässig und treu bin?

Geht dein Blick nicht tiefer als auf die Außenseite, als auf meine glatten, erträglichen Manieren?
Glaubst du, du näherteſt dich auf sicherem Boden einem wirklichen Herrn?
Fällt dir nicht ein, o Träumer! daß alles nur Maja, Illusion sein könne?“ ...

Er sann eine Weile. Vertiefte sich in diesen Inhalt.

Und da, mit einem Mal, bezog er's auf sein Verhältnis zu Geesche.

Für Personen mit lockeren, unbalancierten Affekten, die aus einem solchen Zustand wohl gar einen Vorzug machen, war Peter von jeher ein kalter Mensch, eine Froschnatur gewesen.

Das war er nun zwar keineswegs: aber es vermochte ihn kein Affekt so weit in die Gewalt zu bekommen, daß nicht seine niederdeutsche Bedächtigkeit und verständige Vorsicht sich in das Spiel gemischt hätte. — Der ehemalige Berliner Verkehr mit all seinen feinen psychologischen Distinktionen und seinem Hang zur Analyse hatte das übrige gethan.

Gegen niemand hatte er sich nun zwar bisher in gleicher Weise seinen Affekten und Sympathien willfährig gezeigt, wie gegen Geesche: indessen, je näher er ihr kam, je ernster ihr Verhältnis sich gestaltete, um so mehr stellten sich, gerade inmitten

eines solchen zunehmenden Aufschwungs seiner Leidenschaft, Reaktionen bedächtig prüfender Ueberlegung ein.

Es waren nicht gerade jene feingeistigen, spirituellen Reflexionen, um nicht zu sagen Quälereien, mit denen sich in jenen Berliner Kreisen, in jener Zuchtwahlzone freier und befreiter Liebe feinere, vielseitigere und gesteigerte Wonnen im Liebesverkehr ablösen mußten: aber sein Verkehr mit Geesche war mehr und mehr von einer Bewußtheit, die ihrer beider Angelegenheit gar bald, wenn auch in einem anderen Verstand, als der brave Klaus Hansen damals auf der Kegelbahn entwickelt hatte, in eine heftige Krise rücken sollte ...

XXIV.

Nach der letzten Regenwoche gab es nun wieder sonniges Wetter.

An einem Sonntag Vormittag brach Peter mit Geesche zum ersten Mal wieder seit längerer Zeit zum Wald an der Buchtspitze auf.

Sie freuten sich auf den Wald; waren begierig, ihre Lieblingsplätze wieder zu sehen; ein Vogelnest, das sie entdeckt; eine Blume, ein Schlehengestrüpp, dessen Früchte nun gereift sein mußten. Und ob sie draußen auf der Buchtspitze Seehunde sehen würden. Geesche fand, daß sie

sich ausnähmen wie riesige Blutegel. Es machte ihr Spaß, wenn sie sich beide, leise und geschickt wie die Katzen, so nahe als möglich an sie heran-paschten. Dann mußte Peter Kiesel nach den dicken Faulpelzen werfen; und es war ein Haupt-spaß, wenn sie auffuhren und von dem warmen Sand sich in die Brandung hineinschnellten.

Die Dorfgassen waren sonntäglich von der Sonne illuminiert. Die Schwalben zirpten. Der warme Sonnenwind spielte mit den Blumen der Vorgärten. Sie prangten in allen Farben. Oben von breiten, grauen Strohdächern herab lachte das Moos im goldigsten Smaragdgrün.

Es läutete zum Frühgottesdienst. Die Glocken hatten einen schönen, klaren Silberklang. Er war so frisch und hurtig. —

Peter und Geesche mußten, um zum Strand hinab zu gelangen, an der Kirche vorbei. Wie sie sich näherten, wurde das Geläut kräftiger und festlicher; und es mehrten sich die Leute, die in ihren Festtagskleidern mit ihren Gesangbüchern zur Kirche gingen.

Peter und Geesche schritten hindurch wie die Heiden. Ohne sich umzublicken schritten sie durch die Leute hin. Aber sie fühlten die neugierigen, spöttischen, feindlichen und fremden Blicke, die ihnen zugeschickt wurden, wohl; vernahmen wohl auch hier und da ein Tuscheln. Hoch aufgerichtet,

halb wie Nachtwandler, schritten sie vorwärts. Vor allem doch mit einem Gefühl der Absonderung, des Ausgeschiedenseins. Bei Geesche war es mit trotziger Verachtung versetzt. Peter aber war fast ärgerlich und gereizt. Obschon ihm diese Leute, und was sie von ihm dachten, sehr gleichgültig waren. Immerhin war doch etwas Thörichtes und Lächerliches in der Notwendigkeit, sie in irgend einem Grade brüskieren zu müssen. — Weshalb das? Er hatte ja nichts mit ihnen. Es war so dumm, daß er sich noch in diesem Neste aufhalten und durch einen solchen Aufenthalt, um Geesches willen, mit dieser ihm so gänzlich gleichgültigen Menschheit in Feindschaft stehen mußte.

Mit gespannten Nerven, die Lippen zusammengepreßt und seine runden, grauen Geieraugen geradeaus gerichtet, schritt er neben Geesche her.

Als sie dann aber aus dem Dorf heraus und allein waren, konnte er sich nicht enthalten, Geesche aus irgend einer dunklen Aufregung heraus, ziemlich heftig in den Arm zu kneifen.

Geesche aber nahm es für einen Scherz und lachte, sich den Arm reibend, ganz vergnügt. So allerliebst herzhaft, wie sie lachte! —

Es erregte in ihm eine Sinnlichkeit. Das

war eigentlich noch nie gewesen. Noch nie in dieser Weise.

Als sie nun aber über die Wiese mit der Esche schritten, wurde ihm besser. Er atmete auf, schwenkte seinen Ziegenhainer und pfiff sogar vor sich hin.

„Geesche, du bist noch nie in der Kirche gewesen?"

„Nein! Die Mutter ist ja katholisch!" sagte Geesche.

„So! Katholisch! Deshalb!"

Peter lachte.

„Aber in die Schule bist du gegangen?"

Ja! Sogar in Husum war sie in die Schule gegangen. Und dann war sie hier konfirmiert worden. Damals war sie auch in der Kirche gewesen. Sie hatte auch mit den anderen Konfirmanden bei dem Pastor Unterricht gehabt. Aber wie langweilig das gewesen war! — Eine wahre Plage! Die Augen waren ihr immer schwer gewesen wie Blei. Es war noch der alte Pastor gewesen. Liese hatte er geheißen. Pastor Liese. — Und er hatte immer so langsam, ganz langsam und feierlich gesprochen. Immer in derselben Leier und als ob er weinte. Davon war sie schlafsüchtig geworden. Sie hatte aber dicht vor ihm, auf der ersten Bank, gesessen; gerade vor seinen Augen. Und er war nie von der Stelle

weggegangen. Da hatte sie nicht schlafen können.

Hinter ihnen verhallte jetzt das Geläute. Es wurde immer dünner und dünner. Dann kam eine wunderliche Klangfigur mit einer Reihe ganz schneller Töne. Dann tropften noch so ein halbes Dutzend Töne nach. Dann bimmte es noch einmal; summte es leise, schwirrte, und nun war es ganz still. — Jetzt würde drinnen in der Kirche die Orgel einsetzen. Aber das konnten sie bis hierher nicht hören.

Weit und breit waren sie nun völlig allein.

Die sonnige Luft drückte, obgleich ein leiser Wind wehte. Man hatte eine Empfindung, als ob die Luft in lange, weite, flirrende Silberfäden ausgezogen würde. Es wisperte und raunte durch die Gräser und leise, ganz leise brauste der alte Eschenwipfel seinen Choral. Weißgelb schimmerte die Düne und silbrig das Graugrün des Strandhafers. Darüber aber blitzte die tief azurblaue Wand der See.

Peters Nervenspannung ging in eine Fröhlichkeit über, die er selten zeigte, und in der ein leichter Beisatz von Gereiztheit blieb.

Denn was sollte nun werden? Wo sollte das alles hinführen? Sein verlängerter Aufenthalt hier, sein so enger und öffentlicher Verkehr mit Geesche, mit der niemand mehr recht seit dem

Diemenbrand Umgang haben wollte, fing an, den Leuten befremdlich zu werden. — Wo sollte das hin? — Weißgott! Das Feuer fing an, ihm immer empfindlicher auf die Nägel zu brennen! — Und, irgend etwas drohte. Er fühlte es. Aber was? Von welcher Seite?

Es war ihm wahrhaftig nachgerade schon zu Mute wie einem Hazardspieler, der seine ganze und letzte Barschaft auf die eine Karte gesetzt hatte. Es war völlig ein Va banque, das er da riskierte.

Es kam ihm so: wie schön die da hinter ihm im Sicheren und Bequemen waren! In ihrer Kirche da. Beim gewohnten, altvertrauten Spiel der Orgel, beim Getön des Chorals, umlullt von dem monotonen Rhythmus der Predigt wie von einem Opiat, hält man geruhig und behäglich seine Wochenübersicht oder macht sein sonntägliches Nickchen!...

Das alles war ihm nun auch einmal vertraut und lebendig gewesen! Lebendig! — Geruhsames Gefriede unbeanstandeter Autorität! — und das alles hatte einst in der Vorzeit die ewige Liebe den mühseligen Menschen zum Halt und Hort geschaffen!

Wie anders war er geworden! Durch was war er nicht alles hindurchgegangen!

Seine Gereiztheit wollte zunehmen.

„Kannst du auch noch solche Choräle und Lieder, wie ihr in der Schule gesungen habt?" fragte er Geesche.

Ach, sie hatte sie verlernt. Und mochte sie nicht. Sie waren so langweilig. — Man dürfe sie nicht außer der Kirche im Hause singen, hatte sie mal sagen hören. Es trete dann ein Todesfall ein. — Aber sie kannte ein paar bretonische Lieder, die sie von der Mutter gelernt. Auch ein paar Walzer, die sie in Husum gehört und hier, im Tanzsaal, bei Karlchen Schön.

Hm! dachte Peter und hieb mit dem Stock vor sich hin. Man *hat* so was eigentlich auch lieber.

Er lachte.

„Du wirst nun also sicher und gewiß mit mir nach Amerika gehen?"

O ja! Das wäre doch ganz selbstverständlich.

„Aber dann bleibt doch deine Mutter allein?"

Geesche schwieg. Sie war ein bißchen verlegen. Aber es ging an.

„Weißt du? Ich will nun bald reisen!" sagte Peter.

Geesche blickte ihn betroffen an.

„Ach, willst du mich wegen der Mutter nicht mitnehmen?"

„O doch! Wenn du willst?" Peter lachte.

Aber dann würde sie Heimweh kriegen?

Heimweh? Geesche wußte gar nicht, was das war.

Sie war ja immer allein gewesen. Der Vater, immer auf Reisen, war selten zu Haus. Und dann war er eines Tages überhaupt nicht wieder gekommen; weil das Schiff und die ganze Mannschaft in den chinesischen Gewässern durch einen Taifun zu Grunde gegangen war. Die Leute mochten ja hier auch nichts von ihr wissen. Was sollte sie denn da für Heimweh haben?

Ja, dachte Peter. Und was soll denn mit ihr werden, wenn Frau Minde stirbt?

„Dann werden wir uns nun heiraten, weißt du?" Er lachte. „Mann und Frau werden wir sein. Nicht?"

Er wurde aus irgend einem Grund noch gereizter.

Geesche nickte.

Hahaha! — Sie wußte den Kuckuck, was das zu bedeuten hatte, dachte Peter. Man kriegt einen Schleier und einen Myrtenkranz, geht in die Kirche und läßt sich trauen.

Eine merkwürdige Geschichte! Halb konnte es nun sein und halb nicht.

Was würde nun eigentlich werden?

Es war ihm nicht danach zu Mute: aber mit einem Mal mußte er doch geradezu laut herauslachen.

Geesche wollte wissen, weshalb er lachte?

Aber sie lachte selbst, während sie fragte; denn sie war neugierig, einen spaßigen Einfall von Peter zu vernehmen.

„O nur so!“ wehrte Peter ab.

Er war wieder verdrießlich geworden.

Sie schien ein wenig enttäuscht und gelangweilt.

Aber wie sie so zutraulich neben ihm herging! Das that ihm so wohl!

Und beständig reizte sie heute seine Sinnlichkeit; regte sie eine etwas trübe und primitive Sinnlichkeit in ihm auf. Ein paarmal schon hatte er mit den Zähnen geknirscht. — Er hatte eine Anwandlung, sie zu fassen und aus aller Kraft gegen sich zu pressen. — Es reizte ihn, wie ihre Hüften schaukelten. Und so ein warmer Duft ging von ihr zu ihm her. Ihr runder Hals und das Stückchen freier Haut hinter den kleinen Ohren mit seiner köstlichen, pfirsich-sanften, bräunlichen Weichheit! Ihre Unterkehle und der Ausschnitt ihres Kleides, der die weiße, fleischige Brust sehen ließ.

Geesche war still geworden.

Auch sagte er nichts. Seine Stimmung glitt unruhig hin und her.

So gingen sie eine ganze Weile.

Dann seufzte Geesche.

Peter zuckte ein klein wenig zusammen. Aber er sagte nichts.

Dann fühlte er mehr, als daß er's sah, wie Geesche ihm ein paar scheue Seitenblicke zuschickte. — Es schien, als begänne sie über etwas nachzudenken. Um ihre Mundwinkel zuckte es, bald böse, bald spöttisch. Ein paarmal schien sie etwas sagen zu wollen: aber sie schwieg.

„Ach!"

Peter hatte aufgeächzt und blieb, ohne Geesche zu beachten, den Hut abnehmend stehen und fuhr sich mit dem Handrücken über die Stirn, wandte sich um und blickte gegen das Dorf zurück.

Mein Gott, war es öde und einsam hier auf der weiten, freien Wiesenfläche!

Sie dehnte sich in schattenlosester Sonne. Der Himmel war so wolkenlos, so eintönig glüh und blau. Die Grillen zirpten, daß es einem in alle Nerven schnitt. In starrer toter Stille breitete sich das Dorf; leblos wie eine bunte Photographie mit seinen starren Laubballen, seinen braunroten und grauen Dächern, von denen auf hie und da ein Räuchlein in das glühende Firmament starrte. Stumpf und niedrig stand der Turm auf dem Kirchdach.

Peter schritt weiter. Mit zögerndem Schritt, ganz eingeschüchtert, folgte ihm Geesche. Er hatte sie in der letzten Zeit vor seiner Oldenburger

Reise so verwöhnt durch seine Munterkeit. Sie begriff nicht, weshalb er verstimmt war.

Sie näherten sich der Düne. Ihre Sandflächen stachen einem förmlich in die Augen, so blendend machte sie die heiße Mittagssonne. Die Seewand erhob sich drüber, starr, wie aus dunkelblau gefärbtem Glas.

Einen flüchtigen Moment blickte Peter Geesche an.

Ihre Wangen glühten in einem tiefen, satten Bronzeton.

Herrlich! dachte er.

Aber er seufzte.

Und nun stiegen sie die Düne hinan, zwischen dem Strandhafer hinauf, dessen harte Spitzen sie in die Beine stachen. Das dunkle Kieferngestrüpp und die Wachholder ragten starr und tot wie Attrappen. Ein Hase tauchte auf, hakte an ihnen vorbei und rannte die steile Böschung hinab. Die Brandung dröhnte in der schwülen, flimmernden Einsamkeit.

„Ach die! Na — Die!"

Peter fuhr zusammen. Fast verdrießlich, weil er sich erschrocken hatte. Ganz laut und voll Haß hatte Geesche plötzlich diese Worte hervorgestoßen und hatte laut und höhnisch aufgelacht.

Sie hatte also in dieser ganzen Zeit, die sie so

stumm nebeneinander hergegangen, auch ihre Gedanken gehabt.

Aber was gab's denn eigentlich?

„Was ist denn?“

Peter mußte lachen.

„Wie sie ein' anglotzen! Als ob einer die Räude hätte!“

Gott, sah sie böse aus!

„Wegen der Diemen!“

Jetzt lachte sie. Aber diesmal beinah fröhlich und sehr zufrieden; aus Schadenfreude.

Ach so! dachte Peter. — Vorhin die Kirchgänger. Das hatte sie aufgeregt.

„Ach!“ sagte er. „Daran mußt du nicht mehr denken!“

Aber sie wollte sich nicht zufrieden geben. Peter bekam Neuigkeiten zu hören. Und rechtschaffene! — Das ganze heimliche Sündenregister der ehrenwerten Dorfgenossenschaft hatte Geesche am Schnürchen. Wußte der liebe Himmel, wo sie das alles her haben mochte! — Aber es war so possierlich, daß sie nicht das zehnte von dem verstand, was sie da hervorbrachte!

Ah! Und wie sie da gegangen waren! So ehrbar! — Und aufgetakelt, wer wußte wie? — Und wie andächtig sie vor sich hinguckten! Und wie sie das Gesangbuch und das Taschentuch hielten und die Sträußchen!

Aber plötzlich blieb Peter mit einem Ruck stehen.

„Sieh! Sieh! Seehunde!" rief er sehr schnell und laut und wies mit seinem Ziegenhainer den Strand hinauf.

Es lagen wirklich welche dort draußen. So ihrer sechs. — Wie stumpfe Walzen.

Aber es waren nicht die Seehunde. Peter mochte das nicht mehr hören, von den Kirchgängern.

„Wo denn?!"

Geesche war völlig interessiert.

Peter faßte sie an die Schulter, drehte sie nach der betreffenden Richtung und, den Kopf nahe an ihrer warmen Wange, gab er mit über ihre Schulter steif ausgerecktem Arm ihrem Blick die rechte Richtung.

Geesche entdeckte die Seehunde. Sie lachte; freute sich wie ein Kind. Und dann machte ihr Peters Berührung Vergnügen.

„Siehst du?!" fragte er hastig.

„Ja!"

Sie hielt ganz still und lachte.

Eine ganze Weile blieben sie so.

Dann aber wandte Peter sich mit einem Mal schnell von ihr weg. Ihre warme, weiche Wange! — Ihm ward heiß. Er war rot geworden.

Er schritt weiter.

Geesche blieb noch eine Weile stehen, lachte und lugte nach den Seehunden, die flache Hand über den Augen.

„Komm doch!“ rief Peter und blieb, nachdem er schon ein gut Stück gegangen, stehen.

Sie lachte und kam hurtig zu ihm hingelaufen.

Er sprach dies und jenes. Von den Seehunden und anderes. Weil er verhüten wollte, daß Geesche etwa wieder von den Kirchgängern anfing.

Aber seine Stimme ward immer unruhiger und nervöser.

Es waren nicht bloß die Kirchgänger. Es war . . . Was war ihm denn nur? Etwas Dunkles, Verborgenes quälte ihn; das er nicht fassen konnte.

„Verdammt! Ist das heiß?!“

Er ächzte, stampfte sogar mit dem Fuße auf. Aber da er seine Gereiztheit durch ein Lachen zu mildern suchte, blieb Geesche ruhig. Sie lachte, faßte vertraulich seine Hand und schwenkte ihm den Arm.

Hm! Das war nett von ihr, fand Peter.

Aber, Wetter! war ihm fad! — Und ein Gefühl, als wenn in ihm etwas gespannt wäre; zum Zerreißen. Er vibrierte förmlich.

Peter kannte die See und den Strand in allen

erdenklichen Stimmungen. Aber noch nie hatte er ihn so öde gesehen, so bis zum Unheimlichen öde, wie in dieser schwülen, sonnflirrenden Mittagsstunde.

Wenn auch nur eine Möve gekreischt hätte! Die zwei Boote, bei denen ihn Geesche neulich erwartet hatte, lagen dunkel und trist im Sande, wie zwei von der Flut angeschwemmte Leichen. Die Rauchfahne eines einzigen fernen Dampfers, der gegen Sylt hinauf Kurs hatte, machte das ganze Bild noch trister. Der Strand dehnte sich mit seinen Tanghaufen wie ein schmutziges Laken.

Eine ganze Strecke mußten sie, nachdem sie lange lautlos durch weichen Sand gewandert, über Muschelkies und Kieselgeröll schreiten. Mechanisch, nichts als der tote Takt der knirschenden Schritte. Es schnitt durch alle Nerven. Und immer das eintönige, tote Dröhnen, Donnern und Schellen der Brandung, mit sonderbar schluchzenden, grollenden und breitklatschenden Lauten dazwischen, oft ganz artikuliert, daß man sich hätte erschrecken können.

Losgelöst von allen Zwecken und Zielen! Völlig im ungewiß Einsamen!

Peter biß sich in die Lippe. Es überwältigte ihn plötzlich wie mit einem jähen Erschrecken. Wie einem Nachtwandler war ihm, den man unversehens anruft.

Wie von aller Wirklichkeit, aus allen menschlichen Zusammenhängen losgelöst.

Unwillkürlich legte er, gleichsam hilfesuchend, seine Hand auf Geesches Schulter.

Sie lächelte ihn an. Zutraulich und kameradschaftlich; fast dankbar. Die Berührung gefiel ihr. Es war, als rücke sie ihm die Schulter noch näher.

Nichts, nichts Gewisses in ihm und um ihn in dieser öden Einsamkeit.

Nach Amerika wollte sie mit ihm gehen! — Wie denn nur? — Nichts konnte ja doch selbstverständlicher und sicherer sein? — Was war ihm denn eigentlich nur?

Seine Stimmungen glitten hin und her.

Plötzlich kam er, im Anfall eines wilden Uebermutes, auf den Einfall, mit Geesche um die Wette zu laufen.

Sie traten zusammen an und liefen aus allen Kräften los. Lange hielt die stramme Geesche mit ihm; dann aber blieb sie zurück, hielt sich die Seiten und rief, daß er halten solle.

Peter blieb stehen und blickte ihr entgegen, wie sie angelaufen kam, lachend und keuchend.

Herr, war sie prächtig!

Er mußte sie plötzlich mit beiden Armen umfangen und in die Höhe heben. Sie kreischte laut auf vor Wonne und weil er sie überrumpelt

hatte. — Aber dann hielt sie ganz still, und er trug die Schwere eine ganze Strecke. Fühlte ihren runden Arm um seinen Hals und die warme üppige Last ihres Leibes auf seinen Armen, deren Muskeln von der Anstrengung hart waren wie Stahl.

„Was du für Kraft hast!“ jauchzte sie.

Endlich mußte er sie denn aber doch niedersetzen.

Sie schritten weiter. Erst plauderten sie, aufgeregt von dem Lauf und von dem Tragen. Dann aber wurden sie wieder still.

Endlich langten sie bei der Buchtspitze an. Sie bogen vom Strand ab und stiegen die Düne hinauf. Und nun waren sie wieder im Gefriede ihres Waldes; standen auf der kleinen Wiese zwischen dem Wald und der Düne, auf der Geesche ihm damals ihre Beichte abgelegt hatte.

Müd von der langen Wanderung den Strand entlang und von ihrem Wettlauf, sanken sie ins Gras.

Die Sonne, die in ihrer Mittagshöhe glühte, machte sehr heiß. Der Wald stand in völlig regungsloser Stille. Kein Vogel sang. Eine fast unirdische Stille stockte auf der kleinen Lichtung. Die heiße Luft erregte schwüle, betäubende Düfte aus Laub, Gras und Blumen. Ein schwerer, süßwürziger Geruch von wildem Tymian betäubte sie,

umlullte ihre Sinne; mit dem Gesumm der Insekten, dem einzigen Laut der stillen, schwülen Einöde. Und die Brandung knatterte und schellte, dumpf und fern, als wenn eine Reihe von Lastwagen über den Steindamm rollte. Ein graublauer Hitzdunst brütete zwischen den alten Stämmen.

Wie ein übersinnlicher Traum war diese weltferne Oede; wie das Phantom einer Fata Morgana. Die Wonne, die er erregte, beklemmte.

Peter machte einen unsicheren Versuch, eine Pfeife Shag zu rauchen; aber es ward nichts daraus.

Wie ihm war! — Als müsse er vor irgend etwas fliehen!

Sie dehnten sich; regten unruhig ihre Glieder und seufzten.

Die große, feierliche Stille erdrückte jedes Wort.

Peter ertrug es nicht mehr. Er ächzte; hörte sich ein wunderliches, wildes Lachen lachen, das kurz abbrach wie mit einem Erschrecken über sich selbst. Seltsame halbe Willensregungen, die durch irgend etwas Unfaßbares aus ihrer Richtung gebogen wurden. Mechanisch reckte er den Arm. Er hatte einen Grashalm pflücken wollen; aber er fühlte sich eine Geste machen, die er nicht hatte machen wollen und die ihm so fremd erschien, daß er fast erschrak.

Er sprang in die Höhe, von Geesche weg.

Seine Muskeln waren gestrafft von seinem brausenden Blut, alle Nerven gespannt. Wie ein Roß hätte er ohne Zweck und Sinn über die Wiese rennen und hätte laut aus sich herauslachen mögen. Ein wunderlicher, halb irrer Elan, der sich seiner Bestimmung unbewußt war.

„Komm! — Komm!" rief er Geesche zu. „Wir wollen zum Strand 'nunter!"

Geesche erhob sich langsam, mit trägen, schweren Gliedern; und sie schritten über die Düne zum Strand hinab.

Sie sprachen einiges miteinander. Aber nur so aus Unruhe.

Wieder lachte Peter das sonderbare Lachen von vorhin.

Geesche aber fing mit einem Mal ganz unversehens an zu schreien und sich im Sand herumzuwälzen.

Plötzlich hielt sie an und rief:

„Wir wollen baden!"

Ihre Augen glühten. Wie in einer Ekstase.

Sie hatte sich zu knieender Haltung aufgerichtet, mit der flachen Hand auf den Schenkel geschlagen, eine herzhafte Geste, die ihr zu eigen war.

Aber Peter, der sie anblickte, lachte nur. Er

vernahm kaum, was sie sagte; nickte mechanisch mit dem Kopfe. Starrte sie an. — Husch! hatte sie Schuhe und Strümpfe herunter! Und husch! war sie auf den Beinen! — Vor Eifer stumm nestelte sie mit fieberflinken Händen ihre Taille auf. Sie flog auf den Sand. Husch! glitt der Rock herab. Und nun lief sie, blank und nackt, wie Gott sie geschaffen, die Arme über die Brust gekreuzt, das rotblonde Haar, das sich gelöst, bis auf die Hüften hernieder, von Peter fort über den warmen, weichen Sand gegen die Brandung.

Mit blitzenden Augen verfolgte Peter sie.

Hilfgott, war sie unsinnig schön!

Schlank war sie und weiß wie Elfenbein. Kräftig und rund war ihr schimmernder Nacken, dessen Weiße noch leuchtender wurde durch das Dunkel des gelösten Haares. Hochgewölbt und fleischig war ihr gesunder Brustkasten. Schlank und doch kräftig die köstlich gerundeten Flanken und schlank gingen ihr die Beine von den Hüften hernieder mit schön gebogenen Schenkeln und festen herzhaften Waden.

Der Strand veränderte sich. Alles, die ganze Umgebung belebte sich wie von einer heimlichen Magie. Von dem weichen, elastischen Rhythmus ihrer Schenkel und ihrer flinken, festen, kleinen Füße schienen unsichtbare Vibrationen auszugehen, wie eine Musik, wie ein leben-

diger seelischer Schimmer. — Das Firmament lachte. Es jauchzte die belebte Brandung. — Und nun, mit kurzen, hellen, weittönenden Lustschreien tauchte sie weiß in die braunen, bernsteingoldenen und violetten Farben des Wassers. Sie schwamm, schrie, schlug mit ihren weißen, blitzenden Armen, tauchte auf und verschwand wieder im wilden, weißspritzenden, jauchzenden Aufruhr der Wassermassen.

Peter erwachte wie aus einer hypnotischen Starre. Flugs sprang er auf, entkleidete sich und rannte ihr nach.

Er war schlank und mager, aber von guten Verhältnissen in den Formen. Seine Schultern waren breit gebildet und zeigten ein kräftig entwickeltes Muskelspiel. Gesund gewölbt war der Bau seiner Brust. Er war rank in der Taille und edel gegliedert war die Muskulatur seiner Schenkel und Unterbeine von langjährig gewohnten körperlichen Uebungen. Er nahm sich solchermaßen gegen Erwarten kräftiger und wohlgeformter aus als in Kleidung, die ihn unansehnlich und beinahe etwas dürr und schwächlich erscheinen ließ. Nackt wirkte seine Körper- und Muskelbildung fast athletisch. Es lag in den Proportionen. Höchstens, daß seine Beine ein wenig zu hoch waren.

Wie ein Pfeil schnellte er über den Strand

hin und tauchte mit einem lauten jauchzenden Schrei durch die Brandung in das freiere Wasser, das er mit hurtigen Armen teilte, bis er in Geesches Nähe war.

Und nun tummelten sie sich, lachend und schreiend in der frischen, herrlichen, sonnigen Freiheit; vom Wogengischt, von den weißen, herabbrechenden Wellenkämmen überschüttet; mit freier, übermütiger Brust gegen die kristallene Klarheit der breit heranrollenden, bäumenden Wellen andringend. Jetzt hochgehoben von der prächtigen Kraft des Wassers, einen schnellen, herrlichen Blick erraffend über die wunderbare, schäumende, blitzende, unendlich belebte stahlblaue Weite; und nun wieder in den glasklaren, kühlen Tiefen mit ihrer azurnen, bernsteingoldenen und smaragdenen Pracht; von goldgrünen Seegräsern umspielt, von dem stillen, rauchigen, weich flimmernden Taumel bunter Quallen und prächtiger Medusengebilde, sich entfaltend und wieder zusammenziehend, daß sie sich ausnahmen, wie langgezogene Bündel gleißender Goldfäden.

Noch nie in seinem Leben hatte Peter Boie ein nacktes Weib gesehen.

Er war nicht befangen gewesen, als Geesche vorhin sich entkleidet: aber der enthüllte Glanz ihrer nackten Schönheit hatte ihn betroffen ge-

macht und ganz verwirrt; es war gewesen wie ein staunender Schreck.

Wie in einem Rausch, in einem Taumel war er gewesen. Völlig so schön erschien sie ihm und edel wie eine nackte Antike. Sie wirkte schlanker, zarter und edler als in der Kleidung, die sie ein klein wenig bäuerisch machte.

Und nun, in der Lust dieses freien Bades, war er unersättlich, ihre Schönheit anzustaunen.

Herrlich, wie das von dem Spiel der Mittagssonne erhellte Gewässer ihre elfenbeinweiße Pracht in seine mattgoldenen und lichtseegrünen Schleier hüllte! Wie es die Linien der köstlichen Formen fließen und gleiten machte mit lindem, wonnig-neckischem Schmeicheln! Bis dann plötzlich herzhaft der runde glänzende Nacken mit bestimmter Form, von dem gelösten funkelnden Rotgold der Haare überklebt, auftauchte! Wie sie sich aufrichtete und die Arme breitete, daß er die von blinkenden Perlchen tropfenden blonden Haarmäuschen der weichen Achselhöhlen sehen konnte!

Er war wie in einer Andacht, die jedoch nicht hinderte, daß er sie bespritzte, ihr haschend nachschwamm, oder, den Arm um ihren, ihren Arm um seinen Nacken, mit ihr gemeinsam die Flut teilte.

Ach, war es schön!

Er war nur noch der kräftige, herzhafte Rhythmus der stoßenden, weitausholenden Bewegungen seiner Glieder, das Schaukeln der bunten, sonndurchspielten Wogen, das blitzende, stäubende Aufbäumen der krystallklaren Wellenkörper; war die hundert lachenden Farben, von denen sie umgaukelt wurden, die plötzlich befreite, herrliche Azurweite; das Jauchzen der hundert Stimmen dieses Wogendranges; war die lachende Lust dieses unschuldigen, herrlichen jungen Körpers, der sich ihm enthüllt hatte wie mit den Seligkeiten eines ganzen neuen Evangeliums! . . .

Dann lagen sie nebeneinander mit ihren nackten Leibern im sonndurchwärmten Sand und ruhten.

Peter unterhielt sich damit, zu beobachten, wie allmählich ihre Haut trocken wurde.

Hier waren ganze große runde Umrisse wie feine, ätherische Arabesken, welche schon trockene Stellen umzirkten, die nur noch mit einem winzigen, zierlichen Geperl bedeckt waren. Dort schimmerten noch große feuchte Blasen, die sich teilten und platzten. Von den Brüsten herab und an den Flanken nieder, über die weiße Bauchwölbung, an den Hüften und Schenkeln sickerten im zuckenden Zickzack kleine Rinnchen und Schnürchen aneinandergereihter Perlchen mit kurzen, ruckenden Stößen sich herabschiebend. — Auf dem

blanken, fleischigen Brustkasten blitzten in Regenbogenlichtern eine Anzahl Tropfen und Perlen wie ein Diamantengeschmeide. Aus der dunkel rotblonden Flut der Haare, die in langen Schlangenlinien und Bauschen sich über den weißen Sand breiteten, rieselte es in kleinen Rinnen und feuchtete den Sand bleigrau. Und immer klarer und blanker trat die köstliche weiche Haut hervor, deren reiner und gesunder Schimmer nicht das leiseste Fleckchen, nicht die geringste Blutunreinigkeit trübte. Bloß auf der einen Schulter hatte sie einen Zirkel allerliebster kleiner Leberflecke.

Geesche lag, die Hände unterm Genick, blinzte in die Sonne und sang mit ihrer kräftigen Stimme laut vor sich hin.

Plötzlich aber fing Peter an zu lachen und kniff sie.

Geesche kreischte auf, lachte und wälzte sich ausgelassen von ihm fort über den Sand hin. Aber ihr übermütiger Blick wehrte ihm nicht.

Peter ließ nicht ab und folgte ihr.

Sie schrie und hieb nach ihm vor Vergnügen.

Danach aber bekam er einen anderen Einfall. Ganz leise und behutsam rückte er näher gegen sie heran und begann, sie zu küssen.

Wieder wollte sie schreien und ihm wehren. Aber es war ein ganz, ganz leiser, sanfter Kuß, den er ihr mit gespitzten Lippen auf

die Stirn hauchte. — Sie lächelte und hielt still. — Wie köstlich unmittelbar und naiv sie auf jede seiner Berührungen reagierte! — Er küßte sie noch einmal, und noch einmal. Da bat sie ihn vor Freude, ganz naiv, sie noch mehr so zu küssen.

Und da küßte er sie auf die Brauen; und dann auf die Schläfen und an die Ohren und auf die Augen. Immer in dieser selben still-gehaltenen Weise.

Geesche kicherte vor Vergnügen, daß ihr die Brüste schütterten.

„Mehr!" rief sie ganz laut und lachte.

Noch nie hatte Peter ein Weib aus Liebe geküßt. Er that dies alles rein aus der Unwillkürlichkeit des Impulses; aus unmittelbarer Wonne über ihren Leib, im Rausch über ihre köstliche Haut.

Ein ganz besonderes Vergnügen war es ihr, als er ganz zart und sanft ihre Ohrläppchen zwischen die Lippen nahm.

Aber nun küßte er sie heftiger; erst leise noch die Nasenflügel, dann herzhafter die Wangen, die Lippen, das Kinn, die Kehle und Brust, die Arme, hüllte ihren Leib in Küsse. Manchmal richtete er sich, mit einem halblauten irren Lachen und erregtem Atem von ihr auf und blickte sie, ohne ein Wort zu sagen, an. Lange! — Und sie haftete

dann mit großen, unschuldigen, fröhlichen Augen halb verwundert und doch mit Zutrauen an diesem sonderbaren Blick, in dem ein leises Blitzen war.

Dann aber beugte er sich wieder über sie und begann sie von neuem zu küssen, heftiger und stürmischer. Sie stieß kleine, halbe Schreie aus, bald vor Wohlgefallen, kichernd, bald lauter, erschreckt, mit noch gehaltener Kraft kurze, halb abwehrende Stöße gegen ihn richtend. Oder sie stöhnte leise, mit einem wohligen Lachen, süß umhüllt und in einen linden Taumel versetzt, schloß halb die Augen und hielt still, als ob sie gekrault würde, wie als Kind von der Mutter, wenn sie abends einschlafen sollte.

Mit einem Mal aber spürte Peter, wie ihre warme Hand auf seinem Rücken ruhte; spürte, wie leise und vertraulich die Finger sich bewegten und ihn strichen.

Es durchfuhr ihn. Nie in seinem Leben vergaß er je wieder diese Empfindung! — Er richtete sich auf und blickte ihr ins Auge. Langsam hatte er sich aufgerichtet, daß die Hand nicht abgleite. Geesche lag ruhig und ermüdet, lächelnd, mit wohlig halbgeschlossenen Augen.

Da preßte sich Peter mit einem langen, verrückten Kuß an ihre Lippen und begann die unsinnigsten Liebkosungen zu stammeln . . .

XXV.

War die gute Geesche verliebt!

Zuerst hatte sie sich sehr gesträubt und gewehrt. Erst als Peter das Blut von der Brust geflossen, weil sie ihm die ganze Brust zerschlagen und zerkratzt, hatte sie sich erschrocken und war still und lieb geworden.

Danach aber war sie es gewesen, die ihn in neue Umarmung gezogen. Halb weinend, halb lachend vor Wonne und Liebe hatte sie die Arme um Peter geschlungen und nicht gewußt, was sie ihm nur noch für Liebkosungen erweisen sollte.

Geesche hatte sich seit dem Ereignis an jenem Sonntag draußen an der Buchtspitze sehr geändert. Ein leiser zärtlicher Schatten lag um ihre Augen und milderte ihre herbe, keusche Macht. Und derselbe Hauch zog sich auch um ihre Mundwinkel.

Auch war sie verschwiegener geworden gegen die Mutter, der sie sonst in gedankenloser Naivetät all ihre kleinen, wilden, krausen Erlebnisse ausgeplaudert. — Sie fing nun an, ihr Geheimnis vor ihr zu haben. Frau Minde wußte nichts davon, das neuerlich kein Abend verging, an dem Geesche nicht zu Peter in sein Stübchen hinaufgehuscht wäre.

Das war jetzt eine Welt für sich, ein Traumschloß aus der Fabel.

Nach Sonnenuntergang pflegte Peter auf seinem Bett zu liegen und auf Geesche zu warten.

Er brauchte jetzt nicht einmal die Shagpfeife, um sich die Zeit zu vertreiben, bis sie kam.

Es war immer dasselbe; immer die gleiche Poesie in diesem Warten.

Alles war dieselbe und gleiche, große, ruhig-friedliche Linie des gleichen magischen Rhythmus, mit seinem gesund-herzhaften, lebenquillenden Atem. Immer der gleiche Frieden der gleichen Seligkeit.

Dies alles war so wundersam neu! Geesche konnte nicht jüngferlicher und frischer sein, als er.

Das letzte Abendrot erblaßt in der Fensternische. Müder und müder wird es. Und dann tritt ein Augenblick ein, wo es verschwindet, als würde es mit einem Mal weggewischt.

Dann hört er unten in der abendstillen Gasse die Kühe muhen, die von der Weide eingetrieben werden. Der Hirt bläst einen Melodiefetzen auf einer alten, zerbeulten Trompete. Es detoniert zum Lachen komisch. Holpert und schlägt an der einen Stelle unversehens in den Diskant über, um sogleich wieder im rauhesten Kontrabaß zu dröhnen. Es nimmt sich aus, wie eine Parodie auf das Gebrüll der Kühe. Dazwischen tönt die Glocke der Leitkuh. Im übrigen ist so eine Stille, daß er die Hufe der Tiere auf dem Pflaster der

Chaussee klappern und schürfen hört. — Dann ist alles eine Weile völlig still. Und dann kommen im langsamen Schlenderschritt auf dem Pflaster etwa ein paar Leute, die sich mit bedächtigen Pausen in ihrem Platt unterhalten. — Es verliert sich in das Dorf hinein. Sie kommen wohl von den Feldern her. — Und wieder ist alles still. — Es wird dunkler. Es raschelt mit kurzen Stößen, wie ein Flüstergespräch, in dem Gerank des japanischen Hopfens draußen vorm Fenster. Ein Hund kläfft. — Dann merkt er, wie langsam der Mond über den Dachfirst der Scheune drüben heraufkommt. Sie hat ein mächtiges graues Strohdach und eine schlohweiß getünchte Lehmwand mit zwei dunkelrotbraunen Thorflügeln. Ein breiter lichtgrüner Grasstreifen zieht sich an der weißen Wand hin. Sie leuchtet durch die Dämmerung mit einem magischen Phosphorlicht. Zum offenen Fenster herein dringen vom Vorgärtchen herauf die kräftigen Gerüche der Bauernblumen.

Dann steht der Mond gerade dem Fenster gegenüber über dem First. Flugs, als wäre drüben plötzlich eine elektrische Lampe angezündet worden, ist das weiße Licht in dem Stübchen, erhellt den Admiral Nelson über dem Bett und sticht Peter in die Augen.

Es ist so still, daß er sein Blut brausen hört.

Das ist, als ob man von fern die Meeresbrandung hörte.

Ein Windhauch pfaucht in das Zimmer, raschelt auf dem Tisch beim Fenster mit einem Papier. Blickt er über sich, so kann er durch das Geranke ein mattblaues Stück Himmel sehen, vom Mondlicht erhellt, mit ein paar Sternchen.

Nun beginnt er unruhig zu werden; und seine Aufmerksamkeit beginnt sich auf die Geräusche im Hause zu richten. Es klappt wohl ein paarmal eine Thür. Geschirr klappert, ein Paar Holzpantoffeln auf den Backsteinen des Flurs. Er hört laute Worte, die Geesche mit Frau Minde wechselt. — Auf dem Bodenraum vor seiner Thür rasselt der Nachtwind mit ein paar losen Ziegeln. Die Hauskatze rapolzt zwischen Gerümpel auf ihrer Jagd im Dunkeln. Es knackt in den alten Dielen.

Und dann rauscht wieder nur noch der Wind, der draußen stärker wird.

Peters Unruhe wächst.

Nun steht er auf, hakt das kleine Fenster ein und läßt das blaue Leinenrouleaux herab mit seinen braunen Landschaften, geht zur Thür, um sie leise zu öffnen und halb offen zu lassen.

Dann geht er wieder zurück, legt sich behutsam, daß ihm kein Laut von draußen ver-

loren geht, auf das Bett und wartet im Mondzwielicht.

Er dreht sich von einer Seite zur anderen, seufzt, stößt einen halben Fluch hervor.

Das Blut braust ihm in den Schläfen.

Endlich! — Er hört das leise Quietschen und Knacken der alten Treppenstiege, das die Last ihres kräftigen Körpers verursacht; und dann auf den Dielen des Bodenraumes den Schritt ihrer nackten Füße.

Und nun lugt sie im Mondlicht zur halboffenen Thür herein.

Nur einen Unterrock hat sie an. Ihr Hemd schimmert im Mondlicht. Sein Saum ist von der weißen Brust herabgeglitten, die durch die Dämmerung schimmert wie Phosphorlicht.

Sie lugt nun wohl so ein Weilchen, verschwindet dann wieder, lugt und verschwindet noch mal, kichert und neckt ihn.

Das mag Peter nicht. Jedesmal macht es ihn verdrießlich. — Dann kann sich wohl die Falte furchen zwischen den Brauen. Ja, es kann ihn für einen Augenblick ganz kühl machen.

Es ist nicht, weil er so gar ungeduldig wäre, sie bei sich zu haben. Es ist etwas anderes. Er weiß es selbst nicht genau. Aber es ist etwas in ihrem Wesen in solchen Augenblicken, das ihm widersteht. — Es kommt wohl auch vor, daß, wenn

sie's mal ein wenig übertreibt, er ein ungeduldiges und gereiztes Wort hervorstößt. Aber immer in einer diplomatischen Weise; so, daß seine gereizte Nüance dann noch gleichsam begütigend oder mit der Maske eines Scherzes endet.

Das hat so seinen Humor. —

Am Tage macht es ihn wohl zuweilen nachdenklich, was es wohl sein mag, das ihm in solchen Augenblicken an ihrem Wesen mißfällt.

Er schämt sich dann wohl, macht sich Vorwürfe, fühlt ein Befremden.

Aber der liebe Trieb!

Und mit einer Naivetät und Heftigkeit ist er in ihm erwacht, die er selbst seinem gelassenen und steten Temperament nicht zugetraut hätte.

Er denkt und fühlt den ganzen Tag über nichts als die Seligkeiten und die Süße dieser Nachtstunden.

Seine Zeitungen und englischen Bücher, seine botanischen Mappen liegen unberührt. Stundenlang kann er herumliegen und träumen.

O, es hat auch seine physiologische Komik! — Er wird rot und unruhig, springt auf, läuft stundenlang am Strand hin, um dem rebellischen Blutstrom zu entgehen, der ihm da zusetzt.

Aber jede Spur von Mißfallen ertrinkt in dem stürmischen, sehnsüchtigen Brausen seines Blutes, wenn sie nun mit ihren nackten Sohlen

lautlos hereinschlüpft und über die warmen Dielen zu ihm hinhuscht.

Wie gesund warm sie ist! — Wie stürmisch ihr Atem stößt! — Und der gesunde Duft, den ihr Leib haucht!

Und sie sitzt bei ihm, wirft sich über ihn, ihre warmen Arme schlingen sich um seinen Hals; das Gesicht hat sie an seine Brust gedrückt; und die warmen Vibriationen ihres wunderlich heischenden Kicherns hauchen ihn an.

Sie lacht und weint in einem Atem, preßt und drückt ihn, so herzhaft und hingegeben ist ihre Frische, so köstlich schamlose Leidenschaft und Sinnlichkeit.

Es ist zum Lachen, wie sie küssen lernt! — Und es macht ihn nachdenklich, wie er selbst es lernt und empfindet. O, es ist kein Kuß, mit dem er sie nicht küßte! — Und noch nie hat er geküßt. Geschweige, wie er Geesche in diesen mondlichten Sommernachtstunden küßt!

Wie das alles seine unverbrüchlichen Gesetze hat!

So ein Kuß macht ihr Vergnügen. Laut lacht sie auf, so hübsch findet sie das.

Und nun will sie's auch so machen.

Er muß es ihr zeigen.

Und sie lernt.

Und diese Uebergänge, wenn aus der Be-

wußtheit dieses drolligen Spieles verlorene Zärtlichkeit wird und derselbe Kuß nicht mehr derselbe ist! Wenn es sich in süße Seufzer der Sehnsucht wandelt, mit dem wiederaufrauschenden, wiederkehrenden Strom des jungen Blutes, das nur kurze Ruhe nötig hat, zu erneutem Liebeskampf.

Fast ist sie lebendiger wie er; wie er einmal ihre junge, gesunde Leidenschaft geweckt hat.

Und wie köstlich, wie unbeschreiblich, wenn sie neben ihm liegt im Zwielicht des grauenden Tages!

Draußen raschelt das frische Morgenlüftchen im Hopfen. Die Spatzen beginnen zu zirpen.

Mit gelösten Gliedern liegt sie, in Vergessenheit.

Ihre Augen sind geschlossen. Ihre Lippen lächeln, halbgeöffnet. Ruhig und tief atmet ihre weiße Brust. Feine Schweißperlen blinken auf ihrer Haut und auf der Stirn. Vertraulich hat sie unbewußt den Arm um seinen Nacken geschlungen.

Er blickt sie an.

Verse von Walt Whitman gehen ihm durch den Sinn.

„Das Ehepaar schläft ruhig in seinem Bett; er mit der Hand auf der Hüfte der Gattin, sie mit der Hand auf der Hüfte des Gemahls ..."

„Der bloße Arm des Mädchens kreuzt die bloße Brust des Geliebten; sie drücken sich fest, ohne Geilheit . . .“

„Jeder der schläft, ist schön; jedes Ding im Dunkel der Nacht ist schön . . .“

„Die Seele ist immer schön; sie tritt mehr oder weniger hervor, sie kommt oder sie bleibt zurück.

„Sie kommt aus ihrer Laube und blickt wohlgefällig um sich und umfängt die Welt;

Der Kopf wohlgewachsen; gleichmäßig und regelrecht die Eingeweide, und die Glieder gleichmäßig und regelrecht.

Die Seele ist immer schön.

Das Universum ist in Ordnung; jedes Ding ist an seinem Platz!“

Er wird ernst, wie er sie liegen sieht; so voll ruhiger, gesättigter Seligkeit! In der Würde ihrer gesunden Schönheit!

Sie wird ein Kind von ihm haben. Ganz sicher wird sie ihm ein Kind schenken.

Ein Kind!

Wie das ist!

Er lächelt. Schließt die Augen, reckt das Gesicht empor und lächelt.

Ein Kind!

Und er bedenkt, wie dies ihm erst die wahre Geburt notwendiger Pflicht sein wird. Noch nie

im Leben hat es für ihn eine notwendige Pflicht gegeben.

Aber hier blickt er hinein in die ganze Würde dieses Begriffes. Hier gewahrt er seine Tiefe und Notwendigkeit.

Ein Kind wird kommen! — Eine Pflicht! — Selbstpflicht! — Denn es ist sein Fleisch und sein Blut.

Die Welt wird neu und jung und hat Sinn. — Eine neue Welt will entstehen. Mit einem neuen Menschen. S e i n Bau und s e i n e Welt! — Was noch? Was weiter? —

Leise haucht er ihr einen Kuß auf die selige, weiße, feuchte Stirn.

Ganz ruhig und fest ist er.

Zum ersten Mal fühlt er sich Mann.

Die Klarheit! — Er möchte aus sich herausjauchzen. — Er hat die völlige Klarheit! — Alles ist fürder in Ordnung.

„Das Universum ist in Ordnung; jedes Ding ist an seinem Platz."

XXVI.

Doch solche seligen und freudigen Gedankengänge wollten sich nicht immer ungestört weiterspinnen, wenn Peter aus den Ekstasen dieser Nachtstunden wieder zum Bewußtsein kam.

Die wunderliche kleine Trübung, die er zuweilen spürte, kam wieder.

Peter erschrak.

Was wollte das? Was hatte das zu bedeuten?

Er konnte es nicht recht festhalten. Es zerglitt ihm, löste sich ins Ungewisse, sobald er's fassen wollte.

Sollte es eine Anwandlung von beleidigtem Aestheticismus sein? Schon möglich. — So eine Art von Rückfall in sein damaliges Berliner Empfindungsleben. Er beruhigte sich damit. Es würde vorübergehen.

Denn unerträglich für ihn, daß es etwa nichts gewesen sein sollte, als der liebe Trieb, das ihn mit Geesche zusammengebracht.

Aber es kam immer wieder.

Irgend etwas war in Geesches Wesen, das ihm leise widerstrebte. Oder, vielleicht nicht das: nein, seine Reaktion war eigentlich ethischer! Etwas, das ihm Besorgnis erregte.

Wenn er's nur hätte bestimmen können!

Eine Enttäuschung? Wünschte er ihr Wesen reifer, veränderter? — Nach dieser Richtung hin lag es.

Ihre Liebe war viel zu sehr und viel zu ausschließlich naive Sinnlichkeit. Es fehlte eine gewisse Gesetztheit. Sie war noch nicht recht Weib.

Da war es. Nach dieser Richtung hin lag es.

Sie liebte nur erst noch wie ein gesundes Tier. Noch ohne Gedanken und ohne irgend eine seelische Umwandlung. Sie war noch nicht ganz Weib. Sie fühlte und verstand seine Seele noch nicht. Noch war das letzte, heimlichste und stärkste Band nicht geknüpft. In irgend einer Hinsicht war sie noch der halbwilde, fahrige Backfisch. Zu sehr Jungfer noch.

Peter wurde ganz verdrießlich, ganz wirr, mürrisch und kopfverdreht. Noch nie war er so vergrübelt gewesen. Fast ängstigte es ihn.

Da, eines Tages, kam es zum Ausbruch.

Er pflegte sein Mittagessen im Hotel einzunehmen.

Nach der Mittagszeit kam er von dort zurück; und wie er in den Flur trat, und im Begriff stand, sich zu seinem Stübchen hinaufzubegeben, erschien Geesche hinten in der Küchenthür und winkte ihm zu, er solle zu ihr hinkommen.

Sie war allein. Frau Minde, noch immer kränklich, lag vorn im Alkoven neben der Wohnstube und schlief.

Es fiel Peter auf, daß Geesche undeutlich sprach.

Er konnte, von der sonnengrellen Gasse in den dämmerigen Flur tretend, Geesche nicht gleich

recht deutlich sehen. Als er aber, ihrer Aufforderung Folge leistend, auf sie zuschritt, und seine Augen sich an das Halblicht des Flures gewöhnt hatten, nahm er plötzlich die Ursache wahr, weshalb Geesche so undeutlich sprach.

Sie aß Schokolade.

Aber sie hatte sie nicht in der Hand, sondern die Stange stand ihr ein ganzes Stück aus dem Mund hervor und sie lutschte sie behaglich nach und nach hinein. Sie hatte es, als sie ihm vorhin zurief, nicht für nötig gehalten, die Schokolade aus dem Mund zu nehmen.

Peter blieb stehen, von einem heftigen Ekel eiskalt überschauert.

Er mochte Raupen und Spinnen nicht. Er konnte Ausschlag bekommen, wenn ihm unversehens so ein Tier bloß auf die Kleidung geriet. Aber fast nicht geringer war die Idiosynkrasie, die er in diesem Augenblick gegen Geesche empfand.

„Da! Beiß ab! Küss' mich!" rief sie nun auch noch, lachte und hielt ihm den Mund mit dem vorstehenden Schokoladenstück hin.

„Ae!" rief er, im Bann seiner Idiosynkrasie und das Gesicht verzerrt vor Ekel, Zorn und Abscheu. „Nimm das aus dem Mund!"

Da hatte sie ja ganz und gar braune Flecke auf den Lippen und ein Sprickelchen auf der Nase.

Geesche starrte ihn an.

Sie war über und über rot. Ihre Augen waren weit aufgerissen.

Sie war böse. Sprachlos vor Entrüstung.

Sie gab einen unartikulierten Ausruf von sich und schien Anstalt zu machen, ihrer Entrüstung Lauf zu lassen. Aber plötzlich stockte sie und verwirrte sich.

Peter blickte sie so fest und kalt an mit seinen brauenlosen, runden, eisengrauen Augen. Sein ganzes Gesicht mit seinem kantigen Römertypus war hart und starr.

Ihr Blick glitt von ihm ab. Ihre Haltung wurde unsicher. Ihre Lippen zuckten und die Schokolade fiel zu Boden.

Er sah es, und sogleich that es ihm leid, daß er ihr Leid verursachte.

Er hatte einen Antrieb, ihr ein gutes Wort zu sagen. Aber er vermochte es nicht. Einerseits war es vielleicht untaktisch; andererseits stickte es ihm in der Kehle, wie er wieder den braunen Mund und das Sprickelchen auf ihrer Nase sah.

Sein Empfinden für sie war in diesem Augenblick wieder völlig tot.

Da war es! Da war es wieder, was ihm jetzt so oft zusetzte! — Und es war kein bloßes verletztes ‚ästhetisches Gefühl'.

Hätte er seinem gröbsten Impuls nachgeben sollen, er hätte sie wohl in diesem Augenblick schlagen können.

Aber doch — er atmete auf; seine Stimmung änderte sich ein wenig — sein Blick hatte sie in Verwirrung gesetzt. Das war gut! Sehr gut war das! — Ihre Augen waren abgeglitten; sie hatte die Schokolade fallen lassen.

Sein Abscheu verlor sich. Er wurde milder.

Er trat zu ihr in die Küche.

Sie stand von ihm abgewandt und starrte durch das Küchenfenster in den Hof hinaus. Glührot war sie und nagte die Lippe.

„Geesche!" sagte Peter.

Sie that ihm nun wieder leid. Sein Ekel war völlig verraucht. Und vielleicht konnte er jetzt seinen Einfluß auf sie stärken, konnte er Gewalt über sie gewinnen.

Aber doch — nein! er mußte sich noch zwingen. Es lag ihm noch so in den Nerven. Hinten in ihrer Kopflinie war jetzt so etwas Unschönes und Grobes. Ach, nein! und dies alberne, dies geradezu blödsinnige Sprickelchen auf der Nase! —

Ein tiefer Schreck wühlte in ihm. Er mußte von ihr fort. Er konnte es nicht mehr ertragen.

Aber er wartete noch.

Noch einmal wandte er sich zu ihr.

„Geesche!"

Aber sie sagte nichts, blieb nur in dieser stummen, bösen und abweisenden Haltung.

Da ging er ...

Oben angekommen, warf er sich auf sein Bett.

Es war ihm sehr fad. Wirr gingen ihm die Gedanken durcheinander.

Er bekam Zweifel, ob er recht gehandelt. Sie that ihm mit einem Mal so leid, daß ihm die Augen feucht wurden. Hätte er sie dagehabt, er hätte sie ganz unsinnig küssen mögen. — Dann verwirrte er sich ganz und gar. War wohl gar verdrießlich, daß ihm nun das heutige Rendezvous gestört war.

Da fuhr er empor.

Er hörte ein lautes, wütendes Schreien, das wie ein heulendes, hysterisches Weinen war.

Geesche! — Was war das?!

Er zitterte förmlich, so hatte er sich erschrocken.

Aber nicht so sehr und so ganz aus Schreck zitterte er, sondern: was war das? Was hatte das — seelisch zu bedeuten?

Sie heulte! Heulte unaufhörlich, ohne Unterbrechungen! Dazwischen verzweifelte Schreie; und ein paar Mal dumpfe, harte Schläge. Sie hieb wohl mit den Fäusten auf den Küchentisch.

Er eilte zur Thür, öffnete sie halb und lauschte hinaus.

Das Weinen wurde ein wenig müder.

Für eine Weile vernahm Peter Frau Mindes Stimme. Sie klang so mechanisch und müde. Eine flüchtige Rührung überkam ihn.

Ae! war ihm dumm zu Mut!

Er ging zurück und legte sich wieder hin.

Alles mögliche verquere Zeug ging ihm im Kopf herum.

Da war zum Beispiel ein Bild. Eine Zeichnung von Wilhelm Volz, die er gelegentlich mal in einer vornehmen illustrierten Zeitschrift gesehen.

Eine stilisierte Salome. Eine einfache, unschattierte Linienzeichnung. Das Ganze eine Art von Arabeske. Salome, die das von einem kreisrund gezirkelten Heiligenschein umgebene Haupt des Täufers Johannes auf einem Becken vor sich hin hält. Sie geht mit zaudernden Schritten mit dem Haupt einen Balkon entlang, über dessen Brüstung man im Hintergrunde eine stilisierte runde Meerbucht gewahrt. Langes, rötliches Haar hängt ihr von dem vor Grauen verzogenen, schreiend zurückgebogenen Kopf herab auf dem nackten Oberkörper. Ein dünner grünlicher Schleier verhüllt wenig ihren wunderbaren, weißen Leib. — Es fiel ihm auf, daß Geesche, wenn man von der feierlich-steifen Stilisierung des Bildes absah, genau dieser Salome glich.

Und nun dies Geschrei dazu! — Hätte er sie nicht als völlig gesund gekannt: man hätte meinen können, man habe es mit einem hysterischen Weibe zu thun.

Wie sonderbar diese Aehnlichkeit zwischen ihrem Ausbruch und Hysterie war!

Alle Wonnen, die Geesche ihm geschenkt, kamen ihm in Erinnerung. Aber zugleich spürte er plötzlich eine Anwandlung von Härte, ja, direkt von Grausamkeit.

Es war ja etwas in ihrem Geschrei, das ihm leid that. Ihre vaterlose, schlecht behütete Jugend, die Mißachtung mit der ihr und ihrer Mutter von diesen Bauern begegnet wurde.

Er lag und grübelte und grübelte.

Aber plötzlich mußte er lachen.

Teufel! Ein Kerl war sie eigentlich doch!..

Nur! Hm! —

*   *
*

Wohl eine Stunde hatte er so gelegen und gegrübelt.

Endlich hielt er's nicht mehr aus. Er mußte es sich auslaufen.

Zugleich aber bekam er's mit einer Sehnsucht, Geesche zu sehen.

Es war unten längst wieder still geworden.

Absichtlich langsam schritt er die Treppe hinab; trat so hart wie möglich auf, damit sie ihn höre.

Vielleicht würde sie aus der Küche hervorkommen, würde mit ihm sprechen.

Absichtlich verweilte er dann unten im Flur, räusperte sich und machte sich mit seiner Pfeife zu schaffen.

Und wirklich kam sie nach einem Weilchen zum Vorschein und trat in die Küchenthür.

Er blickte sich nach ihr um.

Ihr Gesicht war rot und gedunsen, ihre Augen verquollen von Thränen.

„Du!" stieß sie hervor. „Du!"

Ihr Mund war von einem Grinsen in die Breite gezerrt und ihre Augen, die einen sonderbaren Ausdruck hatten, blinzten beständig.

„Ach! Geesche?"

Peter that unbefangen.

„Du!"

„Was denn? Willst du mir — etwas — sagen?"

Er blickte beiseite.

„Willst du nicht mitkommen?!"

Aber sie war nur in ein merkwürdiges, stoßendes Stöhnen ausgebrochen, und plötzlich brach sie in ein grelles, höhnisches Lachen aus,

wandte sich mit einer jähen Bewegung in die Küche zurück und schlug die Thür zu.

Ah, sie war nur böse!

Peter senkte traurig das Gesicht, und ging ...

* * *

Bis zum Abend trieb er sich umher. Aber als die Dämmerung hereinbrach, und die Kühe ins Dorf getrieben wurden, bekam er's mit einer Unruhe und eilte nach Hause.

Er lauschte in den dunklen Flur hinein.

Alles war still.

Langsam, müde und erregt zog er sich zu seinem Stübchen hinauf und warf sich aufs Bett.

Und lag, gepeinigt von einer unwillkürlichen, dunklen Erwartung.

Es war nicht zu ertragen. Es quälte ihn aufs Aeußerste. Er nahm Zuflucht zu seiner treuen Pfeife.

Dann stimmten ihn die Dämmerung, das Mondlicht, der stille friedliche Rhythmus der gewohnten Eindrücke melancholisch.

Er seufzte. Wurde gar ärgerlich.

Und zwischen allem die naive, lauschende, nervenspannende Sehnsucht nach ihr. Das naive Gefühl, daß er jeden Augenblick den behutsamen und doch eiligen Tritt ihrer nackten Füße draußen

auf der alten Treppe vernehmen, und daß sie jeden Augenblick in der Thür erscheinen müsse.

Und da — vor Freude fiel ihm die Pfeife zu Boden — wirklich! Sie — kam! —

Leise knarrte die alte Treppenstiege. — Sie kam! — In der tiefen, mondlichten Stille hörte er deutlich ihren schwergehenden Atem. — Langsam kam sie. — Ganz langsam! —

Wie komisch! Er hatte vorhin sogar, wie sonst, die Thür halb offen stehen lassen! Und hatte das Fensterchen eingehakt und das kleine blaue Leinenrouleaux herabrollen lassen.

Und nun stand sie in der Thür. Langsam, ganz langsam und blöde war sie sichtbar geworden. Stand im Mondlicht, barfüßig wie sonst, im kurzen, bunten Röckchen, die blanke Brust aus dem weißen Hemd hervorschimmernd.

Halb nach außen gewandt, wie auf dem Sprung. Das Gesicht geneigt.

„Geesche!“ rief er im hellen Jubel.

Da kam sie schnell, glührot, mit tiefgesenktem Gesicht zu ihm hinübergelaufen, umschlang ihn mit beiden Armen, drückte ihr Gesicht an seine Brust und weinte ....

*   *

*

Diese Nacht war für Peter wieder ein ganz neues Erlebnis.

Jener Sonntag Nachmittag draußen an der Buchtspitze und diese Nacht! — Was für ein Unterschied!...

Noch nie bisher hatte Peter durch eine Liebkosung an Geesche etwas zu betäuben gehabt.

Diesmal war seine Zärtlichkeit zum ersten Mal von dieser Art gewesen, und die reine, unschuldige Lust ihrer bisherigen Vereinigungen in trübe Wollust gewandelt...

Ernster und enger hatte diese Nacht sie verbunden.

Aber wer wußte: der Schatten dieses Zwistes würde bleiben. In alle Zukunft hinein. Im besten Fall war nichts anderes möglich, als sich mit ihm einzurichten.

Es ist das Typische. 'S war so in der Ordnung, dachte er nicht ohne eine ernste, nachdenkliche Bitterkeit. — Ueberall wird's so sein. — Der unausgeglichene Rest, mit dem man sich — einrichten muß.

Und dies war es, was ihm die Ungerechtigkeit und die Schwäche der Hypochondrie fern hielt.

Die liebe, zähe Statik des Lebens! — Wir sind eben im Grunde alle wie wir sind. Da ist nichts zu ändern. Und wir müssen uns verbrauchen, wie wir sind.

Aber was war Ehre, Stolz, was waren all diese stolzen Tugenden in der Liebe und vor der Liebe! ...

Geesche war in ihrer Reue sehr leidenschaftlich gewesen.

Nie, nie, nie, hatte sie ihm unter den heißesten Thränen zugesichert, würde sie jemals wieder so zu ihm sein! Nie! —

Aber dies hatte ihm keine Illusion gegeben. Dazu war er viel zu sehr Realist. Alles was man da vermochte, war Humor. Darin war er völlig Niederdeutscher.

Jaja! Es liegt Humor in diesem Kampf unseres „guten Willens" mit dem „schwachen Fleisch".

Die Schlange war nun auch in ihrem Paradies; wie in jedem anderen.

Weiß der Kuckuck, wozu es gut sein mochte in der Oekonomie des lieben Weltlaufes!

„Und sie sahen, daß sie nackend waren!"

Ja, wahrhaftig!

Die „Schuld" mochte ja auch mit an ihm selbst liegen. Sicher sogar! —

In einem äußerlichen und oberflächlichen Sinne ja nicht. Aber er war ein viel zu feiner Kopf, als daß er nicht tiefer unterschieden hätte.

Zum Beispiel: weshalb hatte er eine Idio-

synkrasie gehabt? Und weshalb hatte er sich zu sehr von ihr beherrschen lassen?

Nun, das Idyll war eben zu Ende. Neues Stadium! Sie hatten mit der „Wirklichkeit" zu rechnen; sie hatten sich mit einander einzurichten.

Es kam nun aber freilich darauf an, wie dies zu verstehen war und nach welcher Methode dies geschehen mußte.

Er ging noch einmal alles durch und prüfte genau, was seinen Widerstand an ihr erregt.

Er erkannte es jetzt mit aller Deutlichkeit. Es war immer dieselbe allzu jähe Reaktion ihres halbwilden und unkultivierten Temperamentes. Und dieselbe harte Sprödigkeit gewisser zurückgebliebener Backfischeigenschaften. Das Gänschen, das nicht denken konnte; und das doch Intelligenz genug dazu besaß. — Der Brand der Diemen, die Haft in Husum, die Krankheit und andauernde Kränklichkeit der Mutter, all das, was sich zwischen ihnen ereignet: und dieser von Schokolade beschmutzte Mund! — Wie unmöglich, wie fürchterlich!

Und da regte sich nun in Peter mit aller Hartnäckigkeit der „Spleen", der sich mit rücksichtslosester Zähigkeit, auf Teufel komm' 'raus! etwas wohl geradezu zum Sport setzt.

Er ließ mit jener nächtlichen Versöhnung nichts, gar nichts auf sich beruhen. Nicht einen

Augenblick! — Er setzte es sich vielmehr geradezu zur Aufgabe, die erste, beste Gelegenheit vom Zaun zu brechen oder gar selbst eine zu schaffen für eine neue Verwickelung, und die ganze Angelegenheit, koste es was auch immer! so schnell wie möglich zur äußersten Krise zu treiben.

Um den Erfolg war ihm eigentlich nicht so gar bange. Es war der rechte Augenblick, etwas mit Geesche anzufangen und ihre Erziehung zu vollenden.

Es war ja immerhin nicht zu verkennen, daß sie sich seit jener Geschichte mit den Diemen in einem inneren „Konflikt“ befand, in dem Zustand eines Ueberganges ihrer seelischen Entwickelung.

Zum ersten Mal stellte ihn das Leben wirklich vor eine ernste Aufgabe...

* *
*

Geesches Reue erweckte ihm keine Illussionen.

Um so weniger, als er gar bald eine Wahrnehmung machte.

Er hatte dabei eine Vermutung, die ja freilich zum Teil eine Grille sein mochte: aber er hatte sie nun mal! —

Es war ja sicher vielleicht ohne besonderen Belang, wenn er, sobald er gelegentlich eine Probe seiner physischen Kraft gab, ihr einerseits,

sehr kennzeichnender Weise, besonders imponiert hatte und wenn Geesche andererseits — worin es lag! — bei einer solchen Gelegenheit nie versäumt hatte, sich über eine solche Kraftprobe bei ihm zu wundern und eine Bemerkung fallen zu lassen über seinen schlanken, unscheinbaren Körper. Es hatte ihn wohl auch ab und zu mal nervös gemacht. — Er imponierte ihr irgendwie noch nicht recht. Nach wie vor war es bis zu einem gewissen Grad, immer und trotz allem, noch dieser ehrenwerte Klaus Hansen, der mit seinen Herkulesschenkeln, seinem plumpen Buckel und seinen dicken Fäusten für sie Mann war; und irgendwie, in irgend einem Grade war er, Peter Boie, ihr noch nicht Mann.

So einer wie er! So ein Kleiner! — Irgendwie haftete das noch in ihr.

Sie war ja um ein paar Linien höher gewachsen wie er und im Verhältnis robuster. Aber schon, daß ein Mensch einen Menschen physisch um eines halben Hauptes Länge überragt, beeinflußt sein Verhalten dem anderen gegenüber und ist geeignet, Vorurteile in ihm zu bestärken.

Sicher spielte das in der ganzen letzten Affaire mit.

Und nun also die Wahrnehmung! — Das waren ja alles so feine und diffizile Sachen. Aber er hatte, bereits den Tag nach dieser nächt-

lichen Versöhnung, den Eindruck, daß Geesche in Wahrheit mit der Angelegenheit von jenem Mittag noch gar nicht fertig war. Wer wußte, welche seelischen Beweggründe, vielleicht recht primitiver Art, sie in der Nacht zu ihm hinaufgeleitet hatten! Es war ja auf alle Fälle ein gutes Zeichen: aber es besagte noch nicht alles und das letzte. — Jedenfalls: ihre Empfindung war noch nicht völlig rein und sicher gewesen. Und er glaubte sich nicht zu irren, wenn es ihm war, als wäre es ihr später sogar ein wenig leid gewesen, zu ihm gekommen zu sein. War sie fröhlich, so schien ihm das gezwungen; war sie still, so glaubte er sie nicht unbefangen. Und dann plagte ihn die halbwegs bange Gewißheit, bei der ersten besten Gelegenheit werde ihr gedankenloser Backfischleichtsinn wieder zum Vorschein kommen.

Sicher liebte sie ihn noch nicht. Noch nicht mit der Bewußtheit und Stete, die von nöten war.

Aber sie sollte und mußte ihn achten! Und sie sollte und mußte zum Bewußtsein ihrer Liebe kommen!

Daß ihr Klaus Hansen in einem grob-äußerlichen physischen Sinne mehr Mann war, wie er!

Seine Augen funkelten, wenn er das bedachte.

Ja, — er lachte — es regte sich da in ihm wohl gar so etwas wie — Eifersucht?

Wie das war! — Ganz, sehr interessant!

Der Ehrgeiz des Mannes, der physische Ehrgeiz, sein Eifer, vor dem so fein wertenden Zuchtwahlstrieb des Weibes, der Mutter, die ihrem Kinde den besten Mann sucht, zu bestehen! — Diese feinste Achtung der Mannheit dem Weibe gegenüber, die des Weibes suchende Sensibilität, seine immanente physische Genialität zum Magdtum zwingen will!

Zum ersten Mal spürte er in solchen Augenblicken, was es mit dem geschlechtlichen Ehrgeiz auf sich hat!...

* *
*

Am Abend des nächsten Tages geschah es, daß Peter mit Geesche ins Freie ging. Am Tage pflegte Geesche jetzt im Haus zu bleiben, da sie der Mutter, die an Schwindelanfällen zu leiden hatte, in der Wirtschaft behilflich sein mußte.

Die Abenddämmerung war hereingebrochen. Am klaren Himmel stand die Sichel des abnehmenden Mondes.

Auf dem Weg zum Strand hinab schritten die beiden über die Wiese mit der alten Esche.

Die Ahnung, die Peter die ganze Zeit über

zugesetzt, ging nicht fehl. — Die Angelegenheit war damit, daß Geesche gestern Abend zu ihm hinaufgekommen, wirklich nichts weniger denn abgethan.

Seine barsche Aufforderung gestern Nachmittag, die Schokolade aus dem Munde zu nehmen, hatte Geesche auf das äußerste gereizt und böse gemacht. Peter war nahe daran gewesen, die schönsten Dinge aufgetischt zu bekommen; denn Geesches Mundwerk pflegte gut im Stand zu sein und zeigte sich unter Umständen nicht gerade wählerisch. Und fast genau hatte Peter sie in allem verstanden. Sprachlos vor Wut und bedacht, wie sie ihn so recht empfindlich beleidigen könne, hatte sie gerade in seinem Aeußeren die nächste Gelegenheit dazu gefunden. Die nervöse Grimasse, die er, beleidigt von ihrem durch das Schokoladenstück und die Schmutzflecken entstellten Gesicht, gezogen, war so komisch gewesen! — Ihre Blicke hatten an ihm gehaftet und waren dann an seiner Gestalt hingeschweift; und sie hatte in ein Hohngelächter ausbrechen und den Eindruck, den er auf sie hervorrief, ihm nicht gerade in der rücksichtsvollsten Weise zu verstehen geben wollen. Nur durch seine Ruhe und seinen kalten, festen Blick war sie in Verwirrung gesetzt worden. Als sie dann allein war, war in ihr nichts zum Durchbruch gekommen, als ihre

maßlose Wut, die sie an ihm auszulassen keine Gelegenheit gehabt. Selbst nachher noch und trotz der Dazwischenkunft ihrer Mutter, als er sie aufgefordert, mit ihm ins Freie zu gehen, hatte sie nichts im Sinne gehabt, als ihn zu beleidigen.

Danach aber war sie müde geworden; einfach müde. Sie hatte sich abgetobt. Die Vorhaltungen der Mutter gewannen Raum in ihr. Sie fühlte sich verwirrt. Die müde, kranke Stimme Frau Mindes, ihre leise warnende Mahnung wegen der Sache mit den Diemen, waren nicht ohne Einfluß auf Geesche geblieben und hatten sie in ein abergläubisch, scheues Nachdenken versetzt. — Dann, als der Abend hereingebrochen, hatte sich denn auch wohl einfach und ganz naiv das Bedürfnis geregt, oben bei Peter zu sein; und das alles war zu mächtig gewesen, als daß der letzte Rest ihres Trotzes gegen Peter ihm noch hätte widerstehen können. Aus solchen Gründen also war sie zu ihm hinaufgekommen.

Peter war gut zu ihr gewesen; und so hatte sich ihre Wut vom Nachmittag nun ebenso stürmisch in ihr Gegenteil verwandelt.

Nun, da sie mit ihm durch den klaren Abend über die Wiese schritt, war sie lieb. Sehr lieb! —

Sie zeigte sogar Anwandlungen von Fröhlichkeit. Alles hatte sie vergessen. Alles schien wie weggewischt.

Peter konnte sich nicht enthalten, über sie zu lächeln.

Aber, wenn man so sagen wollte, war doch auch wieder etwas in diesem Lächeln von der Ueberlegenheit der Katze, die mit der Maus spielt.

Trieb! Trieb! dachte er nicht ohne Ironie — Trieb!

Sein Lächeln bekam etwas Schiefes und Böses, und seine Augen funkelten verhalten zwischen gekniffenen Lidern. So schritt er mit seinen langen, trottenden Schritten, den Kopf vorgereckt, ohne sie anzublicken, und doch jede ihrer Bewegungen und jedes ihrer talbernden Worte in sich aufnehmend, vorwärts. Sie erregten in ihm etwas wie eine leise Rauflust und Grausamkeit, die ihre Gelegenheit abpaßte.

Nun war sie eine Strecke von ihm fortgelaufen. Sie hatte eine Blume gesehen, die sie holen wollte. Er sah, wie sie sich die Blume in die Taille steckte; und nun kam sie ziemlich unachtsam zu ihm zurückgelaufen und stolperte.

„Du, Geesche!" sagte er, immer noch das schiefe Lächeln um die Lippen. „Stolpere nicht! Wo man stolpert, liegt ein Musikant begraben."

Sie sah ihn an. Sie verstand ihn nicht. Aber die Redensart machte ihr Spaß, und sie lachte.

Sie gingen weiter.

Peter schwieg. Geesche plauderte beständig. Er konnte es nicht mehr aushalten.

Und da sagte er plötzlich:

„Es ist nur schön, daß du wieder so vergnügt bist. — Gestern warst du's nicht. Du bist recht böse zu mir gewesen. — Weißt du? Fast so böse, wie es von dir war, daß du Klaus Hansen die Diemen abgebrannt hast?"

Er war sehr bleich, als er das sagte. Aber jedes Wort war von ihm bedacht gewesen und auch die harte, fast spöttische Nüance, die er ihm gegeben. Es war wie ein Hieb gewesen, den er ihr versetzte. Er wollte sie zahm bekommen. Um jeden Preis! —

Geesche blieb mit einem jähen Ruck stehen. Ihre Augen rissen sich weit auf und wurden dunkel. Ihr Mund verzerrte sich. Sie war totblaß. Ihr Atem keuchte. Ihre Lippen bewegten sich. Aber sie bekam kein Wort heraus. — Peter sah sie an; mit einem wunderlichen, fest haftenden Blick sah er ihr mitten ins Gesicht.

„Ah!!"

Sie hatte aufgeschrieen.

Und — da! da! — Natürlich, ganz unwillkürlich hatten sich ihr wieder einmal die Fäuste geballt. Peter biß sich in die Lippe vor Zorn.

„Du . . ."

Pfui Teufel! Sie suchte nach einem Schimpfwort! — Das! Nur das! Nichts als das!

Aber sie brachte nichts heraus.

„Die . . . die — Diemen . . .“

Ihre Worte wurden ein lautes, krampfiges Lachen. Plötzlich wandte sie sich mit einem kurzen Ruck, und rannte von ihm weg quer über die Wiese zum Dorf zurück . . .

XXVII.

Peter hatte ihr nachgeblickt, bis sie in der Dämmerung verschwunden war. Sehr bleich. Er hatte über den ganzen Körper gezittert.

Dann war er niedergesunken und hatte lange stumm und ohne Regung gelegen, das Gesicht im Grase verborgen.

Es hatte einen Moment in ihm gezuckt, ihr nachzulaufen. Aber er h a t t e sich bezwingen wollen.

Allmählich war er dann ruhiger geworden.

Ganz kühl und logisch hatte er nun bedacht, was zu thun war.

Wahrscheinlich würde sie ihn jetzt für ein paar Tage meiden. Und — er würde sich zwingen müssen, sie zunächst in Ruhe zu lassen. Mochte sie über alles recht gründlich nachdenken. Dann aber würde er mit ihr sprechen. Sie würde auch schon

Sehnsucht nach ihm bekommen. Dann würde er ihr erst alles erklären können. Sie würde ihn dann verstehen. — Wenn aber noch immer nicht: dann würde er ihr auf irgend eine Weise von neuem zusetzen. Bis zum äußersten! — B i s sie ihn verstünde! — B i s sie sich gab! . . .

*   *
*

Wirklich bekam er denn auch Geesche in den nächsten beiden Tagen nicht zu Gesicht.

Es machte ihn doch ein wenig unruhig.

Aber seine Unruhe steigerte sich, als es den dritten und den vierten Tag ebenso war. Alle möglichen Versuche stellte er an, ihrer habhaft zu werden: aber vergeblich! Es war, als wäre sie spurlos verschwunden.

Sein Zustand wurde unerträglich. Er wälzte sich oben auf seinem Bette umher, lief stundenlang durch das Zimmer und verqualmte es mit seiner Shagpfeife. Mit fieberndem Kopf durchschweifte er die Gegend. Es nahm ihn auch körperlich mit. Er schlief nicht in den Nächten. Er magerte ab. Seine Augen waren umschattet.

Es war am fünften Tag nach jenem letzten Spaziergang mit Geesche, als Peter in später Abendstunde von einer längeren Wanderung sich auf dem Heimweg befand. Er kam vom anderen,

der Waldspitze entgegengesetzten Horn der Bucht und schritt den Weg entlang, der zwischen der Düne und den Waldwiesen hinführte.

Er kam von der Pflanzensuche und die Trommel hing ihm über der Schulter.

Er war müde, und seine hagere, ein wenig vornübergebeugte Gestalt machte, wie sie sich durch das Abenddunkel schob, wohl einen etwas lächerlichen Eindruck.

Er hatte den Entschluß gefaßt, morgen Geesche unbedingt aufzulauern und ihrer habhaft zu werden. Es war unmöglich, daß er diesen Zustand noch länger aushielt.

So viel aber stand ihm ein für allemal fest: nachgeben würde er ihr in dem betreffenden Punkte um keinen Preis! Nicht einen Augenblick!

Aber plötzlich blickte er auf.

Er gewahrte, wie ihm von fern zwei entgegenkamen.

Es machte ihm Spaß, die beiden schwarzen Striche gegen den Zwielichtdämmer der Düne zu sehen; gegen den Hintergrund des letzten, verglühenden Abendrotes.

De Fischer mit syne Fru! Hier im abendlichen Gefriede des Kieferngestrüpps und der Machandelböme! dachte er.

Jetzt konnte er deutlicher ihre Gestalten unterscheiden.

Sie kamen.

Immer mehr verkürzte sich der Zwischenraum zwischen ihm und ihnen.

Aber, Wetter!! — Fast hätte er sich vergessen und wäre stehen geblieben, als würde er bei den Beinen festgehalten. Aber er schritt weiter.

Geesche?!! und — und — Klaus Hansen?!!

Er wurde blaß. Seine Augen nahmen einen starren, konzentrierten Ausdruck an.

Mit Klaus Hansen?!! —

Ah! So stand es?!

Wetter! — Himmelwetter!!

Jetzt war er nah.

Sie sagte etwas zu Klaus Hansen und lachte. Henkte sich mit einem Mal an Klaus Hansens Arm.

Hm!

Jetzt waren sie aneinander.

Peter zog den Hut und bot die Zeit. Sah ihr fest in die Augen und lächelte.

Sie schwieg auf seinen Gruß. Einen schnellen Blick hatte sie auf ihn gerichtet. Dann aber senkte sie den Kopf und blickte beiseite.

Als er an ihnen vorüber war, hörte er Klaus Hansen lachen . . .

XXVIII.

Diese Begegnung hatte Freitag stattgefunden. Am nächsten Sonntag sollte in Karlchen Schöns Tanzsaal Ernteball sein.

Samstag, endlich! traf Peter mit Geesche zusammen.

Er kam, ein wenig früher als gewöhnlich, vom Mittagessen aus dem Hotel. Als er durch den Flur auf die Treppe zu schritt, fuhr Geesche plötzlich mit dem Kopf um den Pfosten der Küchenthür herum und lugte nach ihm.

Sie lachte, als sie ihn sah. Ein merkwürdiges, spöttisches Lachen. Und plötzlich fragte sie ganz höhnisch und ausgelassen:

„Du! Willst du nicht Sonntag zum Ernteball kommen?!"

Peter blieb stehen.

„Zum — Ernteball? — Ach! Du gehst zum Ernteball?"

„Ach ja?" machte sie und zog das ‚a' so recht in die Länge.

Sie stand jetzt auf dem Flur, mit dem Rücken gegen den Pfosten der offenen Thür gelehnt.

Wieder lachte sie wie vorhin. Ihre Augen funkelten.

„Du! Klaus Hansen will mich zum Tanz führen! — Du! — Du!!" Sie trat jetzt ein wenig

vom Pfosten weg gegen ihn hin und reckte mit einem bösen Ausdruck den Kopf gegen ihn vor. „Haha! — Die Diemen . . . Nicht wahr? Ich habe doch die Diemen abgebrannt?! — Die Diemen! — Nicht wahr?! — Hahaha!"

Noch einmal lachte sie und spukte weit — pfui!! — gegen ihn hin in den Flur hinein. Dann verschwand sie in die Küche.

Peter war totblaß.

Er verstand: Klaus Hansen hatte sie herum! Wer wußte, auf welche Weise? Aber er hatte sie völlig herum bekommen.

Er wandte sich und begab sich in sein Zimmer.

Oben warf er sich aufs Bett.

Ach! Das hatte sie böse gemacht! — Nichts als das! — Nichts als das hatte es gewirkt, daß er ihr das gesagt! — O! Nichts als das! — Alle die Vorwürfe der Mutter damals, Frau Mindes Kränklichkeit, die Haft in Husum: es hatte nicht vermocht, sie zum Nachdenken zu bringen, ihn zu verstehen. Nur böse war sie geworden.

Aber — hatte er ihr's denn so sagen dürfen? — War es nicht ein Fehler, daß er sie gerade wieder an die Diemen erinnert?!

Aber — Teufel!! — Da war sie also auf diesen — Lümmel, auf diesen raffinierten Bauernlümmel gestoßen, und er hatte ihr einfach den Kopf verdreht. Weiß der Teufel, wie? Aber er

hatte sie beschwatzt. Hatte ihm einfach etwas angehängt.

Er konnte ja nun wohl seinen Koffer packen und abreisen.

Aber — dieser Klaus Hansen da . . . Dieser . . .

Er stierte vor sich hin. Lange . . .

Plötzlich sprang er auf, als hätte ihm jemand unversehens einen Stich versetzt.

Morgen würde er auf den Ball gehen! . . .

XXIX.

Es war Sonntag Abend. Peter lag auf seinem Bett und quälte sich mit seinen Gedanken.

Plötzlich zuckte er auf.

Es war ja wohl so weit, daß er gehen könnte . . .

Aber — äh! — Weshalb eigentlich noch?

Es war ja alles aus! — Wenn sie das vermochte? . . .

Haha! — Wenn Klaus Hansen sie zum Tanze führte, nach allem, was geschehen.

Sein Gesicht verzerrte sich.

Wenn . . . Vor allen Leuten! Zum Tanze! — Dann — mußte er doch die Absicht haben — sie zu — heiraten?

Alles aus! — Hingehen?! Ach, Unsinn!

Unsinn! — Weshalb dies und das und alles andere!

Und doch!

Er lachte. Mit einem Mal erwachte in ihm der Spleen. — Weshalb sollte er den Ball nicht besuchen?

Man würde ihn angaffen, wie ein Mondkalb! — Gott, das war doch ganz spaßhaft. — Und er würde sich hinsetzen, eine Cigarre rauchen und ein Glas Bier trinken.

Und wie sollte er sich die Zeit vertreiben, bis morgen? Wenn schon alles einerlei war: warum nicht selbst mal das Blödsinnigste thun?

Er sprang auf und griff nach dem Hut und dem getreuen Ziegenhainer.

Niemand hätte ihm angesehen, was in diesen letzten Tagen und Stunden in ihm alles gestürmt und durcheinandergewühlt, so gelassen und gleichmäßig war sein Gesicht mit den großen, runden, brauenlosen Grauaugen.

Und so schob er, seinen Ziegenhainer nachschleifend, durch die letzten roten Lichter der untergehenden Sonne, sich die stille Dorfgasse entlang dem Gasthause zu.

Schon von weitem hörte er's:

„Bin kein Freund von Traurigkeit!“

Und als er um Posthalter Jensens Ecke herumbog, sah er drüben am Ende der breiten Dorf-

gasse das Gasthaus mit seiner schwarzen Theerpappenbekleidung, vom wilden Wein überwuchert, der sich schon zu entfärben begann. Oben auf dem Giebel war eine große, schwarz-weiß-rote Flagge aufgehißt und flatterte lustig in der blauen Abendluft.

Vor der Hausthür und der überlaubten schmalen Veranda, auf der man bei einem Glas Bier sitzen konnte, unter den drei Eschen vor dem Hause, standen und promenierten sie herum; die Mädchen in ihren bunten Kleidern, erhitzt vom Tanz, mit dem Taschentuch sich Kühlung fächelnd; die Burschen neben ihnen her, sie mit Komplimenten zum Lachen bringend.

Es war ein hübsches Bild. Die bunten Kleider, die roten blondhaarigen Gesichter gegen die schwarze Hauswand mit ihren sich dunkelrot färbenden Blättern und in der klaren Abendluft, die alles sauber machte und frischte.

Langsam schritt er auf sie zu. In seinen Augen war für einen Moment ein leises, übermütiges Funkeln. Sonst rührte sich in seinem Gesicht keine Miene.

Er ging zwischen ihnen durch, stieg die drei Stufen zu der schmalen Vorveranda hinauf, auf der ein paar alte Bauern bei ihrem Bier saßen, und trat in den Hausflur ein. Lautes Gespräch schallte aus dem Gastzimmer. Es roch nach Bier

und Speisedust. Ein paar Leute, vom Hof kommend, musterten ihn verwundert. Ein paar Köpfe steckten sich aus der Küche hervor.

Peter schritt hindurch, trat auf den Hof hinaus und schritt über den Hof in den Garten.

Die Thüren zu dem Saal standen weit offen. Der Lärm der Musik, das Tosen des Tanzes drang in den stillen Garten heraus und mischte sich in das Rollen der Kegelbahn und das helle Klappen der stürzenden Kegel. Auf einem Baum zwitscherte ein Fink.

Er näherte sich dem Eingang, trat ein.

Die Lampen waren noch nicht angezündet. Sie tanzten noch im Zwielicht. In den Fenstern lag noch ein rötlicher Schein der Abendsonne. Oben auf der Galerie spielte die aus Husum bestellte Musik auf. Unter der Galerie waren die schmalen, mit Tischen gefüllten Seitenräume des Saales schwarz von Menschen. In der Mitte des Raumes bewegten sich auf dem gebohnten Fußboden die tanzenden Paare um den Tanzordner herum, der in seinem schwarzen Anzug in der Mitte stand, den pomadisierten Kopf reckte, die Kommandos rief und in die Hände klatschte. Es war ein Getös von Lachen und Gesprächen, von dem Rauschen, Schwirren und Schleifen der Füße. Jauchzer und laute Rufe schallten durch das Gebrause.

Guirlanden von Eichenlaub mit bunten Herbstblumen zogen sich um die Galerien, und unter der Musik hing ein riesiger Kornkranz mit Schleifen und bunten Papierfähnchen. Zwischen den Windungen der Guirlanden aber waren ein paar Transparents angebracht, in die Karlchen Schön mit geöltem Seidenpapier unterklebte lustige Verse geschnitzt hatte, deren Verfasser er selbst war.

Peter stellte sich in den Ring, den die Zuschauer und die Ausruhenden um die Tanzenden gebildet. Man ließ ihm Raum und musterte ihn. Er hatte sich eine Cigarette angesteckt. Die machte Aufsehen.

Peter hatte sich eine Stelle gewählt, wo der Ring dünner war und wo er, an einen der Holzpfeiler, welche die Galerie stützten, gelehnt, leicht bemerkt werden konnte.

Wahrhaftig! Da kamen Klaus Hansen und Geesche an ihm vorbeigewalzt!

Sie hatten ihn von fern gesehen, wie er so allein gegen den Pfeiler lehnte.

Klaus Hansen hatte gelacht und hatte Geesche auf ihn aufmerksam gemacht, und Geesche hatte Peter einen schnellen Blick zugeworfen.

Peter war völlig ruhig und gelassen.

Die Sache war erledigt und in Ordnung.

Aber, Wetter! — er mußte lachen — sie hatte

es doch immerhin zu Wege gebracht, sich wieder Reputation zu verschaffen!

Und — was mußte ihr dieser ausgefeimte Hallunke doch wohl alles vorgeredet haben! . . .

Ein sonderbarer, stiller Uebermut überkam Peter. Mit diesem Blick verfolgte er das Paar.

Inzwischen endete oben die Musik mit einem lauten Finale.

Die Tanzenden trennten sich. Eine Stille entstand. Nur noch das Geräusch der Paare, die sich zu ihren Sitzen zurückbegaben, das Lachen, Plaudern und Bierseidelklappen von den Tischen her.

Peter fand in der Nähe seines Pfeilers einen freien Tisch, ließ sich nieder, bestellte Bier und zündete sich eine frische Cigarette an. Und nun saß er ruhig, mit seinem unbewegten, fast starren Gesicht, die Cigarette zwischen die Finger geklemmt und wartete.

Er gewahrte, wie Geesche von Klaus Hansen zu ihrem Sitz geleitet wurde. Dann ging Klaus Hansen zu seinen Freunden. Geesche saß, sittig und ehrbar, bei den Mädchen.

Peter lachte in sich hinein.

He! Dieser Klaus Hansen hatte doch eigentlich ein geradezu prächtiges Ohrfeigengesicht!

Klaus Hansen machte ihm Vergnügen. Dieser Dorfprotz in seiner possierlich-grotesken Glorie!

Mit seiner dicken Goldkette überm Bauch und seinen grotesk renommierenden Gesten!

Und Peter wartete.

Die Musik fing wieder an aufzuspielen. Ein Walzer. — Der Anfang wurde angespielt. Dann trat wieder eine Pause ein, während welcher der Tanzordner in die Mitte des Saales trat und die Paare sich anstellten. Und nun setzte die Musik ein. Der Tanz begann.

Aber — Klaus Hansen tanzte diesmal nicht mit.

Peter hatte gesehen, wie er zu Geesche hingegangen war, nach ihm hingewiesen und mit ihr gesprochen hatte.

Geesche war rot und aufgeregt. Sie lachte über das, was Klaus Hansen ihr sagte. Aber ihre Augen waren unruhig.

Nun trat Klaus Hansen wieder zu seinen Kumpanen hinüber. Sie tuschelten und lachten, während sie, unauffällig, mit halben, verstohlenen Blicken zu ihm herübersahen.

Peter blickte über sein Bierseidel, die Cigarette im Mundwinkel, steif in das Gewühl des Tanzes hinein. Doch es entging ihm nichts, was drüben an Klaus Hansens Tische geschah. Er wartete. —

Jetzt waren sie ruhig geworden. Noch ein-

mal blickten sie zu ihm herüber. Dann zündete Klaus Hansen sich unternehmend eine Cigarre an und erhob sich. Mit ihm erhoben sich noch zwei von den anderen. Langsam schoben sie sich, zum Schein hier und da verweilend, jemand ansprechend, Bemerkungen tauschend über den Tanz, zwischen den Tanzenden und den Tischreihen hin zu Peter hinüber.

Jetzt waren sie in seiner Nähe. Sie thaten, als ob sie ihn nicht sähen und pflanzten sich alle drei dicht vor seinem Tische auf, in einer Weise, daß ihm die Aussicht auf die tanzenden Paare versperrt wurde.

Und nun fingen sie an, alle drei sehr guter Laune zu werden, Kurzweil und Scherz miteinander zu treiben und sich in die Seite zu stoßen; und es dauerte nicht lange, so vernahm Peter, wie sie sich da über irgend eine Vogelscheuche, über irgend welche Storchbeine, über ein Kräutermännchen und ähnliche Raritäten lustig machten.

Mit einem Male aber bekam Klaus Hansen von dem einen einen Stoß, daß er gegen Peters Tisch taumelte. Das Bierseidel fiel um, und das Bier lief Peter über die Joppe und auf die Hosenbeine.

Klaus Hansen blickte sich um und grinste.

Aber er bat nicht um Entschuldigung, sondern

grinste nur, die Augen auf das verschüttete Bier gerichtet.

Peter blieb ganz ruhig. Er hatte nicht die leiseste Bewegung gemacht. Aber seine Augen funkelten und seine Kinnladen knirschten hinter fest geschlossenen Lippen aufeinander. Dann sagte er ruhig:

„Will der Flegel nicht um Entschuldigung bitten?!"

Klaus Hansen zuckte zusammen. Er musterte Peter. Dann fing er an zu grinsen.

„Wat will he?"

Klaus Hansen wieherte laut auf und stieß noch einmal gegen den Tisch.

Da stand Peter Boie auf und hieb Klaus Hansen eine kräftige Ohrfeige herunter.

Klaus Hansen taumelte zurück.

Er war feuerrot bis in seine weißblonde Haarperrücke hinein. Seine Schultern zuckten. Er schnaufte und stierte Peter an. Seine Hände wühlten krampfhaft in den Taschen umher.

Peter Boie stand ruhig hinter seinem Tisch.

Da stieß Klaus Hansen ein lautes Wutgebrüll aus und im nächsten Augenblick — Peter wollte abwehren, griff aber fehl — sauste etwas Spitzes, Funkelndes gegen Peters Brust nieder.

In der Nähe kreischte eine Weiberstimme auf.

Da zuckte Peter zusammen, die Stirnader schwoll ihm, blitzschnell hatte er das Seidel und hieb es aus aller Kraft Klaus Hansen ins Gesicht.

Wie durch einen Nebel sah er, wie Klaus Hansen mit einem dumpfen Gurgellaut zusammenbrach, dann sank er in Ohnmacht . . .

XXX.

Als Peter Boie nach Tagen wieder zur Besinnung kam, fand er sich in einem nüchternen Zimmer, in einem Hospitalbett zu Husum.

Er war schwer krank. Klaus Hansens Messerstich hatte ihm die Lunge gestreift.

Lange währte es, bis er in die Rekonvalescenz kam.

Die Müdigkeit der Genesung that ihm wohl. — Alles war abgethan. Er war ruhig. Die Zukunft war im Klaren.

Er war endlich so weit, daß er außer Bett sein konnte.

Es fand sich, daß ihm sein Gepäck zugestellt worden war; und so saß er denn in dem sauberen Hospitalzimmer in einem glanzlederüberzogenen Lehnstuhl, las in seinen englischen Büchern und in der Zeitung, die ihm der Arzt täglich übermittelte.

Was mochte nun übrigens damals geschehen

sein? Er hatte nur gesehen, wie Klaus Hansen von seinem Hieb zusammengebrochen war. Was mochte mit Geesche geworden sein?

Da wurde ihm eines Tages gegen Mittag Besuch gemeldet.

Er saß gerade in seinem buntgestreiften leinenen Krankenanzug in dem Glanzledersessel und las nach dem zweiten Frühstück, wie er sich zu thun gewöhnt, die „Kieler Zeitung".

Besuch? — Wer mochte es sein? — In der Vermutung, seine Angehörigen könnten auf irgend eine Weise von dem Vorfall erfahren haben und auf den Einfall gekommen sein, ihm einen Besuch zu machen, zog er ein verdrießliches Gesicht.

Aber es war Geesche.

Peter machte große Augen.

Er kannte sie nicht wieder. Er war ganz betroffen.

Sie war in ihrem sommerlichen Kattunkleidchen und hatte ein gelbes, bäuerliches Strohhütchen auf.

Gott, wie sah sie aus! Was war mit ihr? Was war geschehen?

Sie war bleich und eingefallen, völlig verhärmt, krank und verstört. Ihre Augen, die in Schatten lagen, zeigten einen starren, verzweifelten und gleichsam verängstigt-betroffenen Ausdruck.

Sie war an der Thür stehen geblieben. Peter sah, wie sie am ganzen Körper zitterte. Ihre Backen glühten wie im Fieber. Sie wich seinem Blicke aus. Ihr Mund zuckte.

„Setze dich doch!" sagte er.

Aber sie zögerte und fing mit einem Mal an zu schluchzen.

Peter schwieg. Er blickte vor sich nieder.

Endlich ward sie ruhiger.

„Komm!" wiederholte er.

Ohne ihn anzublicken kam sie durch das Zimmer zu ihm hinüber an den Tisch, mit bebenden, zagen Schritten und ließ sich langsam auf den Rohrstuhl nieder, der beim Fenster neben dem Tisch stand. — Still saß sie mit niedergeschlagenen Augen und schwieg. Schien etwas sagen zu wollen, brachte aber nichts über die Lippen.

Das Schweigen dauerte. Die Sonne lag im Zimmer. Draußen in den hallenden Korridoren schlugen Thüren, schallten Stimmen und Schritte. Es waren die Wärter und Krankenpfleger, die hin und wieder gingen. Andere Schritte schlurften im regelmäßigen Tempo hin und her. Es waren Rekonvalescenten, die draußen in ihren Lederpantoffeln auf und ab promenierten. Irgendwoher kam ein Stöhnen und Wehklagen.

„Du — kommst mich besuchen?" fragte er endlich.

Geesche wollte etwas sagen, aber sie bekam einen neuen Weinanfall.

Peter wartete, bis sie sich beruhigt hatte.

„Wie geht es zu Hause?" fragte Peter endlich. „Sprich doch, Geesche!"

„Die Mutter ist tot!" brachte sie endlich tonlos aus ihrer schweratmenden Brust heraus.

„Was?! Tot?! — Deine Mutter?! — Ach!"

„Vor drei Wochen. — Ein paar Tage nach dem Ernteball!" stotterte Geesche. „Sie — hat einen Schlaganfall gekriegt, weil —"

Sie konnte nicht weiter.

„Die Leute sagten — ich wäre — schuld gewesen, daß du — Klaus Hansen — totgeschlagen hättest."

„Klaus Hansen?! Totgeschlagen?! — Was!!" fuhr Peter auf. „Ist — Klaus Hansen — tot?!"

„Ja."

Eine Weile war es still.

„Hm! — So!" sagte Peter. Er war sehr bleich. Aber ruhig.

„Er is sofort tot gewesen, wie du ihn mit dem Seidel ins Gesicht geschlagen hast. — Die Leute sagen, er hätte eine Gehirnerschütterung bekommen!"

„Hm!"

„Und — und — nun soll ich an allem — schuld sein."

Peter blickte sie an. Er mußte doch lächeln. — Sie war wie ein verängstigtes Kind, das eine gründliche Dummheit gemacht hat und sich nun nicht zu helfen weiß. — Und — sie kam zu ihm. Nahm, als wäre das selbstverständlich, zu ihm ihre Zuflucht. —

„Was willst du denn nun thun?" fragte er.

„Ich — weiß nicht", hauchte sie und wurde rot.

Sie schwiegen.

„Hm! — Zu Hause kannst du doch nicht mehr bleiben."

Geesche schwieg.

Peter betrachtete sie mit einem Blick, der nicht frei von Ironie war. — Und doch! —

Wie gesund und schuldlos ihr junger, achtzehnjähriger Körper war! — Du mein Gott! — Die jüngferliche Nackenlinie! — Die trutzige kleine Stirn mit ihren krausen Flimmerlöckchen! — Die mädchenhaften Handgelenke, voll und rund und lieb aus den eng anliegenden Aermeln hervor! — Das Grübchen im Kinn! —

Und — lieber Gott! — wenn sie ein Kind von ihm trüge! . . .

Aber da — Gott behüte! — war sie mit einem

Mal in die Höhe und rot bis in den Nacken, mit gesenkten Augen und einer aufgeworfenen, wehzuckenden Unterlippe kam sie schnell zu ihm hingetaumelt, sank an ihm nieder, das Gesicht an seine Brust gedrückt und weinte zum Herzbrechen.

Eh! — Peter kniff die Lippen. Sein Atem begann zu gehen. Er legte ihr die Hand auf die Schulter.

„Geesche!" sagte er beruhigend.

Er lächelte, um seine Rührung zu verbergen; aber wieder war in diesem Lächeln eine kleine Ironie.

„Nu! — Nu!" machte er.

Geesche wurde still. Das „Böckchen" stieß sie vom vielen Weinen wie bei einem Kinde.

„Hm! — Ich will dir etwas sagen, Geesche! — Du kannst jetzt nicht mehr lange bleiben. Ich bin auch noch sehr angegriffen und darf mich nicht aufregen. Also: ich will dir was sagen."

Sie blickte zur Seite.

„Ich will dir was sagen. — Du kannst da selbstverständlich nicht bleiben; da bei euch. Nicht wahr?"

Geesche versteckte ihr Gesicht.

„Nu ja! — Ich will dir also Geld geben; du schließt zu Hause zu und nimmst dir hier in Husum ein Zimmer. Da wohnst du so lange, bis

ich wieder gesund bin. Besuchst mich hier. Und dann werden wir weiter sehen. Nicht wahr?"

Geesche nickte.

Peter blickte sie an und verzog die Lippen . . .

XXXI.

Geesche hatte gethan, wie Peter ihr gesagt. Sie hatte zu Hause zugeschlossen und sich in Husum eingemietet. Und nun besuchte sie ihn, so oft es anging.

Sie war sehr still geworden.

Eh, dachte Peter, wenn er sie jetzt so sah: was ist's nun? Was ist's nun mit der Liebe und alledem? — Vielleicht, wenn Klaus Hansen von seinem Hieb nicht gestorben wäre, würde sie sich den Kuckuck noch um diesen Peter Boie gekümmert haben. Ihr leichter Sinn hätte gar bald alles vergessen. Sie hätte Klaus Hansen geheiratet und ihn am Ende mit der Zeit noch gründlich unter den Pantoffel bekommen! — Nun aber war Klaus Hansen tot, ihre Mutter war tot, im Dorf war sie unmöglich: wohin? — Köstlich! In der Naivetät ihres Selbsterhaltungstriebes kam sie zu ihm. Und nun erwachte denn wohl auch wieder die liebe Sympathie. Und vielleicht, daß sie nun vor ihm Respekt bekommen.

Ah, was ist nun? Wir alle sind einsam.

Jeder ist eine Welt für sich. Alles andere, wie man sich findet und abstößt, all diese Berührungen und „heiligen Bande", „Treue", Liebe u. s. w., u. s. w.: Chaos, Zufall im letzten Grunde, Chaos, Chaos! . . .

Nun ja, auch Liebe. — Die Erinnerung an die Stunden, die sie an der Buchtspitze miteinander verbracht, oben in seinem Stübchen in den mondlichten Sommernächten: sie stellte sich ja wohl wieder ein.

Er würde sie denn also mit hinübernehmen. Und war denn ja wohl auch im Grunde ganz froh, daß er sie wieder bei sich hatte. — Wenn er's gescheit anfinge, würde er ja wohl auch noch an ihr eine tüchtige Frau und Gattin haben; sie war ja, weiß Gott! im übrigen in jeder Hinsicht eine gute Gabe Gottes! — Er würde ja wohl in Zukunft noch gute Tage mit ihr leben. Es sollte denn also so sein.

Im übrigen — hahaha! — „Wie das Rhinozeros schweift einsam, so wandre allein!" . . .

Nun, er war „Realist" und Praktikus genug, um sogleich zu erkennen, welche Dispositionen getroffen werden mußten, damit alles gut gehe.

Eines Tages, als Geesche bei ihm war, und sie miteinander unten auf einer Bank im Hospitalgarten saßen, entfaltete er bedächtig ein altes, eng-

lisches Zeitungsblatt, das er mit Absicht zu dieser Zusammenkunft mit herunter gebracht und sagte:

„Paß mal auf, Geesche! Ich will dir was vorlesen."

Und nun las er.

Da sollte also irgendwo in Arkansas eine Kolonie gegründet werden. Jeder Ansiedler bekam von der Regierung hundertsechzig Morgen Land umsonst. Peter war über derartige Unternehmungen orientiert. Es war kein Kinderspiel, eine solche Ansiedlung zu gründen. Arbeit, Arbeit und nochmals Arbeit! Von früh bis spät harte Arbeit. — Urwald mußte gerodet werden. Unbilden der Witterung konnten die bedenklichsten Schwierigkeiten stellen. Es war ein Ringen mit der Natur auf Tod und Leben.

Eine dieser Kolonieen war in den ersten Anfängen durch einen Waldbrand, eine andere durch eine furchtbare Ueberschwemmung zu Grunde gegangen. Wenige von den Ansiedlern waren bei diesen Katastrophen mit dem Leben davongekommen.

Peter sah Geesche, nachdem er gelesen und ihr das alles erklärt, lange an und lächelte, im Inneren überdenkend.

Dann sagte er:

„Hm! — Weißt du, Geeschlein? Wir sind alle beide ein paar — Taugenichtse. — Ich bin

die letzten Jahre so in der Welt herum gebummelt, und du hast auch nichts anderes getrieben, als dem lieben Gott den Tag abgestohlen und Unfug gemacht. — Es wird Zeit, daß wir beide in uns gehen und was Verständiges anfangen. Wir gehen also in den Urwald. — Da haben wir keine Zeit, dummes Zeug zu treiben. Uns beiden wird das dienlich sein. Nicht?"

Geesche saß ganz still und ehrbar und blickte ihn nur an.

Sie sagte gar nichts. Ganz demütig sah sie ihn nur an und nickte.

*   *
*

Sobald Peter gesund und die Sache mit Klaus Hansen durch die Gerichte in Ordnung gebracht war, half Peter sogleich Geesches Angelegenheiten zu Haus regeln, und alsdann war sein erstes, daß er seine ganze letzte Erbschaft der städtischen Armenkasse seines Heimatsortes überwies. — Er besaß von seiner väterlichen Erbschaft noch cirka 1000 Mark. — Mehr hatten sie nicht von nöten. Es reichte zur Ueberfahrt, die nicht 1. Kajüte stattzufinden brauchte, und zur Ausrüstung für die Kolonie u. s. w.

Alles sollte im übrigen für sie von vorn an-

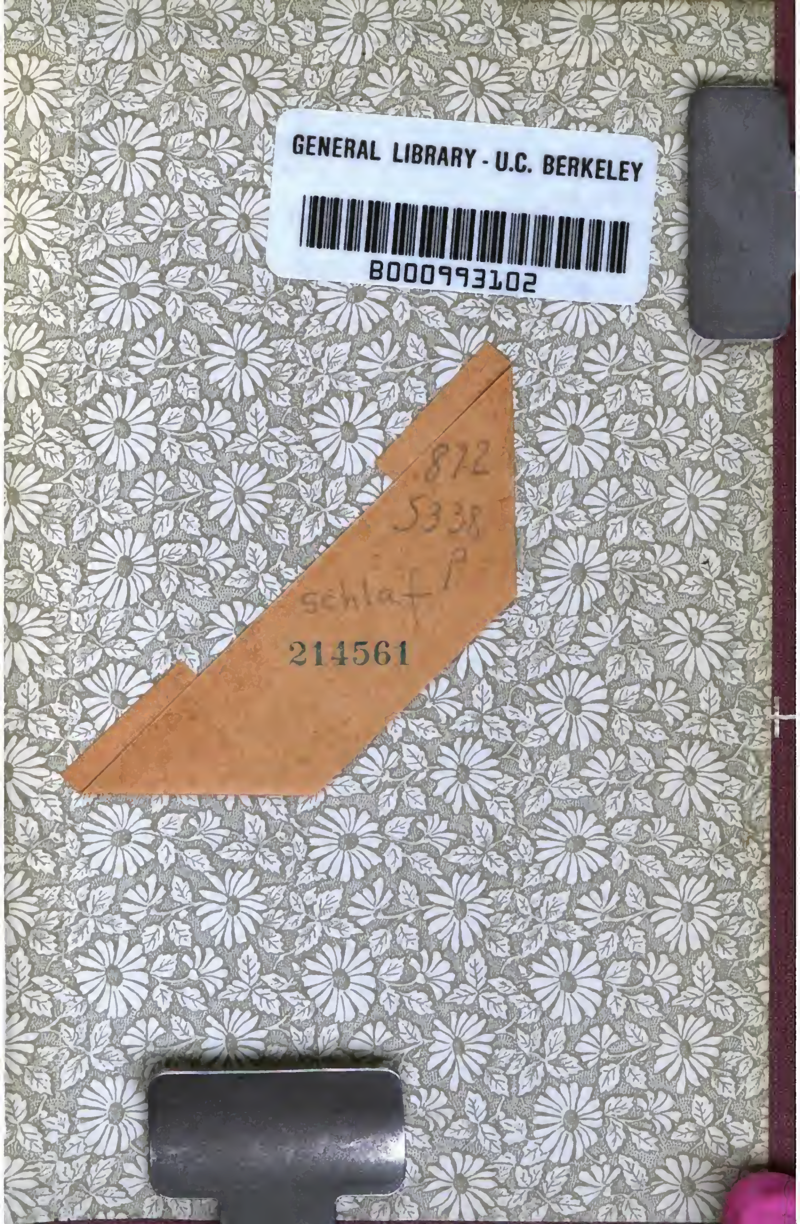
fangen. Alles wollten sie sich schaffen und erringen. Ein ganz neues Leben!

An einem schönen Herbsttage reiste er mit Geesche nach Hamburg ab. Und noch in derselben Woche begaben sie sich an Bord eines Postdampfers, der nach New York abging.

Das Herz ging Peter auf, als er das Hafengetriebe wieder sah, das ihn vor einigen Monaten, gelegentlich seines Abstechers zur Villa Maßmann in Ottensen, so begeistert. Geesche hatte etwas von ihrer alten Munterkeit wiederbekommen. Noch nie war sie in ihrem Leben aus ihrem kleinen Nest heraus gewesen. Sie war ganz betäubt von all diesen unerhörten Herrlichkeiten, die sie hier zu sehen bekam.

Noch an demselben Tage waren sie auf der freien Nordsee und brausten den herrlichen Abendgluten entgegen gen Westen, dem neuen Leben und der Arbeit entgegen. Der Arbeit! . . .

Ende!


GENERAL LIBRARY - U.C. BERKELEY
B000993102
.872
S338
P
schlaf
214561

